

# Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur  
der böhmischen Länder  
A Journal of History and Civilisation  
in East Central Europe

Herausgegeben  
im Auftrag des Collegium Carolinum  
von Karl Bosl

---

Band 23

Heft 2

1982

---

## INHALT

### ABHANDLUNGEN

- Seibt, Ferdinand: Wenzelslegenden . . . . . 249
- Heimrath, Ralf: Der ehemalige Gerichtsbezirk Weseritz in der westböhmischen  
Besiedlungsgeschichte . . . . . 277
- Schamschula, Walter: Der „Ackermann aus Böhmen“ und „Tkadleček“. Ihr  
Verhältnis in neuer Sicht . . . . . 307
- Otruba, Gustav u. Brousek, Karl M.: Bergbau und Industrie Böhmens im  
Zeitalter des Neoabsolutismus und Liberalismus 1848 bis 1875 (Schluß) . . . . . 318
- Schmidt-Hartmann, Eva: T. G. Masaryk und die Volksdemokratie . . . . . 370

### MISZELLEN

- Baumann, Winfried: Brauchtum und religiöse Kunst in der bayerisch-böhmischen  
Kulturlandschaft . . . . . 388

## II

Procházka, Roman Frhr. v.: Verzeichnis der noch existierenden historischen staatsrechtlichen böhmischen Adelsgeschlechter . . . . . 399

Schmoller, Gustav v.: Neurath in Prag 1939 bis 1941. Bemerkungen zu einer Biographie . . . . . 404

## VORTRAG

Stöckl, Günther: Das Einfache und das Komplizierte in der Geschichte . . . . . 411

## BUCHBESPRECHUNGEN

V. Karbusický: Anfänge der historischen Überlieferung in Böhmen (Josef Hemmerle) . . . . . 421

K. Stejskal: Karl IV. und die Kultur und Kunst seiner Zeit (Heidrun Dolezel) 425

J. Delumeau: La peur en occident (Ferdinand Seibt) . . . . . 426

Die Habsburgermonarchie 1848—1918. Band 3: Die Völker des Reiches (Harald Bachmann) . . . . . 427

H.-J. Häupler: Das Drama von Ludwigsthal. Wie die Glasherren Abele und Hafenbrädl um ihr Vermögen kamen (Eva Schmidt-Hartmann) . . . . . 429

H.-W. Rautenberg: Der polnische Aufstand von 1863 und die europäische Politik im Spiegel der deutschen Diplomatie und der öffentlichen Meinung (Rudolf Jaworski) . . . . . 430

F. Fellner (Hrsg.): Dichter und Gelehrter. Hermann Bahr und Josef Redlich in ihren Briefen 1898—1934 (Harald Bachmann) . . . . . 431

V. S. Mamaty u. R. Luža (Hrsg.): Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918—1948 (Peter Heumos) . . . . . 432

W. Ullmann: The United States in Prague 1945—1948 (Martin K. Bachstein) 441

J. Nykryn: Monopol vnějších ekonomických vztahů (Helmut Slapnicka) . . . . . 445

M. Šikula: Úloha socialistického státu v vonkajších ekonomických vztáchoch (Helmut Slapnicka) . . . . . 446

G. Fehr: Prag. Stadt an der Moldau (Johanna von Herzogenberg) . . . . . 447

L. Němec: Our Lady of Hostyn (Kurt A. Huber) . . . . . 449

KURZANZEIGEN . . . . . 451

SUMMARIES . . . . . 472

RÉSUMÉS . . . . . 475

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS . . . . .	478
MITARBEITER DES HEFTES . . . . .	479
PERSONENREGISTER . . . . .	480

## GESCHÄFTLICHE MITTEILUNGEN

Die Bände 1–20 (1960–1979) erschienen unter dem Titel:

Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl.

Schriftleitung: Dr. Gerhard Hanke, Collegium Carolinum, Thierschstraße 11–17/III, 8000 München 22.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Schriftleitung zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsendedung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 6000 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21, und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der Privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Hefen. Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 68,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgen nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Werbeanzeigen und Werbebeilagen besorgt der Verlag. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Spitzenberger.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsinhaberin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Icking; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhaackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Klopfer, Private, Süchtenu; Cäcilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz.

## WENZELSLEGENDEN

Von Ferdinand Seibt

### I.

Es gibt zwölf Legenden über Leben und Sterben des heiligen Herzogs Wenzel: neun lateinische und drei slawische, in zahlreichen Handschriften und abweichenden Redaktionen. Das ist ein einigermaßen gesicherter Sachverhalt; und fast der einzige, der in der umfangreichen Literatur über Herzog Wenzel und seine Historiographen keine Kontroversen auslöste. Immerhin: Kaum einer der mittelalterlichen Heiligen fand eine so weite Aufmerksamkeit in der Legendenwelt von Monte Casino bis Kiew, kaum eine andere Heiligenhistorie hat mehr fromme Federn bewegt; nicht im Hinblick auf die gleichwohl ansehnliche Zahl der Handschriften, die insgesamt die Überlieferung bergen, sondern gemessen an der Zahl der Köpfe, die ihre Varianten erdachten. Man muß schon sehr eingenommen sein von der Mittelstellung des böhmischen Bezugslands all dieser Legenden, um nicht gleich aus dieser ersten und, wie gesagt, fast einzigen unumstrittenen Tatsache in der diffusen Diskussion um die Wenzelslegenden besonderen Anlaß zum Nachdenken zu nehmen. Denn der heilige Bonifaz und der heilige Brun, der heilige Heinrich und selbst der heilige Gregor VII., der auf seine Weise geradezu im Mittelpunkt eines Literaturwirbels lebte, fanden jeweils nur einen oder zwei Biographen, und kaum, daß ihre Viten in so sehr viel mehr Handschriften auf uns gekommen sind als die Wenzelslegenden. Selbst der heilige Adalbert, der doch immerhin auch aus Böhmen stammt und geradeso wie Wenzel zum Märtyrer seines Glaubens wurde, macht dabei keine Ausnahme, wenn wir auch in seinem Fall förmlich der Verbreitung seines Märtyrerruhms unter kaiserlichen Auspizien nach den einzelnen Entwicklungsphasen nachgehen können.

Selbst wenn man typisiert, kann man die Wenzelslegenden noch immer in fünf Gruppen teilen, nach Josef Pekař, der den gesamten Überlieferungsstrom wohl bis heute am gründlichsten verarbeitet hat<sup>1</sup>. Das hat nämlich mehrere Ursachen:

<sup>1</sup> Pekař, Josef: Die Wenzels- und Ludmila-Legenden und die Echtheit Christians. Prag 1906. — Eine Darstellung der gesamten Forschungsentwicklung bis 1966 bot Heinrich Jilek: Die Wenzels- und Ludmila-Legenden des 10. und 11. Jahrhunderts. Zeitschrift für Ostforschung 24 (1975) 79—147; dort findet sich auch eine Zusammenstellung der Editionen. — Vgl. auch Wilhelm Wattenbach, Robert Holtzmann: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Neuausgabe, besorgt von Franz-Josef Schmale. Bes. Teil 3. Darmstadt 1971, mit Nachträgen zur Kontroversliteratur. — Vergleichende Studien aus dem Bereich lieferten zuletzt František Graus: St. Adalbert und St. Wenzel. Zur Funktion der mittelalterlichen Heiligenverehrung in Böhmen. In: Europa Slavica — Europa Orientalis. Festschrift für Herbert Ludat. Hrsg. v. Klaus-Detlev Grothusen und Klaus Zernack. Berlin 1980, 205—231 (mit der vorausgehenden Lit. v. selben Verfasser); Florja, B. N.: Václavská legenda a borisovsko-gle-

Wenzels Martyrium rührt aus einem Brudermord, und derlei Dynastendramen bewegen die Einbildungskraft bis heute. Die Bluttat ereignete sich zudem in einem zumindest nach den äußeren Umständen schon christlichen Land, und so weckte sie in der christlichen Mitwelt auch besondere Aufmerksamkeit. Und schließlich: Wenzel zählt zu den großen oder heiligen Herrschaftsträgern um die Jahrtausendwende, mit deren Namen die Konsolidierung des christlichen Abendlands für die folgenden tausend Jahre einher geht, und auch das war Anlaß für das besondere Gewicht, das man seiner Persönlichkeit zumaß.

Aber damit sind wir bereits über die schmale Grenze zwischen den Fakten und ihrer Interpretation geraten. Denn selbst die Wenzelslegenden beginnen die Christianisierung des Landes nicht mit seinem Namen, sondern mit seinem Vater oder seinem Großvater, und das Regierungsprogramm seines Mörders und Nachfolgers Boleslaw muß nicht in jeder Deutung als absolute politische Kehrtwendung betrachtet werden und gilt in keiner, schon die ersten Legenden eingeschlossen, als Rückkehr zum Heidentum. Es ist hier eben jene feine Grenze zwischen den Tatsachen, den möglichen Tatsachen, die uns allein überliefert sind, und ihren Ausdeutungen zu beachten, aus jenem 10. Jahrhundert, das selbst in der entwickelteren deutschen Historiographie vergleichsweise noch als eine dunkle Zeit betrachtet werden muß. Aus dem böhmischen Herrschaftsbereich der Přemysliden, von dem nicht einmal die genaueren Grenzen zu belegen sind, bringen jene Wenzelslegenden die ältesten Nachrichten überhaupt. Diese Aussage führt von den einhellig anerkannten schon zu den umstrittenen in unserem Zusammenhang.

## II.

Die Legenden vom heiligen Wenzel sind in der neueren Literatur bekannt, seit die ehrwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu in der Nachfolge des Jean Bolland mit ihrem großen und bis heute unübertroffenen Editionswerk der Acta Sanctorum im Jahr 1760 den 28. September nach dem Heiligenkalender erreichten. Damals lagen dem Editor bei der respektablen Gründlichkeit des Unternehmens „alle wichtigeren lateinischen“ Legenden vor, auch solche, die man erst später „entdeckte“ und druckte<sup>2</sup>, und nach einiger Mitteilung über den gesamten Umfang seiner Quellen wählte er eine einzige aus; mit einem Scharfblick, den ihm noch die neueste Forschung bestätigt. Freilich handelte es sich dabei um das umstrittenste Stück der Überlieferung, eine umfangreichere Darstellung zugleich mit einigen Informationen über das politische Geschick des Landes, so daß man von der ältesten böhmischen Chronik gesprochen hat. Im Prolog nennt sich der Autor christianus, und es mag in unserem Zusammenhang nicht so schwer wiegen, daß man sich bis heute nicht darauf einigen konnte, ob er damit sein Christentum bekannt machen

---

bovský kult (shody a rozdíly) [Die Wenzelslegende und die Verehrung von Boris und Gleb (Übereinstimmungen und Unterschiede)]. ČSČH 26 (1978) 82—90; T ř e š t í k, Dušan: Kosmova kronika. Studie k počátkům českého dějepisectví a politického myšlení [Die Kosmaschronik. Studie über die Anfänge der tschechischen Geschichtsschreibung und des politischen Denkens]. Prag 1968.

<sup>2</sup> P e k a ř 1906, 1.

wollte oder seinen Vornamen. Gewichtigere Folgerungen erwachsen aus dem Streit, ob dieser sogenannte Christian wirklich, nach seinen Worten, ein enger Verwandter des zweiten Prager Bischofs Adalbert gewesen ist und demnach seinen Bericht kurz vor der Jahrtausendwende zu Papier brachte, oder ob es sich im ganzen um eine Fälschung des 14. Jahrhunderts handelt. Dieses Verdikt nämlich fällt schon Josef Dobrovský vor 180 Jahren, und noch vor wenig mehr als 30 Jahren suchte es Rudolf Urbánek in einer umfangreichen Monographie aufs neue zu erhärten<sup>3</sup>. Die Echtheit Christians verteidigte bisher mit dem größten Aufwand einer der Altmeister der modernen tschechischen Mediävistik, eben Josef Pekař, und ihm folgten bis in die neueste Zeit dabei einige Philologen, nicht nur mit dem herkömmlichen Scharfsinn ihrer Disziplin, sondern auch mit einigen neuen Entdeckungen<sup>4</sup>.

Nur wenige Autoren hielten aber, selbst wenn sie das hohe Alter der Christianslegende verteidigten, diesen Text auch gleich für den ersten im Kreis der Wenzelslegenden. Seit geraumer Zeit sind solche Mutmaßungen auch am paläographischen Befund zu widerlegen, wenn auch nicht ganz mit wünschenswerter Einhelligkeit. Alter als die Christianslegende, die ihre Verteidiger in die frühen neunziger Jahre des 10. Jahrhunderts datieren, wäre demnach eine kürzere Fassung vom Leben und Sterben des heiligen Wenzel, die nach ihren Anfangsworten mit der Bezeichnung *Crescente fide* in die Literatur einging. Um die Echtheit dieser Legende gab es niemals Streit. Denn sie ist nicht nur, wie der umstrittene Christian, aus böhmischen Handschriften des 14. Jahrhunderts bekannt und nicht nur aus dem 12. Jahrhundert, woher sie wiederholt ediert wurde, sondern auch aus einem Konvolut, das aus dem Kloster Benediktbeuren stammt und eine paläographische Gestalt aufweist, die schon Georg Heinrich Pertz dem 10. Jahrhundert zuschrieb<sup>5</sup>. Wenn

<sup>3</sup> Urbánek, Rudolf: *Legenda t. zv. Kristiana ve vývoji předhusitských legend Ludmilských i Václavských a její autor* [Die sog. Christianslegende in der Entwicklung der vorhusitschen Wenzels- und Ludmilla-Legenden und ihr Autor]. Prag 1947—49.

<sup>4</sup> Ludvíkovský, Jaroslav: *Great Moravian Tradition in the 10th Century Bohemia and Legenda Christiani*. In: *Magna Moravia. Sborník k 1100 výročí příchodu byzantské misie na Moravu* [Sammelband zum 1100. Jahresgedächtnis der Ankunft der byzantinischen Mission in Mähren]. Prag 1965, 525—563, mit breiterer Übersicht der tschechischsprachigen Forschung. Besonders interessant ist dabei eine neue Analyse der Prosarhythmik des 10. Jahrhunderts. — Einen umfassenden Ansatz zur Entwicklungsgeschichte der frühen tschechischen Literaturgeschichte unternahm in mehreren Schriften Oldřich Králík und geriet darüber in eine langwierige Auseinandersetzung mit Zdeněk Fiala und Dušan Třeštík. Dazu vgl. Ferdinand Seibt: *Bohemia*. 1970, 53. Zuletzt Oldřich Králík: *Nejstarší rodokmen české literatury* [Der älteste Stammbaum der tschechischen Literatur]. Prag 1971. Mit zusammenfassender Sicht der literarischen Entwicklung im 10. Jahrhundert. — Zum Problem zuletzt Vladimír Karbusický: *Anfänge der historischen Überlieferung in Böhmen*. Köln-Wien 1980, bes. 41—47, mit einem Votum für das 10. Jh.

<sup>5</sup> Pekař 1906, 24 ff.: Es handelt sich um die Handschrift clm 4605 der Münchner Staatsbibliothek. Ihr Alter hatte schon G. H. Pertz 1839 mit dem 10. Jh. bestimmt, es ist seitdem unterschiedlich angesetzt worden. Vgl. Georg Heinrich Pertz im *Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde*. Eine neuere paläographische Bestimmung der Handschrift aus dem Kloster Benediktbeuren ist auch in dem bekannten Werk von Bernhard Bischoff: *Die südostdeutschen Schreibschulen*. 2. Aufl. 1962 nicht enthalten. Es gibt noch 6 andere, jüngere Hss. des Textes in München.

auch eine solche Zuordnung im Gang der Überlieferung nicht ganz einhellig wiederholt worden ist, so darf doch allgemein als gesichert gelten, daß wir in jenem Text die älteste lateinische Wenzelslegende vor uns haben. Merkwürdig bleibt nur im breiten Raum des Diskussionskomplexes um die Wenzelslegenden<sup>6</sup>, daß ausgerechnet diese älteste Handschrift der ältesten lateinischen Legende zwar seit 1839 so angesprochen und damit der Forschung bekannt geworden ist, aber bis heute weder von tschechischer noch von deutscher Seite eine entsprechende Edition gefunden hat. Man druckte statt dessen Redaktionen aus dem 12. und dem 14. Jahrhundert. Auch das klassische deutsche Editionsinstitut läßt uns hier mit seiner Ausgabe aus dem vorigen Jahrhundert im Stich. Es bringt die sogenannte Gumpoldlegende<sup>7</sup>, die man eine Zeitlang für die älteste Aufzeichnung hielt, während man heute nach wiederholten Analysen und aufgrund zahlreicher da und dort verstreuter Einzelheiten davon ausgeht, daß jene Gumpoldlegende nichts anderes ist als eine auf Geheiß Kaiser Ottos II. von einem Kömmerling der additiven Rhetorik jener Zeit ausgeschmückte Neufassung von *Crescente fide*<sup>8</sup>. Wie eine neue tschechische Arbeit zeigt, ist freilich gerade diese Neufassung sehr aufschlußreich für den allmählichen Wandel der Wenzelsfigur<sup>9</sup>.

Immerhin ist im Rahmen der Gumpoldlegende in der genannten Monumenta-Edition auch der ältesten Münchner Handschrift von *Crescente fide* in Anmerkungen eine gewisse Aufmerksamkeit eingeräumt. Anderes von ihren nicht uninteressanten Varianten beobachtete Pekař 1906. Daß dieser Text mit seinen Spielarten aber noch immer Unbekanntes birgt, zeigte erst 1977 František Graus<sup>10</sup>. Dabei

<sup>6</sup> Schon Pekař 1906, 25 berichtet unterschiedliche Urteile und nimmt selbst keine Stellung. — Ludvík ovský verlegte 1958: *Nový zjištěný rukopis legendy Crescente fide* [Eine neu gefundene Handschrift der Legende *Crescente fide*]. *Listy filologické* 81 (1958) 56—68, hier 56, den Münchner Text clm 4605 ohne neue Anhaltspunkte „ungefähr“ in das 11. Jahrhundert.

<sup>7</sup> Die Gumpoldlegende wurde als die einzige und nach dem damaligen Erkenntnisstand beste Quelle zur Lebensgeschichte Wenzels im Jahr 1841 im 4. Band der MGHSS ediert. Die deutsche Forschung hat sich danach zwar noch mit Arbeiten von Bretholz und Wostry an der Diskussion um die Entwicklung der Legenden beteiligt, aber keine neue Edition mehr vorgelegt, trotz des relativ großen Bestandes von Wenzelslegenden in deutschen Bibliotheken. Zur ältesten Handschrift der sogenannten böhmischen Redaktion von *Crescente* auf deutschem Boden vgl. Ludvík ovský 1958.

<sup>8</sup> Zur älteren Literatur Pekař 1906, 40 f. Den neuesten Stand der Edition findet man bei Rudolf Turek - Václav Ryněš 1969 in der *Bibliotheca Sanctorum*. Rom 1969, col. 991—1000; auch bei František Graus: *Der Herrschaftsantritt Sankt Wenzels in den Legenden*. In: *Osteuropa in Geschichte und Gegenwart*. Festschrift für Günther Stökl. Hrsg. von Hans Lemberg, Peter Nitsche und Erwin Oberländer unter Mitwirkung von Manfred Alexander und Hans Hecker. Köln 1977, 287—300, hier 290.

<sup>9</sup> Třeščík 1968, bes. 186 f.

<sup>10</sup> Graus 1977, 290. Die sehr interessante Beobachtung von Graus müßte freilich auch auf die Varianten innerhalb der Legenden bezogen werden, um den Wandel der Auffassungen, die man in scheinbare Nebensachen der Erzählung unwillkürlich einfließen ließ, auch an diesem Beispiel zu studieren. So heißt es beispielsweise in der von Graus nicht herangezogenen Prager Kapitelhandschrift G 5 aus dem 14. Jahrhundert: ... omnes populi, qui eius regionis nobiles fuerant, congregantes se elegerunt ... Die Handschrift *Crescente fide* clm 4605 fol. 134 aber, die Graus nicht vorlag, berichtet ähnlich

wird an einigen Begriffsveränderungen ein Beispiel von seltener Eindeutigkeit für den Übergang der Herrschaftsorganisation vom Personenverband älteren Stils zum Flächenstaat neuerer Prägung faßbar. Kaum könnte man für diesen Vorgang klarere Belege finden <sup>11</sup>.

Andere, handfestere Varianten der Überlieferung hat man längst beobachtet. Da unterscheidet man seit langem eine bayerische und eine böhmische Redaktion, nicht nur nach dem Fundort der Handschriften, sondern eben auch nach gewissen Kriterien, die so etwas wie patriotische Differenzen zu verraten scheinen. Auch das hatte Pekař nach älteren Beobachtungen gezeigt.

Danach führt die böhmische Redaktion das böhmische Christentum um eine Generation weiter zurück, und sie läßt gelegentlich einen Halbsatz fort, in dem Wenzels Mutter mit überaus nachteiligen Epitheta bedacht wird. Weil auch Wenzels Bruder, sein Mörder, in der bayerischen Redaktion gelegentlich als „der Jüngere und Schlimmere“ bezeichnet wird, während sich die böhmische Redaktion dabei nur auf den Altersunterschied beschränkt, scheinen sich die Differenzen zur Tendenz zu verdichten. Schon Pekař dachte bei aller Sachlichkeit seiner Textvergleiche an dieser Stelle an „vielleicht notwendige Korrekturen“, und anderen Autoren lag es noch näher, die böhmische Redaktion mit böhmischem Selbstgefühl in Verbindung zu bringen, das massive Anklagen gegen das Přemyslidenhaus mildern wollte.

Diese Urteile sind vorschnell. Vergleicht man nämlich nicht die Unterschiede, sondern die Gemeinsamkeiten beider Redaktionen, dann mag man solche Deutungen gar nicht überzeugend finden. Denn in der bayerischen wie in der böhmischen Redaktion bleibt noch genug, das Boleslaw als Bruderörder qualifiziert, und die Mutter des ungleichen Brüderpaares ist in jedem Fall, ob sie nun ausdrücklich als eine Ungläubige (nicht wie Pekař meinte, als Heidin) aus dem ärgsten Heidenstamm bezeichnet wird oder nur aus einem Heidenstamm, der Gott nicht kannte, doch als die Urheberin des Martyriums ihrer Schwiegermutter Ludmilla gekennzeichnet, „deren Seele . . . zweifellos mit der Märtyrerpalme zum erhabenen Herrn gelangte“. Und das ist in jedem Fall Urteil genug. Man könnte noch mit jener Liebe zum Detail, die in der Masse eines Textvergleichs eher wächst als schwindet, darauf verweisen, daß Fürst Boleslaw, der Bruderörder, gelegentlich einmal auch in der böhmischen Redaktion als Bösewicht bezeichnet wurde, während die bayerische an der entsprechenden Stelle den Schimpfnamen unterdrückt <sup>12</sup>.

So bleiben ganz ohne Zweifel nur jene Zusammenhänge wichtig, die für getrennte Wege der beiden Redaktionen sprechen, und dabei zeigen sich, wie schon Pekař demonstrierte, Abweichungen auf beiden Seiten, also Plus wie Minus. Pekař hielt dann auch, nach einigen Erwägungen über mögliche Prioritäten, die Annahme von der Existenz einer gemeinsamen verlorenen Vorlage als „im höheren Grade geeignet, die Unterschiede der beiden Texte mit ihrem Plus wie Minus

---

wie die von Ludvíkovský 1958 edierte Zwiefaltener Handschrift aus dem 12. Jahrhundert in einer altertümlichen Begrifflichkeit: . . . omnes populi, qui eius fuerant, congregantes se elegerunt . . .

<sup>11</sup> P e k a ř 1906, 37.

<sup>12</sup> Svatováclavský Sborník I. Prag 1934, 500: Ille vero malignus vociferabatur . . .

auf beiden Seiten zu erklären“<sup>13</sup>. Diese Ansicht findet auch noch Unterstützung in der neuesten Literatur<sup>14</sup>. Auch ein Vergleich zwischen der ältesten bayerischen Handschrift von *Crescente fide* mit der neu entdeckten ältesten böhmischen Redaktion aus dem 12. Jahrhundert gibt keine Anhaltspunkte dafür, dieses von einigen Forschern immer wieder angenommene Verhältnis<sup>15</sup> in einem anderen Licht zu sehen.

### III.

Die kargen Worte der seltenen Quelle aus einer für unsere Kenntnisse im ganzen dunklen Zeit reizen erklärlicherweise zu weittragenden Interpretationen. Die große Gefahr bei solchen Deutungen besteht zweifellos nicht nur unter eigentlichen methodischen Aspekten, Mißdeutungen, Überzeichnungen, sondern in dem Versuch, Brücken zu schlagen, Brücken über die bruchstückhaften Nachrichten, wie sie die moderne Kombination nahelegt. Die Erwägung, eine nach vielen Überlieferungskriterien deutliche böhmische Redaktion von *Crescente fide* könnte auch so etwas wie einen böhmischen Landespatriotismus erkennen lassen, weil sie Wenzels Mutter nicht wie die bayerische Redaktion als Gottesfeindin bezeichnet und Wenzels Bruder gelegentlich nicht als jünger und schlechter, ist zweifellos eine solche methodische Falle. Was auf den ersten Blick sich so leicht der weitertragenden Deutung anbietet, kann bei schärferer Kritik auch anders zu deuten sein, und wenn wir Schreibfehler ausschließen, dann bietet sich noch immer die Feder eines erbosten Tradenten, der eine ohnehin vorhandene Aussage noch durch einen Zusatz unterstrich. Schon die älteste bayerische Handschrift gibt ein paar Proben für gewisse kleine stilistische Varianten. Insgesamt für die Deutung belanglos, war doch die Versuchung wirksam, die bayerische und die böhmische Redaktion im ursächlichen Zusammenhang mit einer stärkeren oder geringeren Drastik des Ausdrucks an zwei für das Gesamtbild doch kaum entscheidenden Redewendungen in Verbindung zu bringen. Inzwischen ist immerhin die älteste Handschrift der böhmischen Redaktion dem württembergischen Zwiefalten zuzuteilen, ist also nicht in Böhmen entstanden, und wenn dieses Kloster auch wegen einer Adelsheirat böhmische Kontakte hatte, so sollte der Umstand weithin zur Vorsicht mahnen, nationale Handschriftentraditionen mit nationaler Meinungsbildung übereinzubringen.

Vor dem Hintergrund der alten Abhängigkeit und der modernen Beziehungen zwischen Böhmen und der deutschen Nachbarschaft suchte man auch in den Wenzelslegenden nach literarischer Unabhängigkeit, und die Entdeckung der slawischen Wenzelslegenden seit 150 Jahren bot dazu einen Anhaltspunkt unter vielen. Waren die slawischen Berichte vom heiligen Wenzel, zumindest in ihrer ältesten Fassung, die Aufzeichnungen vom Martyrium des Přemyslidenfürsten? Legten sie das anderwärts fehlende Zeugnis ab für eine unmittelbare Kontinuität zwischen der

<sup>13</sup> P e k a ř 1906, 38.

<sup>14</sup> L u d v í k o v s k ý 1958, 64. Auch der Vergleich zwischen *Crescente fide* clm 4605 und der Zwiefaltener Handschrift — der ältesten böhmischen Redaktion aus dem 12. Jahrhundert — ändert den Befund nicht.

<sup>15</sup> N o v o t n ý, Václav: *České dějiny* I, 1. Prag 1912, 457.

mährischen Kirche in der Organisationsgestalt durch die Brüder Kyrill und Method und der Entwicklung einer entsprechenden Geistigkeit im westlichen Böhmen, die spurenhafte nur im Kloster Sazawa, etwa 100 Jahre nach Wenzels Tod, wieder auftaucht und dann erst im Emmaus-Kloster, der Neugründung Karls IV.?

Falsch wäre es freilich, und ein grundsätzliches Fehlurteil über den kritischen Ernst tschechischer Forschung, wollte man den philologischen Eifer um die Erforschung der altslawischen Wenzelslegenden so ohne weiteres mit slawischem Selbstbewußtsein in Verbindung bringen. Gerade die gründliche Auseinandersetzung mit den Texten führte immer wieder zu respektabler Objektivität. Aber andererseits waren es oft die nebenbei gefällten Urteile im Gang der Forschung, die sich zu gewissen Komplexen fügten und die Frage nach der Priorität wie auch nach der Ausstrahlung auf die zeitgenössische Kultur bei ihren Aussagen über das Verhältnis zwischen den ältesten lateinischen und den slawischen Berichten zu vordergründig werden ließen.

Wiederum kann man von einem verhältnismäßig gesicherten Befund in der älteren Literatur ausgehen. Im großen und ganzen ist nämlich die Übersicht von Josef Pekař noch allgemein akzeptiert, wonach sich der lateinischen Legende mit den Anfangsworten *Crescente fide* ein altslawischer Bericht mit merkwürdiger Ähnlichkeit gegenüberstellen läßt, der nach seiner Rekonstruktion und lateinischen Übersetzung durch Miloš Weingart vor fünfzig Jahren mit den Anfangsworten *Ecce nunc* bezeichnet werden soll<sup>16</sup>. Die ältere tschechische Forschung geht allgemein davon aus, daß jene altslawische Legende den ältesten Bericht über Wenzels Martyrium bringe. In diesem Sinn faßte schon Pekař 1906 die Ergebnisse vornehmlich philologischer Untersuchungen zusammen<sup>17</sup>. So hat sie auch später Vacláv Chaloupecký wiederholt kommentiert, und auf diese Weise hatte sie auch Miloš Weingart 1934 bei der Rekonstruktion der verschiedenen Rezensionen und ihrer lateinischen Übersetzung vorgestellt. Auch Ludvíkovský hält sich noch 1965 an diese Meinung<sup>18</sup>. Dabei hat die Legende besonderes Gewicht in der Auseinandersetzung um Stärke und Weiterwirkung der slawischen Liturgie aus mährischer Wurzel.

Es gibt Gegenmeinungen. Zwar konzidierte František Graus, einer der größten Skeptiker im Hinblick auf die Weiterwirkung der slawischen Liturgie im přemyslidischen Böhmen, als zwanglose Deutung des Ursprungs der Legende am ehesten einen Zeitraum bald nach Wenzels Tod<sup>19</sup>. Aber Dušan Třeštík, der 1962 zuerst eine bislang nicht verifizierte Anspielung im slawischen Text auf eine Synode in Split im Jahre 924, also unmittelbar vor den dramatischen Ereignissen des

<sup>16</sup> Weingart, Miloš: První česko-církevněslovanská legenda o sv. Václavu. Rekonstruovaný text [Die erste tschechisch-kirchenslawische Legende vom hl. Wenzel. Rekonstruierter Text]. In: Svatováclavský Sborník I. Prag 1934, 974—982. Die Korrekturen der Rekonstruktion Weingarts aus den drei altslawischen Redaktionen der Legenden durch B. Havránek in der Zeitschrift Časopis Matice Moravské (1936) blieben hier unberücksichtigt.

<sup>17</sup> Pekař 1906, 15 u. a.

<sup>18</sup> Ludvíkovský 1965, 545 f.

<sup>19</sup> Graus, František: Böhmen zwischen Bayern und Sachsen. *Historica* 19 (1969), hier Anm. 42.

Legendenberichts, bemerkte, verlegte dennoch die Entstehung dieses Textes nicht in die Nähe dieses Datums, sondern gegen das Ende des Jahrhunderts, freilich auch mit der Hypothese einer verlorenen Vorlage, deren Ursprung in Böhmen er nicht ausschließen wollte<sup>20</sup>.

Die Hypothese älterer Vorlagen kann für Textanalysen lähmend sein. An eine solche Vorlage hatte schon Václav Novotný 1912 gedacht, weil er sich nur auf solche Weise die auffälligen Gemeinsamkeiten in der Aussage zwischen der ersten lateinischen und der ersten slawischen Legende denken konnte<sup>21</sup>. Solche Ähnlichkeiten waren bereits Pekař bei seinen Legenden-Studien aufgefallen. Allerdings sah er nicht mehr als „einen obwohl entfernten Zusammenhang“<sup>22</sup>. Der unbefangene Leser beider Legenden wird ein solches Urteil, auch mit dem Blick auf drei, vier von Pekař angelegentlich notierte Parallelen, aber wohl kaum für erschöpfend halten. Nicht nur, weil sich die angegebenen Beispiele vermehren ließen, sondern auch, weil Pekař solcherart den auffälligen Parallelen im Aufbau der beiden Legenden nicht gehörig Rechnung trug.

Soll man dafür nun Zuflucht nehmen bei dem beliebten Hinweis auf die verlorenen älteren Vorlagen? Natürlich ist unter den Umständen literarischer Traditionen eine solche Mutmaßung schnell bei der Hand. Und zweifellos muß es eine Verbindung zwischen beiden Texten gegeben haben. Die Frage ist nur, ob sie sich in der Graphik der Relationen als ein Dreieck erweist, wonach die beiden uns erhaltenen Texte gleichermaßen aus einer gemeinsamen Quelle zehren. Ich glaube das nicht.

Um das verständlich zu machen, muß niemand in das unübersichtliche Feld vager Kombinationen gelockt werden. Es genügt eine einfache Beobachtung, die man in der reichen Literatur bislang vermißt: Personennamen. Die lateinische Legende nennt Wenzel, seinen Bruder Boleslaw natürlich, und seine Großmutter Ludmilla. Erstaunlicherweise wird Drahomira, die der Text bekanntlich, nachdrücklich in der bayerischen, etwas milder in der böhmischen Redaktion, wie wir gesehen haben, mit sehr unterschiedenen Urteilen bedenkt, so daß sie leicht überhaupt als die Urheberin der ganzen Familientragödie erscheinen könnte, in *Crescente fide* nie mit ihrem Namen bezeichnet. Sie wird als die Mutter Wenzels in den Text eingeführt, und ohne die slawische Legende wüßten wir möglicherweise gar nicht, wie sie hieß. Das ist umso auffälliger, als die lateinische Legende im übrigen durchaus nicht etwa der Nennung von Personen aus dem Wege geht und in ihrem Aufbau nach ihren Satzanfängen gleichsam annalistischen Charakter besitzt: *Cum autem ... Tunc autem ... In tempore illo ...* Auch ist Drahomira nicht nur einmal ins Spiel gebracht, sondern wiederholt, so daß sich der Mangel nicht etwa aus einem Versehen des Schreibers erklären läßt, aus einem Umstand also, wie ihn die literarische Tradition der Zeit immer wieder mutmaßen läßt. Selbstverständlich hat auch die

<sup>20</sup> Třeštík, Dušan: *Miscellanea k 1. staroslovanské legendě o sv. Václavu*: „Každý kdo postává proti pánu svému, podoben jest Jidáši“ [Zur ersten altslawischen Legende vom hl. Wenzel: „Jeder, der sich gegen seinen Herrn erhebt, gleicht dem Judas“]. *Československý časopis historický* 15 (1967) 337—342.

<sup>21</sup> Novotný 1912, 478.

<sup>22</sup> Pekař 1906, 34 u. 17.

böhmische Redaktion von *Crescente fide*, bei ihrer besprochenen Veränderung an den Aussagen über jene *Drahomira*, die Namensnennung nicht nachgeholt. Die Beobachtung läßt sich rasch erweitern. Denn schon längst hat man bemerkt, daß sich auch mit anderen Namen das slawische *Ecce nunc* weit besser informiert gibt als das lateinische *Crescente fide*. Dabei handelt es sich vornehmlich um die Namen der engsten Gefolgsleute *Boleslavs*, die ihm bei seinem Attentat zur Seite standen; und auch um die Namen der beiden Priester, die danach den Leichnam des Erschlagenen versorgten. Ja selbst der Hergang der bösen Tat ist in *Crescente fide* merkwürdig lapidar geschildert, mit einer Ausnahme, von der noch zu sprechen sein wird, in *Ecce nunc* dagegen mit aller Anschaulichkeit.

Erlaubt diese Beobachtung tatsächlich die Fiktion von einer gemeinsamen Vorlage? Hätte nicht eine solche Vorlage, den Ereignissen, bei welcher Entstehungszeit auch immer, doch zweifellos näher als ihre Derivate, und bei dem annalistischen Grundcharakter beider Legenden, denen eine gewisse Protokollfunktion zugesprochen werden muß, in jedem Fall die wichtigsten Namen gleichmäßig dem lateinischen wie dem slawischen Zweig der Tradition überliefern müssen? Und wenn man schon, mit den Worten von *Pekař*, der altslawischen Legende „Schlichtheit in der Form und der Auffassung des heiligen Wenzel“, der lateinischen aber „ein gesuchtes, ja raffiniertes Lob seiner Frömmigkeit“ zuspricht<sup>22</sup>, was die nüchterne Aufmerksamkeit im slawischen Text für den Tathergang und damit womöglich auch sechs Namen in diesem Zusammenhang erklären könnte, wofür das Pathos in der lateinischen Version möglicherweise keinen Raum gehabt haben könnte — so bleibt doch noch immer die erste und auffälligste Beobachtung bestehen, daß *Drahomira* im lateinischen Text nicht namentlich zu finden ist. Doch ihre Herkunft aus dem heidnischen Elbslawentum wird berichtet, ja selbst ihre persönliche Distanz zu *Wenzels* Lebensideal, die der Text sogar in direkter Rede illustriert.

Aber das zählt zur Vorgeschichte, schafft Hintergrund, erläutert Motive am böhmischen Fürstenhof. Im übrigen ist *Drahomira* im lateinischen Text keine Leitfigur. Die Anklage zielt auf *Boleslaw*, der „auf keine Weise der ewigen Verdammnis entgehen sollte“. Das ist ein Sachverhalt, den die Wiedergabe der Texte leicht verdunkelt. Man mag hier einen Mangel in der Konzeption entdecken, und wir sind versucht, dem lateinischen Autor zu empfehlen, den Mord an der fürstlichen Großmutter *Ludmilla* doch ein bißchen anschaulicher ins Bild zu rücken, um alle beiden Märtyrer künftigen böhmischen Angedenkens ihren Widersachern deutlicher gegenüberzustellen. So hätte *Drahomira* vielleicht eine Schlüsselrolle im böhmischen Fürstendrama erlangt. Allein, der lateinische Text weist sie ihr nicht zu, und so sollten auch wir einer entsprechenden Versuchung widerstehen, vor der man gelegentlich auch schon warnte, und festhalten, daß der lateinische Text von *Drahomira* zwar wiederholt, aber nur nebenbei berichtet. Der Name der Fürstin war dem Autor offenbar unbekannt.

Vielleicht muß man aus diesem Anlaß noch einmal überhaupt an die dürftigen Nachrichtenbrücken jener Zeit erinnern. Kannte doch auch *Widukind*, der *Corveyer* Mönch und Geschichtsschreiber der Ottonenzeit, der in zwei vielzitierten Sätzen ein wenig von *Wenzel* und seinen Wundertaten und auch die einzige Nachricht aus dem zeitgenössischen Deutschland über den Brudermord überliefert, offensicht-

lich den Namen Wenzels nicht<sup>23</sup>. Boleslaw dagegen, der mindestens bis 967 regierte, war dem sächsischen Hofhistoriographen durchaus bekannt.

Der lateinische Autor also kannte Drahomiras Namen nicht, auch nicht Wenzels Mörder. Am Hofe hatte er wohl nie gelebt. Der slawische Autor dagegen zeigt zur Fürstenmutter ein ganz anderes Verhältnis. Danach wurde sie zur Regentin für den minderjährigen Wenzel, zur guten Regentin, denn „sie sicherte das Land und lenkte die Menschen“<sup>24</sup>. Von einer solchen Regentschaft hatte die lateinische Legende nichts berichtet, aber man bringt für gewöhnlich diesen Hinweis überein mit der lateinischen Erzählung vom Mord an Ludmilla auf Veranlassung ihrer Schwiegertochter. Sind diese beiden Aussagen Varianten ein und desselben Sachverhalts? Das slawische Lob über die starke Regentschaft und die lateinische Klage über die Gewalttat?

Die slawische Legende berichtet danach von einer Verleumdungskampagne gegen Drahomira, kaum daß Wenzel zur Regierung gekommen war. Der junge Herzog ließ sich beeinflussen und verbannte seine Mutter; allerdings kam er bald wieder zur Besinnung, bekannte sein Unrecht, rief seine Mutter ehrenvoll zurück, „und sie aber erfreute sich am Glauben ihres Sohnes und an der Gunst, die er übte“<sup>25</sup>. Wieder läßt sich ein lateinisches Pendant finden, nicht aus dem Wortlaut, sondern aus den Umständen. Denn während sich Drahomira in *Ecce nunc* am Glauben ihres Sohnes freut, der sie in der rechten Furcht des Herrn zurückberufen hatte, klagt sie nach der lateinischen Version, noch ehe sie Ludmilla ermorden ließ: „Was sollen wir tun? Der Fürst sein soll, ist von den Klerikern verdorben worden und ist wie ein Mönch!“ Fortan war sie mit ihren Ratgebern bemüht, ut *resipisceret a doctrina*<sup>26</sup>. Erst als Wenzel schließlich mannbar wurde, berief er alle seine Männer und seine Mutter und schalt sie wegen ihrer Absichten, ihn vom Glauben abzubringen mit der ausdrücklichen Versicherung, daß er wohl bis jetzt in ihrer Gewalt gewesen sei, nun aber wollte er ihnen nicht mehr gehorchen, um Gott zu dienen<sup>27</sup>. Fortan ist in *Crescente* von Drahomira nicht mehr die Rede. Aber *Ecce nunc* weiß dafür noch mehr von ihr zu berichten. Danach gehörte sie, ganz anders als in der lateinischen Erzählung, selber auch zur Partei Wenzels, hielt sich zur Zeit des

<sup>23</sup> Widukind I 35 und II 3; Erwägungen von Wilhelm Wostry in: Drei St.-Wenzels-Studien. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 3 (1933) über eine Überlieferungslücke in einem offenbar korrekturbedürftigen Satz Widukinds, in welche sich zum Jahr 929 dann Wenzels Namen einfügen ließe, sind zwar scharfsinnig, aber nicht zwingend. Sie schließen andere Möglichkeiten nicht aus, und so bleibt es bis jetzt bei der Unklarheit über die Aussagen des sächsischen Chronisten.

<sup>24</sup> *Ecce nunc* in der Rekonstruktion Weingarts 1934, 974 Satz 14: *At mater eorum Drahomira firmavit terram et homines regebat, dum adolevit Venceslaus, et adultus, coepit ipse regere homines suos.*

<sup>25</sup> *Ecce nunc* 1934, 975 Satz 28: *Lugens igitur honorabat matrem suam, illa autem gaudebat de fide filii sui et de gratia, quam faciebat.*

<sup>26</sup> *Crescente fide* 1934, 497.

<sup>27</sup> *Crescente fide* clm 4605 fol. 135 verso: *Cum autem factus esset vir, convocavit omnes viros suos et matrem et exprobravit incredulitatem illorum et duriciam cordis dicens: Cur me prohibuistis discere legem domini dei mei, et servire illi soli? Et si actenus in vestra fui potestate, amodo tamen non obediens vobis deo volo servire.*

Mordes ebenso am Hof ihres jüngeren Sohnes in Altbunzlau auf<sup>28</sup>, vielleicht gerade so zum Besuch eingeladen wie Wenzel selbst, und sollte eigentlich bei dieser Gelegenheit zugleich mit dem Herzog beseitigt werden. Nur daß Boleslaw keine Flucht argwöhnte, rettete ihr das Leben. Sie beweint den erschlagenen Sohn, wagt aber nicht, selber für ihn zu sorgen, sondern übergibt ihn den Priestern. Dann flieht sie in das Gebiet der Kroaten, worunter man bislang übereinstimmend einen entsprechenden Kleinstamm im nördlichen Böhmen außerhalb der Přemyslidenherrschaft verstand. Kann man die Fürstin noch nachdrücklicher verteidigen gegen die lateinischen Verdächtigungen?

Damit hat sich schon eine andere Betrachtung des Verhältnisses der beiden Legenden abgezeichnet, die sich nicht durch ein Dreieck umschreiben läßt, sondern als ein wechselseitiges Verhältnis, ja wohl gar als ein Dialog. Dergleichen ist in der Literatur bisher nur ein einziges Mal erwogen worden, von einem sehr einfallreichen Handschriftenforscher, Hussitenspezialisten, der sich nur angelegentlich mit den Wenzelslegenden beschäftigt hatte, von F. M. Bartoš. Er konstatierte 1929 „auffällige bis wörtliche Übereinstimmungen“ des slawischen Textes auf der Grundlage der bayerischen Legende, wobei ihr Verfasser „deutlich, wenn auch indirekt mit der Auffassung des bayerischen Mönches“ polemisierte<sup>29</sup>.

Damit hatte Bartoš, wie nicht selten in seinen Urteilen, Herkömmliches umgekehrt. Denn zuvor hielt man jedenfalls die slawische Legende im Detail für genauer, den Ereignissen also offenbar näher, und deshalb, nach einer Faustregel genetischer Quellenkritik, auch für die ältere. Außerdem aber sah Bartoš ein Wechselverhältnis, das bis dahin so noch von niemandem beschrieben worden war, etwa mit den Worten: „Die lateinische Legende zeigt Anschauungen, Sympathien und Abneigungen derjenigen Partei, die durch den Fall des Fürsten getroffen worden war, der bayerischen Priester . . . auch schildert die Legende den Kampf unter den böhmischen Gruppen als einen Kampf der Heiden mit den Christen und läßt den Märtyrerheiligen unter den Händen von Ungläubigen sterben. Demgegenüber übernehmen die Schreiber der slawischen Legende die Aufgabe der Verteidigung der Sippe Boleslaws und die Rolle von Hofhistoriographen. Geradezu mit Wärme nimmt sich der Legendist der Fürstin Drahomira an, welche die bayerische Legende als Heidin schmätzt. Sie ist umgekehrt als ergebene Christin geschildert . . .“<sup>30</sup>

Bartoš ist seinem temperamentvollen Urteil nicht weiter nachgegangen. Er hat es später sogar verlassen, um den Autor von Ecce nunc im 11. Jahrhundert bei den slawischen Benediktinern im böhmischen Kloster Sazawa zu suchen. Auch die neuere Literatur übergang seinen Vorstoß stillschweigend. Die Fragen der Forschung

<sup>28</sup> P e k a ř 1906, 18 schließt aus dem slawischen Bericht, wonach Drahomira nicht gewagt habe, den ermordeten Wenzel in domum suam zu bringen, die Fürstin habe in Bunzlau am Hofe Boleslaws ein Haus besessen.

<sup>29</sup> B a r t o š, František Michálek: Kníže Václav svatý v dějinách a v legendě [Der heilige Fürst Wenzel in Geschichte und Legende]. Prag 1929, hier S. 13. Bartoš verweist dabei auf die „umstürzende“ Darstellung von František V a c e k : Úvahy a posudky o literatuře svatováclavské [Erwägungen und Beurteilungen zur Literatur über den hl. Wenzel]. In: Sborník historického kroužku 1926—1929, die mir nicht zugänglich war. Dazu vgl. aber J i l e k 1975, 94.

<sup>30</sup> B a r t o š in: Svatováclavský sborník. I. 1934, 833

blieben auf zeitliche Relationen fixiert, nachdem die inhaltlichen Auskünfte erschöpft schienen; die Suche nach einem Datum schien aufschlußreicher als die Mutmaßung eines Dialogs.

Nun wird man gewiß die beiden Ziele nicht unbedingt für Alternativen halten. Aber gerade die in der Diskussion um die Authentizität von Quellen stets präsente Frage nach der Chronologie soll zunächst einmal außer acht bleiben, ist sie doch seit Jahrzehnten allzu sehr mit Hypothesen belastet. Suchen wir statt dessen jenen Dialog zu skizzieren, der Bartoš bei seinen Urteilen über die beiden Legenden so sehr beeindruckt hatte.

#### IV.

Man muß nicht mit Selbstverständlichkeit von bestimmten Absichten ausgehen, um die Varianten in der Aussage der beiden Legenden zu erklären. Aber die Gemeinsamkeit ihres Anliegens läßt sich von vornherein klar und einfach bestimmen: vom Tod des heiligen Wenzel zu berichten. Und merkwürdig — gerade in diesem offensichtlichen Kern ihres Anliegens stimmen beide Legenden wörtlich überein. Und zwar nicht auf eine Weise, die man dem Zufall oder auch nur denselben Kenntnissen überlassen dürfte; sondern zweifellos aus wechselseitiger Textübernahme, gleich auf welchem Weg. In den Kern des Berichtes nämlich, in die dramatischen Sekunden des Kampfes der beiden Brüder miteinander, flieht eine jede Legende denselben fiktiven Wortwechsel: „Bruder, Du bist uns gestern ein guter Diener gewesen“, sagt Wenzel, als er Boleslaw unvermutet im Morgengrauen vor der Kirche begegnet. „Heute will ich Dir noch ein besserer sein“, antwortet Boleslaw und versetzt ihm unversehens den ersten Schwertstreich. Daß es sich hier um ein fiktives Gespräch handelt, kann freilich nicht bewiesen werden, aber vielleicht ist das nicht notwendig. Soll ja doch, nach beiden Berichten, die Begegnung der Brüder ohne Zeugen vor sich gegangen sein, während ein solcher Dialog geradewegs als literarischer Topos erscheint. Allerdings bleibt ein kleiner Unterschied anzumerken: Das ironische Wortspiel vom guten und vom besseren Diener verwendet der Mörder nur in der slawischen Legende. Die lateinische bringt zwar, mit ein paar Worten mehr, ebenso den ausdrücklichen Dank Wenzels in Gottes Namen, aber die Antwort Boleslaws trumpft nicht auf mit einem besseren Diener, sondern mit einem anderen Dienst: „Und so will ich Dir heute dienen.“ Nicht gut und besser also, sondern gestern und heute, und vielleicht auch Hohn auf den frommen Dank. Aber nun wollen wir nicht zu früh herausrücken mit der Schul- und vielleicht auch mit der Schülerfrage, wer von wem da eigentlich abgeschrieben haben dürfte. Nur festzuhalten bleibt, der slawische Dialog ist besser ausgefeilt. Wichtiger aber: Wir haben den Kern vor uns, von dem sich der Vergleich weiterführen läßt. Die Szene reicht von der Matutin, der Morgenmesse, sozusagen als Stichwort für den Auftritt der beiden Brüder, bis zu einer kleinen Pause nach dem ersten Wort- und Schlagwechsel. Man muß dabei die Berichte tatsächlich einmal szenisch umsetzen, um ihre Eindringlichkeit nachzuspüren.

Lateinisch: „In jener Nacht aber vor dem Morgengrauen des künftigen Tages, wie er nach seiner Wohnheit zur Matutin ging, trat ihm sein Bruder entgegen, zu dem er sagte: . . .“

Erproben wir demgegenüber die slawische Szene. Sie holt weiter aus. „Als aber die Nacht herankam, sammelten sich jene bösen Feinde im Haus eines Feindes Gněvsa und riefen Boleslaw und bestärkten mit ihm jenen teuflischen Pakt gegen seinen Bruder. Und so wie auch vorher die Juden zusammengekommen waren, um sich gegen Christus zu verschwören, so machten jene bösen Feinde, vereint, einen Pakt, wie sie ihren Herrn erschlagen könnten, den Fürsten Wenzeslaus. Sie sagten: Wenn er zur Morgenmesse geht, da wollen wir ihn ergreifen. Als das Frühlicht dämmerte, schlugen sie die Glocke zum Morgenamt. Wenzel hörte den Glockenklang und sagte: Lob Dir o Herr, der Du mich bis zum heutigen Morgen hast leben lassen. Und er erhob sich und ging zur Frühmesse. Sofort folgte ihm Boleslaw zum Eingang. Wenzel blickte sich zu ihm um und sagte: . . .“

Die ausführliche Gegenüberstellung der Texte hat ihren besonderen Sinn. Bislang findet sich in der Literatur nämlich das Urteil von der „Schlichtheit in der Form“, welche die altslawische Legende auszeichnet<sup>31</sup>, vom „wirklichen Leben“, das sie berichte, von der „innigen, von allem Gesuchten und Wunderlichen freien Frömmigkeit“. Die lateinische Legende gilt dagegen eher als ein literarisches Konstrukt, breit ausgeschmückt und nachweislich, wie sich noch zeigen wird, auch literarischen Vorbildern verhaftet. Dieses Urteil ist eigentlich nicht falsch, nur gilt es nicht für den Kern des Berichts, wie der ausführliche Versuch zur deutschen Wiedergabe in einer förmlich szenischen Rekonstruktion deutlich machen kann. Hier ist die lateinische Legende erstaunlich spröde, während die slawische sich leicht bühenwirksam umsetzen ließe nach Dialog, Regieanweisung und Kulissengestaltung. Es ist sonderbar, daß man diesem Umstand bisher keine Aufmerksamkeit gewidmet hatte und eben deshalb ist es notwendig, ihn mit Geduld noch weiter zu entwickeln.

Es folgt ein Zwiegespräch der beiden, von dem schon die Rede war, und in dem sich die slawische Legende ebenfalls ausgefeilter gab, wobei wir ohne weiteres davon absehen können, daß hier der Wortlaut nur durch die Übersetzung aus einem nach Varianten rekonstruierten Text zur Verfügung steht. Die Szenerie ist davon unabhängig. Die slawische Legende hatte jedenfalls im weiteren Schwung der Erzählung den Vergleich zwischen Judas und Christus vor unseren Augen beschworen und sie hatte nicht nur einen Kreis von Verschwörern ins Spiel gebracht, von dem Boleslaw förmlich selber abhing und gelenkt wurde, sondern auch konsequent ihren Judas-Christus-Vergleich fortgeführt mit der Erinnerung an den Pakt, den die Verschwörer schlossen, so wie sich Judas mit den Hohen Priestern verabredete<sup>32</sup>.

Diese Anschaulichkeit suchen wir in der lateinischen Legende vergeblich, obwohl gerade das gesamte Judasmotiv sich recht gut hätte einfügen können in ihre Darstellung von Wenzels Martyrium, „nach dem er dürstete wie der Schnitter zur Erntezeit“. Dieselbe lateinische Kargheit gegenüber der reiferen slawischen Darstellung läßt sich nun auch beobachten, als es zum Kampf zwischen den Brüdern kommt. Nach dem lateinischen Bericht reißt Boleslaw gleichzeitig mit seiner spöt-

<sup>31</sup> So z. B. P e k a ř 1906, 17.

<sup>32</sup> Lukas Kap. 22 Vers 4—6: Et abiit, et locutus est cum principibus sacerdotum, et magistratibus, quemadmodum illum traderet eis. Et gavisus sunt, et pacti sunt pecuniam illi dare.

tischen Antwort das Schwert aus der Scheide, „indem er auf das Haupt des heiligen Mannes schlägt . . . aber es floß kaum Blut, weil er vor entsetzlicher Furcht seiner Kräfte nicht mächtig war. Daraufhin hätte ihn der heilige Wenzel leicht überwältigen können, weil er ihm auch das Schwert aus der Hand gewunden hatte“<sup>33</sup>. Aber er wollte sich nicht selbst entehren.

Hier ist der Situationsbericht schlüssig auf Wenzels Persönlichkeit gerichtet. Zwar leistet demnach der Heilige seinem Mörder Widerstand. Aber er beschränkt sich auf die äußerste Selbstverteidigung, die allerdings den Bösen umso deutlicher demütigen muß. Freilich erscheint diese Demütigung als eine typische hagiographische Erwägung. Sie kennzeichnet den stolzen Mut des geistlichen Helden, sozusagen allen Weltläuften zum Trotz, im Widerspruch zu jenem Verhalten, das einem jeden Weltkind eigen wäre: den Mörder anzugreifen, um das eigene Leben zu retten.

Der Wenzel der slawischen Legende steht einem solchen Realismus weit näher. Auch hier folgt der böse Boleslaw seinen Worten gleich mit dem Schwert. Der Hergang wird deutlicher, weil der Angriff auf Wenzel von rückwärts erfolgte. Und auch nach diesem Bericht kann er, in bezeichnender Übereinstimmung, nicht allzu wirksam gewesen sein, denn: „Wenzel aber wandte sich um zu ihm und sagte: ‚Was hast Du im Sinn Bruder?‘ Und er ergriff ihn und schleuderte ihn zu Boden.“ Bis dahin herrscht trotz eines abweichenden szenischen Aufbaus, wie man erkennt, der eine unmittelbare Verbindung der beiden Texte in dieser oder jener Richtung ausschließt, doch ein auffälliger Gleichklang in der Aussage. Zwar ist im slawischen Text nicht die Rede von dem entwundenen Schwert, aber die Situation läßt fast vermuten, daß es dem zu Boden geschleuderten Boleslaw aus der Hand geraten sein könnte. Jedenfalls bildete es zwischen den beiden Akteuren keine Bedrohung mehr. Aber nun zog sich, in der slawischen Darstellung, Wenzel nicht wieder vom Defensivakt zurück, um die Initiative, und damit auch neuerlich die Entscheidung zum Bösen, dem Angreifer zu überlassen. Nun wird er statt dessen von der nächsten Aktion überrascht: „Da aber rannte ein Mann namens Tuža herbei und durchbohrte Wenzels Hand. Der, an der Hand verwundet, ließ den Bruder los und floh in die Kirche.“ Das ist eine konsequente Entwicklung der Szene, allerdings mit einem anderen Hauptdarsteller. Wenzel hatte demnach nämlich, in jener Selbstverteidigung, die man zumindest als die natürliche Regung der Kreatur wird selbst einem christlichen Fürsten zubilligen müssen, den Bruder noch weiterhin gepackt. Er hatte sich nicht, wie der lateinische Bericht nahelegt, nach der ersten Defensive abwartend zurückgezogen. Er hatte auch nicht jene Gedankenpause für sich, die uns der lateinische Ablauf suggeriert, nach welchem er seinen Gegner leicht hätte überwinden können und dabei selbst mit der Entscheidung spielte. Er war um eine solche Entscheidung gebracht, noch ehe er sich besinnen konnte, er hatte den Bruder umschlungen, vielleicht rang er mit ihm so sehr, daß Boleslaws Gefolgsmann gar

<sup>33</sup> Crescente fide clm 4605 fol. 137 v; der Satz fehlt in jüngeren Texten, so etwa in der böhmischen Redaktion Prager Kapitelhs. G 5, die im Svatováclavský sborník zuletzt ediert wurde und mit der die Diskussion vielfach bestritten wird. Die Wolfenbütteler Handschrift Nr. 11 dagegen hat eben die Szene im Bild festgehalten, wie Wenzel seinem Bruder das Schwert entwindet.

nicht anders konnte, als mit einem Stich in seine Hand seinem Herrn zu helfen und die Kämpfenden zu trennen. Damit war Wenzel nun aber wehrlos geworden. Daß er, wie die slawische Legende berichtet, nun zur Kirche hin floh, um dort Asyl zu finden nach heiligem Gesetz, war nichts anderes mehr als die nächste Eingebung der Selbstrettung. „Aber zwei Unholde, sie heißen Tira und Čjsta, schlugen ihn beim Eingang der Kirche nieder. Da rannte Gněvsá heran und durchbohrte ihm die Seite mit dem Schwert. Daraufhin hauchte Wenzel seine Seele aus mit den Worten: ‚In Deine Hände, o Herr, übergebe ich meinen Geist.‘“ Das sind die Worte Christi am Kreuz, so daß die slawische Legende ihrem inneren Vorbild auch nach dem Schema der Gegenüberstellung mit Judas, also buchstäblich, zu folgen suchte bis zum letzten Wort.

Viel farbloser ist der lateinische Bericht. „Aber jener Übeltäter (Boleslaw) begann zu schreien und sagte: ‚He da, wo seid Ihr, meine Leute! Helft mir!‘ Daraufhin rannten alle jene Bösewichte aus dem Hinterhalt herbei mit Schwertern und Lanzen und sie zerfleischten ihn (Wenzel) mit vielen Wunden und töteten ihn. Seine Seele aber ging von der Walstatt des irdischen Lebens befreit aus ihrem Kerker, blutgekrönt, und gelangte zum Herrn an den dritten Kalenden des Oktober.“ Zwar ist in dieser Variante ein nicht unerhebliches Rechtsmoment deutlich geworden, nämlich, daß Wenzels Mörder eigentlich seinem Bruder zu Hilfe eilten, ihrem Gefolgsherrn, und erst auf seinen Ruf in den Kampf eingriffen. Die slawische Erzählung sah das anders. Die slawische betonte ja auch den Verrat der Gefolgsmannen an Wenzel durch ihren Judasvergleich und unterschied insofern nicht zwischen dem Gefolge Boleslaws und der unmittelbaren Gefolgschaft des Herzogs. Wie auch immer: der lateinische Bericht ist jedenfalls abstrakt, ausgeschmückt mit einer direkten Rede, die so im Getümmel sicher nicht geklungen hat, und scheint von jemandem zu stammen, der die Ereignisse nur von Ferne beobachtete. Der slawische Berichterstatter war aber scheinbar Augenzeuge; er sah und hörte.

Um diesen Kern des Berichts, mit seinem merkwürdigen Gleichklang und all seinen szenischen Differenzen, läßt sich weiter bauen. Zuvor mag das Fazit heißen: Der lateinische Bericht ist in sich durchaus geschlossen. Es könnte sich alles so zuge tragen haben. Es müßte sogar alles so gewesen sein, wenn Wenzel unter den Voraussetzungen asketischer Weltentsagung wirklich „nach dem Martyrium düstete“ in jener Haltung, welche gerade damals den Enthusiasmus der Missionsmönche beflügelte von Irland bis nach Polen<sup>34</sup>. Aber die größere Lebensnähe wird man zweifellos dem slawischen Bericht zuerkennen. Auch scheint der, in allen seinen beredteren Einzelheiten, eher gut berichtet als gut ersonnen. Und er stellte seine Aussagen unter eine ganz andere Sinnggebung. Sein Vergleich zwischen Judas und Christus führt ja doch auf ganz andere Wege einer selbstbewußten christlichen Rechtschaffenheit als jene utopische Weltversöhnung, nach welcher der lateinische Bericht den Herzog bis zur Selbstaufopferung gedeihen ließ. Soweit die Unterschiede.

Die verblüffenden Gemeinsamkeiten sind dabei nicht erklärt. Es ist, als wenn

<sup>34</sup> Sydow, Jürgen: Probleme der camaldolensischen Ostmission. Wichmann-Jahrbuch (1953) 10—15.

die Slawen alles genauer wüßten. Damit zeichnen sie eigentlich einen anderen Wenzel, und leicht kann man meinen, ein solcher war für die Lateiner uninteressant. Ihr Märtyrerbild schrieb ihnen andere Aussagen vor. Also hielten sie sich an den Hergang der Dinge, soweit sie ihn wüßten und eben auch nur soweit als notwendig. Aber wo es möglich war, veränderten sie ihn, um Wenzel die Palme der Weltüberwindung, des Bekenntertums und damit erst des siegreichen Martyriums in die Hand zu drücken. Vielleicht darf man an dieser Stelle einmal einen Legendentext im Irrealis erdenken: Wäre der so anschauliche slawische Bericht, wenn er der lateinischen Legende zur Vorlage gedient hätte, mit den Einzelheiten des Mordes, mit der durchbohrten Hand und dem Niedermetzeln an der Kirchentür, das spätere lateinische Berichte dann erst aufgenommen haben, für die Tendenzen eines asketischen Opfergangs eigentlich nicht besser geeignet gewesen? Und umgekehrt: Zeigt nicht der slawische Bericht einen aufrechten christlichen Recken, der jedem Falsch aus dem Wege geht und sich im Vertrauen auf seine Sache rechtschaffen wehrt bis zum letzten Augenblick — nicht mehr, nicht weniger? Sind beide Texte insofern nicht divergent in ihren Tendenzen, so daß Anhaltspunkte aus ihren Sachaussagen leicht in die Irre führen, wenn man die Absichten ignoriert?

Aber damit soll nur daran erinnert werden, daß uns eine Spekulation über den Gang der Überlieferung noch bevorsteht. Einstweilen mag es genügen, auf diese Weise die Unterschiede in den Aussageabsichten so deutlich als möglich gemacht zu haben.

## V.

Im Aussagekern vom Mordhergang waren die beiden Berichte einander am nächsten. Fortan führen sie auseinander, in beiden Richtungen ihrer zeitlichen Achsen. Aber in Einzelheiten begegnen sie sich unvermutet immer wieder. Folgen wir diesen Berührungspunkten einmal nach hinten, in der Entwicklung der Ereignisse:

Da wird Wenzel beide Male von Unbekannten gewarnt. Eine merkwürdige Warnung im slawischen Wortlaut: „Daraufhin aber haben einige, wie wir vermuten, ihn gewarnt und gesagt: ‚Dein Bruder Boleslaw wird Dich töten!‘“ Eine merkwürdige Warnung! Für einen Augenblick, den einzigen im ganzen Text, bewegt sich einmal der Vorhang des Geheimnisses, an der Stelle, wo der Autor sagt: „wie wir vermuten . . .“ Warum vermutet das der Autor? Natürlich, solche Warnungen hinterbringt man ohne Zeugen. Aber auch anderes in der Erzählung muß wohl ohne Zeugen geblieben sein und wird doch in direkter Rede berichtet. Ist womöglich der slawische Autor dem Gefolge Wenzels ferner, dem Boleslaws näher gewesen? Es gab auch keine Anzeichen für die Wirkung einer solchen Warnung, denn: „Er aber schenkte diesen Worten keinen Glauben, sondern vertraute auf Gott.“ Also eher eine Episode zur Unterstreichung der Tragödie, eine Geste zur Beleuchtung des Hauptdarstellers. Aber das Streiflicht befremdet doch ein wenig in den im übrigen straffen und keinesfalls durch Mutmaßungen abgeschwächten Aussagen. Dagegen ist erstaunlicherweise gerade hier einmal die lateinische Legende vom abstrakten Niveau ihres Berichtes abgewichen und führt uns jetzt ganz nahe an eine Handlung: „Da neigte sich (während des Gastmahls) irgend jemand zu ihm

und raunte ihm ins Ohr: „Sieh, ich habe Dir ein Pferd bereitgestellt, sitz auf und flieh, mein Herr, soweit Du kannst fort von jenen, die Dich jetzt gleich töten wollen!“ Er aber wollte nicht.“ Eine Versuchung, den Kelch des Martyriums vorübergehen zu lassen! „Er aber wollte nicht.“ Und dabei doch so handgreiflich geschildert, daß man nicht denken kann, der slawische Autor hätte, wenn ihm dieser Text vorgelegen wäre, nicht Gelegenheit genommen, an seinem stillen Vergleich zwischen Wenzel und Christus auch auf diese Weise fortzuspinnen. Nun freilich, dieser Text hat dem slawischen Autor sicherlich nicht vorgelegen. Den tschechischen Editoren entging bisher, ähnlich wie auch der einzigen deutschen Edition in den Monumenta, daß eben gerade die älteste erhaltene Handschrift der lateinischen Legende diese Stelle in einem anderen Wortlaut bringt: „Da neigte sich irgend jemand zu seinem Ohr und flüsterte: „Fliehe, mein Herr, soweit du kannst, weil sie Dich jetzt gleich töten werden!““ Die anschauliche Einzelheit vom heimlich bereitgestellten Pferd fehlt. Sie muß spätere Zutat sein<sup>35</sup>. Im übrigen aber ist es hier ein einziger, der seine Warnung vorbringt, während die slawische Legende beim unbestimmten Plural bleibt.

Zwei Heilige werden danach unterschiedlich ins Gespräch gebracht. Die slawische Legende berichtet, daß Wenzel dem heiligen Emmeram besondere Verehrung entgegengebracht habe gerade an diesem Tag, am 22. September, eine Woche vor dem Attentat, an dem seine Feinde ihren teuflischen Pakt geschlossen hätten.

Davon weiß die lateinische Legende nichts. Das ist wieder ein Indiz für die mögliche Reihenfolge der Entstehung. Denn erst vor kurzem hat ein Sachkenner erwiesen, daß diese älteste Fassung im lateinischen Legendenzyklus offensichtlich gerade im Kloster St. Emmeram in Regensburg entstand; und daß sie beispielsweise den Umtrunk zu Ehren des heiligen Michael, die sogenannte Michaelsminne, die Wenzel am Vorabend seines Todes beim Festmahl mit seinem Bruder ausgebracht haben soll, ein spezieller Emmeramer Brauch, in diesem Zusammenhang auch so ausdrücklich hervorhebt<sup>36</sup>.

Diese Einzelheit fehlt nun wieder im slawischen Text. Vergleichen wir: Das Datum der Verschwörung im slawischen Bericht ist natürlich den Ereignissen stärker verhaftet, hat weit stärkeren Bezug zum Verständnis der Ereignisse als der Toast zum Michaelsgedenken. Der ist bloßes Ornament, allenfalls in der Absicht, den Heiligenkult spezieller Emmeramer Prägung auch Wenzel zuzuschreiben. Für den Charakter des lateinischen Berichts aber zählt er zu den Aussagen, die der Topik und der stilistischen Kunst des Erzählers mehr verdanken könnten als einem konkreten Wissen. Übrigens: die slawische Legende kennt das Datum von Wenzels Besuch bei seinem Bruder, den Festtag der heiligen Cosmas und Damian; die lateinische erlaubt uns allenfalls einen Schluß aus dem nahen Michaelstag. Der Mordtag, der 28. September, lag gerade dazwischen. Aber davon später.

Die lateinische Legende nennt auch den Ort der Handlung nicht. Wir erfahren

<sup>35</sup> Crescente fide clm 4605 fol. 137.

<sup>36</sup> S t a b e r, Josef: Die älteste Lebensbeschreibung des heiligen Wenzel und ihr Ursprungs-ort Regensburg. In: Das heidnische und christliche Slawentum. Acta II. congressus internationalis historiae Slavicae Salisburgo-Ratisbonensis. Wiesbaden 1970, 183—193, hier 184.

hier zwar von einer Einladung an die Burg des Bruders und von Wenzels Aufbruch. Der Name dieser Burg bleibt ungenannt. Das hat in späteren Legenden gelegentlich zu dem Mißverständnis geführt, der Mord habe sich in Prag ereignet<sup>37</sup>. Nur die slawische Legende führt uns auf die Fürstenburg Altbunzlau, und wir müssen wieder daran denken, daß der lateinische Autor nicht versäumt hätte, den Ort von Wenzels Martyrium zu nennen, wäre er ihm nur bekannt gewesen.

Etwas komplizierter gestaltet sich eine Gegenüberstellung, die Josef Pekař seinerzeit für den möglichen Kern der Tragödie gehalten hatte; jedenfalls für einen besonders auffallenden Gleichklang beider Legenden. Es wird sich zeigen, daß gerade dieser Eindruck der Korrektur bedarf. Pekař sieht jedenfalls beide Male „die Absicht Wenzels, die Veitskirche zu bauen, mit der Nachricht von mörderischen Absichten Boleslavs verbunden“<sup>38</sup>.

Die Tatsache spricht für sich. Man hat allerdings inzwischen darauf hingewiesen, daß mit der Wahl des Veitspatroziniums für Wenzels Kirchenbau nicht unbedingt jene politische Hinwendung zum sächsischen Königshaus ausgedrückt sein mußte, die man seit je darin sah<sup>39</sup>. Immerhin darf man darüber nachdenken, ob die Legenden hier nicht den entscheidenden Fingerzeig für die politischen Motive der Mordtat liefern. Die Legenden aber sind an dieser Stelle nicht ganz so einhellig gestaltet, wie Pekař meinte, sondern zeigen dabei ihre eigenen, die kirchenpolitischen Interessen als Kriterium. Der slawische Autor ist es nämlich, der die Bindung an den sächsischen Veit mit aller Unbefangenheit hervorhebt: Gott legte es Wenzel ans Herz, eine Kirche für den heiligen Veit zu bauen. Da pflanzte der Teufel dem Boleslaw ein, seinen Bruder zu töten — damit seine Seele in Ewigkeit nicht gerettet werde<sup>40</sup>. Da ist gar kein Bezug zu dem politischen Wechsel, den man in der Hinwendung zum sächsischen Stammespatron, in der Abkehr vom bayerischen Emmeram, immer wieder hervorkehrt. Es geht hier allenfalls um eine Frage der Diözesanbindung, und die ruft die lateinische Legende besonders auf den Plan. Da wird nämlich, zu der ähnlichen, aber nicht gleichermaßen profilierten Nachricht, eine Erzählung angehängt, die der slawischen Legende fehlt. Mag sein, daß sie einen wahren Kern in sich trägt — ihrer Funktion nach ist sie jedenfalls eindeutig dazu bestimmt, die Regensburger Bindungen trotz des sächsischen Patroziniums hervorzuheben. Danach habe Wenzel eigens zum Regensburger Bischof Tuto gesandt, um die Erlaubnis für den Kirchanbau zu erbitten. Er bekam mehr als das: In einer Vision sah der Regensburger Bischof die Kirche schon fertig vor seinem inneren Auge, ein Wunderzeichen sozusagen, das nicht nur das wohlgefällige Werk kennzeichnete, sondern doch auch die feierliche Anfrage. Prag wurde bekanntlich erst 973 aus dem Regensburger Diözesanbereich ausgegliedert. Die Hervorhebung der Bindung ist jedenfalls ein besonderes Anliegen der lateinischen Mönche gewesen.

<sup>37</sup> P e k a ř 1906, 30.

<sup>38</sup> P e k a ř 1906, 34.

<sup>39</sup> Dazu vgl. neuerdings B o s l, Karl: Herzog, König und Bischof im 10. Jahrhundert. In: *Bohemia Sacra*. Hrsg. v. Ferdinand S e i b t. Düsseldorf 1973, 269—294.

<sup>40</sup> *Ecce nunc W e i n g a r t* 1934, 976 Satz 31 f.: *Et posuit ei Deus in corde, ut aedificavit ecclesiam sancti Viti. Boleslao autem, fratri eius, incitato in eum, inseviti diabolus in cor eius malitiam, ut interficeret eum, ne salva fieret anima eius in aeternum.*

Für die slawische Legende gab es gewiß keinen Anlaß, sie in ähnlicher Weise zu unterstreichen. Aber auch eine Bindung nach Sachsen oder etwa an das Veitskloster Corvey herauszuarbeiten, hätte es wohl für die slawischen Priester auch keinen besonderen Anlaß gegeben. So hat die slawische Legende eigentlich aus derselben Materie durch die Gegenüberstellung vom göttlich inspirierten Kirchenbauplan und dem teuflisch eingeflüsterten Plan zum Brudermord eine ganz geschlossene Aussage im Sinn der Legende gemacht. Im lateinischen Text ist jene Stelle dagegen zweifellos geeignet, die Bindungen nach Regensburg hervorzuheben, zudem auch die Bindung an den Papst, weil Wenzel, wie hier rasch eingeschoben wird, nach Rom pilgern wollte, um dort Mönch zu werden. Wieder also hat man offenbar bislang übersehen, daß die Aussagen in den beiden Legenden nur scheinbar, nur nach ihrer Position im Ablauf der Erzählung und natürlich nach dem angesprochenen Objekt einander ähneln, während die Intentionen der Aussagen doch auseinander führen. Und wieder darf man zudem darüber spekulieren, daß jene Gegenüberstellung von Gott und Teufel, welche die slawische Legende so mundgerecht macht, vermutlich doch eine gute Chance gehabt hätte, in die lateinische Variante überzugehen, wenn sie dem Autor derselben zur Vorlage gedient hätte.

Vom Mordplan gegen Wenzel ist an dieser Stelle freilich nicht zum ersten Mal die Rede, weder in der slawischen, noch in der lateinischen Legende. Beide haben, wieder ähnlich, etwa ein Dutzend Sätze zuvor schon das Thema eingeführt. Allerdings weichen auch hier die Intentionen der Aussagen voneinander ab. Die lateinische Legende rückt, bei diesem ersten Hinweis auf die Verschwörung, Boleslaw in den Vordergrund; die slawische nennt an erster Stelle überhebliche Böhmen, „superbi viri Bohemici“, die Boleslaw mit falschen Berichten für die Verschwörung gewannen. Jedesmal ist der Teufel dabei mit im Spiel, die teuflische Täuschung im lateinischen Text, der Teufel in ihren Herzen im slawischen Bericht, nach demselben Bild, das auch bei der Gegenüberstellung vom Kirchenbau- und Mordplan verwendet wurde.

Im lateinischen Bericht übergreift dieser erste Hinweis auf die Verschwörung die ausführliche Erzählung vom geplanten Kirchenbau und der Gesandtschaft zum Regensburger Bischof, von der schon berichtet wurde. In der slawischen Variante fiel der Bericht vom Veitspatrozinium weit kürzer aus. Statt dessen berichtet der Text weit ausholend vom merkwürdigen Gang böhmischer Verschwörungen. So wurde nämlich nicht nur Boleslaw durch falsche Einflüsterungen von seinem Bruder getrennt und für den Mordplan gewonnen, sondern umgekehrt erlag auch Wenzel solchen Gerüchten, die ihn dem Bruder entfremdeten und zunächst dazu brachten, auch seine Mutter zu verbannen. Er holte sie wieder reumütig zurück, davon war schon die Rede. Interessant für unsere Betrachtung der wechselseitigen Bauprinzipien ist nur, daß im slawischen Text durch diese Erzählung, die keine lateinische Parallele hat, eigentlich der Gang der Aussagen gestört wird. Vorher und nachher gibt es Bruchstücke, die Wenzels christliche Tugenden loben, und die nun durch diesen Einschub auseinander geraten sind. Der lateinischen Erzählung dagegen kann man an dieser Stelle durchaus keine Inkonsequenz ablesen. Sie ist, nach ihren Akzenten, ganz zusammenhängend fortgeführt. Sie hatte Wenzels Tugenden bereits ausführlich gepriesen, als sie auf das zu sprechen kam, was offenbar für den slawi-

schen Text erst jetzt zum Stichwort wurde: nämlich Wenzels Sehnsucht nach dem Martyrium. Nimmt man für die slawische Legende einen völlig unbehinderten Aufbau an, dann wäre die gegebene Inkonsequenz nicht recht zu erklären, die Wenzels Tugend erläutert, dann die Verschwörung berichtet und sodann in zwei offenbar unzusammenhängenden Sätzen zum Preis der Tugenden zurückkehrt<sup>41</sup>.

Stellt man aber dagegen das lateinische Erzählschema voran, dann mußten die Slawen in der Tat das von den Lateinern gegebene Stichwort an Ort und Stelle aufgreifen, um hier Raum für ihre Gegendarstellung zur Person der Drahomira zu gewinnen. Wir werden noch hören, warum das anderwärts weniger wahrscheinlich war.

Im Lobe Wenzels sind sich beide Legenden einig im Hinblick auf seine Gelehrsamkeit und seine Fürsorge für die Verbreitung des christlichen Kults, aber wieder mit bemerkenswerten Abweichungen: Zwar erfahren wir in der lateinischen Legende, diesmal mit außergewöhnlicher Exaktheit, Wenzel sei in „Butecz“ ausgebildet worden, von einem Lehrer namens „Ucenus“<sup>42</sup>. Die slawische Legende betont dagegen, Wenzel sei in der lateinischen wie in der slawischen Schrift gelehrt worden. Beide Texte berichten, daß Wenzel Priester aus der Nachbarschaft ins Land gerufen habe; aus Bayern und Schwaben, in lateinischer Version, von vielen Völkern, wie es slawisch heißt. Nach den Slawen hätte bei dieser Gelegenheit Wenzel viele Kirchen gegründet, „in allen Burgstätten“, während die lateinische Legende, außer dem breiten Bericht von der Gründung der Veitskirche nach einer Gesandtschaft zum Regensburger Bischof, an dieser Stelle vielleicht exakter angibt, daß Wenzel viele Kirchen wieder eröffnet habe<sup>43</sup>.

Auch die Nachfolgefrage erfahren wir in beiden Texten. Nach dem Tod seines Vaters, heißt es jedesmal, wurde Wenzel, obzwar noch unmündig, von seinem Volk gewählt<sup>44</sup>. Freilich läßt dann die slawische Legende ausdrücklich Wenzels Mutter Drahomira als Statthalterin auftreten, als erfolgreiche, wie wir schon gehört haben. Der lateinische Text dagegen behauptet, Wenzel sei seit seiner Wahl im Fürstenamt geblieben, permanens in principatu, aber das ist eher eine Aussage zum Rechts-

<sup>41</sup> *Ecce nunc Weingart* 1934, 976 Satz 18: *Credens igitur in Deum toto corde, omnia bona faciebat, quaecumque quis potest in vita sua.* Und dazu aber Satz 29: *Non solum enim miseris et pauperibus et peregrinis et ceteris multis, ut id supra diximus, bene faciebat, sed etiam eos, qui venditi erant, redimebat.*

<sup>42</sup> *Crescente fide* clm 4605 fol. 134 hat den Ortsnamen Budceam. Auch der Name des Lehrers ist durch eine übergeschriebene Kürzung verändert und wäre womöglich *Ucenus* zu lesen. Die Zwiefaltener Handschrift des 12. Jahrhunderts gibt den Namen mit *Ucinus* wieder. *Graus* hielt 1966: *Slovanská liturgie a písemnictví v přemyslovských Čechách 10. století* [Die slawische Liturgie und das Schrifttum im přemyslidischen Böhmen des 10. Jahrhunderts]. *Československý časopis historický* 14 (1966) 473—494, hier 481 die Lesung *Wenno* für richtig, die sich aber nur jüngeren Handschriften entnehmen läßt, und die Konjektur des Namens *Ucenus* zum slawischen *učení* — gelehrt — für „Unsinn“.

<sup>43</sup> *Crescente fide* clm 4605 fol. 135 v: *Et reduxit de exilio presbyteros et clericos cum gaudio magno, et aperte sunt ecclesie.*

<sup>44</sup> In diesem Sinn erläuterte *Graus* 1977 an der Entwicklung entsprechender Formulierungen im Vergleich einzelner Legenden den Niederschlag veränderter Vorstellungen zur Fürstenwahl.

zustand als zur faktischen Regierungsführung, und insofern kein Widerspruch zu der slawischen Aussage. Tatsächlich hebt der lateinische Text dann später hervor, wie Wenzel, cum autem factus esset vir, in einer kleinen Ansprache vor seinen Männern und seiner Mutter das Christentum sozusagen als sein Regierungsprogramm verkündete, weil er jetzt niemandem mehr Gehorsam schuldig sei<sup>45</sup>. Und obwohl im weiteren Zusammenhang an dieser Stelle unsere beiden Legenden einmal auseinanderführen wie Verteidigung und Anklage, Drahomira betreffend, die in der slawischen Legende, wie schon erwähnt, zu Unrecht verbannt wird, in der lateinischen jedoch, wie wir gehört haben, ihre Schwiegermutter Ludmilla umbringen läßt, in einem Zusammenhang, als wäre ihr Wenzel zur Erziehung anvertraut, läßt sich doch auch hier eine Ähnlichkeit in den Aussagen gleichsam im Oberbegriff erfassen: Beide Legenden berichten nämlich eigentlich von irgendwelchen Krisen in der Fürstenfamilie, sei es vor, sei es nach Wenzels Unmündigkeit. Und beide bringen solche Krisen aus dem Gang ihrer Darstellungen ursächlich mit Wenzels tragischem Ende in Verbindung. In der Aussage der Legenden ist insofern sehr deutlich von einer Familientragödie die Rede, die nicht gerade mit Frontstellungen für oder gegen das Christentum zusammengebracht wird, aber sehr wohl, beide Male, mit den unterschiedlichen Auffassungen in Wenzels Verwandtschaft über seinen christlichen Eifer.

Eine slawische Einzelheit fällt ins Auge, weil sie wieder das Rätsel über die Entstehung des Berichts berührt. Und das mit einer recht realistischen Einzelheit: Demnach hat Wenzel nicht nur, nach bekannter Topik, die Hungernden gespeist und die Dürstenden getränkt, Witwen und Waisen beschützt, die Kerker geöffnet, Bluturteile gemieden, sondern eben auch, so wie er konnte, Sklaven freigekauft. Der slawische Bericht bringt das wie einen bewußten Nachtrag, wie eine Zutat zu einem bereits abgeschlossenen Komplex, „so wie wir oben schon gesagt haben“<sup>46</sup>. Bei den wenigen Sätzen der Niederschrift hätte diese Aussage eigentlich keines Nachtrags bedurft, sondern gleich den rechten Platz finden müssen, wenn keine textlichen Vorgaben existiert hätten.

Jede Legende bringt Wenzel bei Gelegenheit einmal mit einem Bischof in Verbindung. Die lateinische hatte den Regensburger Tuto ins Spiel gebracht, bei dem sich Wenzel den Bau einer neuen Kirche auf dem Prager Burgberg genehmigen ließ; die slawische läßt einen Bischof mit dem etwas dubiosen Namen Notarius auftreten, der Wenzel als Knaben die Tonsur erteilt. Man hat schon darüber nachgedacht, ob das für den lateinischen oder für den slawischen Ritus spräche<sup>47</sup>.

Die lateinische Legende bringt zu Anfang so etwas wie eine Ahnenreihe der christlichen Böhmenfürsten mit ihren Kirchengründungen. Die slawische stellt Wenzels Eltern vor. Das sind zweifellos unterschiedliche Intentionen, vertieft noch durch einigermaßen gegensätzliche Welthaltungen. Das wird uns noch beschäftigen.

<sup>45</sup> *Crescente fide* clm 4605 fol. 135 v: Et si actenus in vestra fui postestate, amodo tamen non obediens vobis . . .

<sup>46</sup> *Ecce nunc Weingart* 1934, 976 Satz 29: Sed etiam eos, qui venditi erant, redimebat.

<sup>47</sup> *Frček, Jan*: Byl svatý Václav postřižen podle ritu východního či západního? [Wurde der hl. Wenzel nach östlichem oder westlichem Ritus geschoren?]. *Slovanské studie* (1948) 144 ff. (mir unzugänglich).

Zuvor sollten wir aber erst einmal, nun vorwärts schreitend vom dramatischen Höhepunkt des Geschehens, auch den Ausklang der beiden Legenden miteinander vergleichen.

Wieder gleichen die Berichte einander über die Verfolgung von Wenzels Anhängern nach seinem Tod, denen man nach Prag nachsetzte, einige tötete, andere flohen aus dem Land. Die lateinische Legende läßt alle von Wenzels „Freunden“ ums Leben kommen, niemanden entfliehen, was dem möglichen Gang der Ereignisse natürlich weniger entsprochen haben dürfte; die slawische weiß den Namen eines Großen, der gleich in Bunzlau an Ort und Stelle umgebracht wurde. Beide Legenden berichten, daß man auch die Kinder von Wenzels Klientel umbrachte, offensichtlich, um jede künftige Rache zu unterbinden, und die slawische berichtet auch von Zwangsheiraten der übriggebliebenen Witwen, vielleicht um die Sippen zu zerstören, vielleicht auch nur als Kriegsbeute. Beide Texte wissen von der Vertreibung von Klerikern. Sie wissen auch von Wundern, die sich bei Wenzels Leiche ereigneten. Sein Blut erscheint drei Tage lang immer wieder am Boden, obwohl es seine Mörder wegzuwaschen suchen. Am dritten Tag hebt sich die Kirche, vor der er umgebracht wurde, über den toten Leichnam. Von dieser Wundererscheinung weiß aber nur die slawische Legende und man muß wieder fragen, ob sie nicht auch der lateinische Autor gern in seinen Bericht aufgenommen hätte, wäre sie ihm zu Ohren gekommen.

Der slawische Text findet dann schnell zu einem Ende. Er nennt den Todestag, an derselben Stelle wie der lateinische, nach einem Gemisch aus römischer und byzantinischer Datierung, von der noch ein Wort zu sagen ist. Dann aber gibt es einen versöhnlichen Ausklang, denn Gott läßt seine Getreuen nicht zum Gespött der Ungläubigen werden, sondern er wandelt die steinernen Herzen zu Buße und Sündenerkenntnis. So auch Boleslaw, der lauthals seine Schuld bereute und danach am 4. März eines nicht genannten Jahres Wenzels Leichnam in jene Kirche nach Prag überführen ließ, die der Ermordete hatte erbauen lassen. Der Text schließt mit einer Fürbitte.

Die lateinische Legende dagegen schließt unversöhnlich. Die Mörder Wenzels werden von Gott geschlagen, teils fliehen sie aus dem Land, teils sterben sie unter Heulen und Zähneklappern. Boleslaw wird dabei nicht ausdrücklich genannt. Lebte er noch zur Zeit der Niederschrift? Jedenfalls erinnert die Legende an die Rache Gottes, wie sie verheißt ist. Soll das auch ihm gelten? An der feierlichen Überführung des Toten drei Jahre nach dem Mord, an einem 5. März eines auch hier ungenannten Jahres, erscheint Boleslaw namentlich nicht beteiligt. Als man, nach dem lateinischen Bericht, Wenzels Grab öffnete, da war sein Leichnam unverwest und unversehrt, nur eine einzige Wunde blutete noch. Gerade die nämlich, die Boleslaw einst geschlagen hatte! Damit ist im Sinn des alten Gottesurteils die Anklage laut genug wiederholt.

## VI.

Zwar gilt das Wort von Josef Pekař von 1906 noch heute, daß sich mit den ältesten Wenzelslegenden weit mehr die Philologen befaßten als die Historiker<sup>48</sup>.

<sup>48</sup> P e k a ř 1906, 15.

Und dennoch hat man die Aussagen von *Crescente fide* wie von *Ecce nunc* bislang schon gehörig gefiltert und gewendet, um klare Anhaltspunkte zu gewinnen für die Daten und Fakten oder auch zumindest nur für Zeit und Ort und die näheren Umstände des Ursprungs der Legende. Zusammengefaßt: Eindeutige Aussagen waren in mehr als hundert Jahren bislang nicht zu gewinnen. Immerhin wurde im breiteren Kontext doch vieles deutlich, und es fügte sich zu Aussagen aus späteren Quellen, so daß man das Drama des böhmischen Herzogs Wenzel bald einreihen lernte in eine weiterreichende Auseinandersetzung, um das Christentum überhaupt, um slawische oder lateinische Liturgie, um Papst oder Kaiser, auch um die Durchsetzung der Přemysliden im eigenen Land gegenüber anderen Machthabern. Vieles an diesem Bild ist freilich vorschnell gezeichnet worden, so daß eine zurückhaltendere Abwägung der Zusammenhänge als besonderer Fortschritt, als kritische Läuterung angesehen werden kann<sup>49</sup>. Eine bedeutende Rolle in den Interpretationen der Wenzelstragödie spielte allein schon das Todesdatum. Die lateinische Legende nennt nur einen Monatstag, die slawische hat eine komplizierte Datierung in einer Mischung von römischen und byzantinischen Angaben, nach Monatstag, römischem Steuerzyklus, der Verschiebung zwischen Sonnen- und Mondphasen und schließlich nach der byzantinischen Zählung der Welt von ihrer Erschaffung an. Es gibt keinen Sinn, und deswegen hielt man sich an Quellen, die frühestens dem Ende des Jahrhunderts entstammen können. Sie wiesen auf das Jahr 929, mit dem sich keine Wende in den politischen Beziehungen zwischen Böhmen und dem deutschen Reich verknüpfen läßt. Mit dem Jahr 929 stimmen auch Monatsdatum und Wochentag überein, wie sie in den meisten Legenden, freilich gerade nicht in unserer ältesten lateinischen Handschrift, auf einen Montag, den 29. September weisen.

Die einzige deutsche Chronik, die das Ereignis einigermaßen berichtet, die Sachsenchronik des schon genannten Widukind von Corvey, scheint aber nach ihrer Darstellung das Jahr 935 als Wenzels Todesjahr in Erinnerung halten zu wollen. Von diesem Jahr an gelang es dem böhmischen Herzog, sich fünfzehn Jahre lang der deutschen Oberherrschaft zu entziehen, so daß man rasch geneigt ist, den Mord an Wenzel mit einem politischen Kurswechsel in Verbindung zu bringen. Deshalb haben auch die letzten Herausgeber der Sachsenchronik 1935 ausdrücklich für dieses Todesdatum Wenzels plädiert. Allein die tschechische Forschung hatte sich damals, vor rund fünfzig Jahren, mit Nachdruck für das Datum 929 entschieden, ein verwöhnliches Datum sozusagen, das den Mord an Wenzel eher nur wie eine innerfamiliäre Auseinandersetzung erscheinen ließ. Neuerdings ist der tschechische Mediävist Zdeněk Fiala mit Nachdruck für das Jahr 935 und damit für die politische Interpretation der Affäre eingetreten<sup>50</sup>. Aber bald nachher hat ein Slawist erwiesen, daß das verballhornte Datum in der altslawischen Legende sich sehr konsequent in eine brauchbare Angabe wandelt, wenn man eine Übertragung glagolithischer Schrift in kyrillische Buchstaben voraussetzt, das heißt, wenn man den vermutlichen Traditionsgang der Texte bei ihrer Übertragung in den russischen Schrift-

<sup>49</sup> Bosl 1973.

<sup>50</sup> Fiala, Zdeněk: Dva kritické příspěvky k starým dějinám českým [Zwei kritische Beiträge zur älteren Geschichte Böhmens]. Sborník historický 9 (1962) 4—63.

kreis im Auge hat <sup>51</sup>. Damit ist das Datum von 929 wieder einigermaßen gerechtfertigt. Fatalerweise trifft das Monatsdatum beide Male, 929 wie 935, auf den bekannten Montag.

Das sind Streitpunkte der Wenzelshistorie, die hier nicht entschieden werden können. Die nüchterne Bestandsaufnahme zwingt nur zu der Beobachtung, daß große Politik weder im lateinischen noch im slawischen Text eine Rolle spielt. Andere kritische Vergleiche machen die Tradition der Texte interessant wegen unwillkürlicher kleiner Veränderungen, die sozusagen dem Stil der Zeit folgen, auch ihren gesellschaftlichen Ordnungsbegriffen. František Graus hat kürzlich eine Probe davon gegeben. Das Thema ließe sich noch erweitern <sup>52</sup>.

Weder das noch jenes war die Absicht der ausführlichen Gegenüberstellung. Ein ganz anderes Thema sollte aufgegriffen werden: wie Legendenbildung in normative Funktionen tritt, also Vorbilder schafft. Dazu ist in der Tat die Wenzellegende geeignet wie wenig in unserem Kulturkreis; weil hier ein und dieselbe Figur einmal von westlichen und dann von östlichen Aspekten beleuchtet wird; wobei sich diese Aspekte selbst auch erst zu erkennen geben. Natürlich ist es dabei wichtig, darauf hinzuweisen, daß diese beiden Legenden in einer gewissen Abhängigkeit stehen, die offenbar gerade derjenigen folgt, die der tschechische Mediävist F. M. Bartoš vor fünfzig Jahren vermutet hatte. Im allgemeinen hält man heute dagegen die altslawische Legende für die älteste. Pekař war schon dieser Auffassung, Graus hat ihr vor kurzem erst wieder zugestimmt und Králik nannte 1971 das Jahr 940 als ungefähre Entstehungszeit <sup>53</sup>. Unser Vergleich machte statt dessen einige Beziehungen zwischen der lateinischen und der slawischen Legende deutlich, die man sich kaum in dieser Richtung denken kann. Nimmt man nicht geradewegs Zuflucht zur verlorenen gemeinsamen Vorlage, so spricht tatsächlich vieles in der Beziehung der beiden Texte für eine lateinische Anklage und eine slawische zumindest partielle Verteidigung; also für das Ressentiment im Rückblick der Vertriebenen und für die mildere Sicht, ja die Rechtfertigung der Umstände in der Darstellung derjenigen, die augenscheinlich im Lande geblieben waren. Selbst wenn es keinen unmittelbaren Bezug eines Textes zum anderen, sondern ein tertium comparationis gegeben haben sollte, nicht auszuschließen bei der nachgewiesenen slawischen Sprachkenntnis in gewissen westlichen Missionsklöstern, auch in St. Emmeram, dann läßt sich doch denken, daß dieses Mittelglied ebenso auch das Vehikel gewesen ist, um jene beiden Aussagerichtungen in der Form eines solchen hagiographischen Dialogs zu befördern. Die Formen und Farben dieses Dialogs aber sind die Differenzen in der Betrachtungsweise ein und desselben Hergangs, mit Gemeinsamkeiten, durch welche das Christentum lateinischer oder slawischer Zunge einst das alte Europa geprägt hat, und mit Differenzen, die eben auf spezifische Entwicklungen im lateinischen Westen wie im griechisch-byzantinischen Osten verweisen.

<sup>51</sup> Mareš, František Václav: Das Todesjahr des heiligen Wenzel in der ersten kirchenslawischen Wenzelslegende. Wiener Slawistisches Jahrbuch 17 (1972) 192—208.

<sup>52</sup> Graus 1977, vgl. oben Anm. 8.

<sup>53</sup> Králik 1971, 106 als Beispiel für die heute wohl vorherrschende Auffassung. Vgl. auch Třeštík 1968, z. B. 184 f.

## VII.

Clunyazensische Einflüsse in *Crescente fide* sprach in einem Wort schon Novotný vor siebzig Jahren an, freilich noch ohne Beobachtung der abweichenden slawischen Aussagen. Sie hätten, meint er, nicht nur den lateinischen Legendentext geformt, sondern auch ihre Helden<sup>54</sup>. Seitdem läßt sich das Stichwort immer wieder einmal lesen, wenn auch nicht immer unter dem Namen der Klosterreform. Mitunter nämlich wird es auch allgemein mit der zeitgenössischen asketischen Strömung in der Literatur in Verbindung gebracht, die schon Zoepf vor siebzig Jahren in seiner Untersuchung der Vitenliteratur besonders hervorgehoben hatte<sup>55</sup>. Am klarsten hat vor zehn Jahren Josef Staber das Phänomen erfaßt: Er setzte *Crescente fide* in den Zusammenhang der Sankt Emmeramer Legendenliteratur, vornehmlich im Bezug zur Lebensbeschreibung des Klosterpatrons selbst, mit manchen Einzelheiten, wie der geplanten Romfahrt, spontaner Zuwendung des Ermordeten zu seinem Mörder, auch mit dem Bild vom *campus certaminis* und vom Ende der Henker in Besessenheit<sup>56</sup>. Er wies darauf hin, daß Wenzels Fürsorge für Brot und Wein zum Meßopfer im Zusammenhang mit der Liturgiepflege der Clunyazenser zu sehen sei, geradeso wie der Trinkspruch, den er auf den heiligen Michael ausbrachte, mit dem bekannten Trankopfer der sogenannten Emmeramsminne zusammenhänge. Er erinnert daran, daß die Opfermahlzeiten, von denen die lateinische *Vita* aus dem heidnischen Slawenbrauch berichtet, auch im heidnischen Bayern nach der Lebensbeschreibung Emmerams eine Rolle spielten, ebenso wie die Gegenüberstellung von Fürst und Mönch, die in der lateinischen Wenzelsvita der Fürstin Drahomira in den Mund gelegt werden. Auch die Regensburger Lokaltradition der prophetischen Gabe des Bischofs Tuto sei in die lateinische Wenzelsvita eingegangen, so wie Wenzel dort auch selber nach dem Bericht von Getreuen das Zweite Gesicht gehabt haben soll. Selbst den clunyazensischen Zentralbegriff der *doctrina* kann Staber als einen Leitbegriff in der Wenzelsvita wiederfinden, wo er tatsächlich an entscheidenden Punkten mehrfach Wenzels Gesinnungstreue hervorhebt, ebenso wie übrigens die mönchische *disciplina*. Nur die Datierung, die Staber danach zwischen 974 und 983 versucht, erscheint nicht zwingend. Aber das führt uns nur wieder zurück zu jenem Knäuel von Mutmaßungen, die hier umgangen werden sollen.

1968 hat Dušan Třeštík in umfassender Interpretation den allmählich wachsenden Staatsbegriff aus politischen und religiösen Elementen im Zusammenhang der Wenzelslegenden, namentlich aus *Crescente fide* und der daraus entwickelten sogenannten Gumpoldslegende, kurz und prägnant gezeigt<sup>57</sup>. Allerdings schrieb er die ausgereifte Verbindung von rechtem Machtgebrauch und inniger Religiosität erst der Gumpoldslegende zu. Damit erfaßte er jedenfalls die Bedeutung von Zusätzen, die man dort mitunter für bloße Ausschmückung ansah, aber er unter-

<sup>54</sup> Novotný 1912, 460.

<sup>55</sup> Zoepf, Ludwig: Das Heiligenleben im 10. Jahrhundert. Leipzig 1908. Dazu die Rezension von Konrad Lübeck in den Historisch-Politischen Blättern (1909), bes. 610; vgl. auch die *Vita* des Gerald von Aurignac aus der Feder des Abtes Odo von Cluny, MPL 133, col. 639—704.

<sup>56</sup> Staber 1970, 186.

<sup>57</sup> Třeštík 1968, bes. 184—188.

schätzt doch zugleich den Charakter einiger Aussagen in Crescente, die den Herrscher nicht nur, wie er meint, „als bloßen Mönch im Fürstengewand“ erkennen lassen. Allerdings: Wenzels Vorsatz, die Herrschaft seinem Bruder abzutreten, nach Rom zu pilgern und Mönch zu werden, den Crescente berichtet und der in der Gumpoldslegende fehlt, trennt dann die Intentionen. In dem Bericht Gumpolds fehlt dergleichen, und damit ist die Anerkennung der Gleichberechtigung zwischen der politischen und der religiösen Lebensaufgabe deutlich geworden, eine Wendung, mit der die politische Emanzipation der abendländischen Kultur vom mönchisch-asketischen Lebensideal auch in anderen clunyazensischen Viten um die Jahrtausendwende anerkannt wird; zugleich ein Echo der politischen Konsolidierung des Abendlandes um diese Zeit<sup>58</sup>.

Der Vorgang läßt sich wohl erst auf dem Hintergrund der slawischen Lebensbeschreibung des böhmischen Heiligen so recht deutlich erkennen. Dem slawischen Autor floß eigentlich nicht schlechthin, wie einige Betrachter meinten, so etwas wie naiver Realismus aus der Feder. Seine Intention ist offensichtlich nicht nur auf Wenzel gerichtet. Sie hängt auch, wie schon Max Büdinger vor hundert Jahren erkannte, mit einer versöhnlicheren Sicht des Brudermords zusammen und vornehmlich mit dem Versuch, die Fürstenmutter Drahomira ganz von jeder Verstrickung in die Ereignisse fernzuhalten. Man könnte meinen, dieses Ansinnen sei ihr in besonderer Weise zu eigen.

Das politische Rahmenwerk dieser Vita basiert auf der christlichen Rechtfertigung von Gefolgschaftstreue, literarisch eindringlich hervorgehoben durch den dreimaligen Vergleich zwischen den verräterischen Gefolgsleuten und dem verräterischen Apostel. Dieser Vergleich gehört zu dem besonderen Anliegen der Slawenlegende, Wenzels Leben unmittelbar in die Nachfolge Christi zu stellen, und das aus drei Gründen: weil er wie Petrus, der anerkannte Nachfolger Christi, gemartert worden sei; weil auch seinetwegen, wie in Bethlehem, unschuldige Kinder starben; und weil er eben von seinen Gefolgsleuten verraten wurde wie Christus von Judas. In dieses Bild der Christusunachfolge paßt dann auch der kämpferische Wenzel in schlichtem Gottvertrauen, der nicht nach dem Martyrium dürstet, sondern auf rechtschaffene Weise sein Leben zu behaupten sucht. Man wird ein solches Fürstenbild nicht schlechthin „slawisch“ nennen. Es entspricht vielmehr unserem Wissen von der ersten Aufnahme und Übernahme christlicher Gedanken in die Barbarenwelt von Herren, Gefolgsleuten und Knechten, so wie sie das Bild vom sächsischen Heliand beispielsweise geradeso widerspiegelt. Es ist nicht etwa ein ethnischer oder ein religiöser Abstand zwischen Ost und West, der die lateinische und die slawische Version, und damit die spezifische Note der lateinischen und der slawischen Christlichkeit auseinanderhält, sondern wohl eher jener Entwicklungssprung, den die clunyazensische Frömmigkeit dem westlichen Christentum bescherte<sup>59</sup>.

<sup>58</sup> Zum Entwicklungsgang mein Beitrag: *The Religious Problems*. In: *Eastern and Western Europe in the Middle Ages*. Hrsg. v. Geoffrey Barraclough. London 1970, 83–124.

<sup>59</sup> Zur Gesamtdeutung Bosl, Karl: *Der Investiturstreit und seine Bedeutung für Europa*. In: Bosl, Karl: *Mensch und Gesellschaft in der Geschichte Europas*. München 1972. — Die Geschichte der Reform ist in den letzten Jahrzehnten durch hervorragende Detailuntersuchungen erschlossen worden. Aber eine umfassende gesellschaftsgeschichtliche Würdigung fehlt.

Dieser Entwicklungssprung verheißt nicht nur eine utopische Verbindung von Macht und Liebe, sondern gleichzeitig auch kritische Distanz. Auch das fand Niederschlag in der lateinischen Legende: „Er war den Waisen ein mitleidiger Vater, war den Trauernden und Witwen, den Kranken ein frommer Tröster. Er nährte die Hungernden, tränkte die Dürstenden und hüllte die Nackten in seine eigenen Kleider. Er besuchte die Kranken, begrub die Toten, nahm die Gäste und Pilger wie seine eigenen Nächsten auf und diente ehrerbietig den Priestern und Klerikern. Den Irrenden wies er den Weg der Wahrheit<sup>60</sup>.“ Man erkennt hier unschwer die Paraphrase auf den Evangelientext<sup>61</sup>. Die slawische Legende faßte demgegenüber diese Aussagen in eine eher lapidare Form. „Allen Armen tat er wohl, die Nackten kleidete er, die Hungernden speiste er, die Pilger nahm er auf nach dem Wort des Evangeliums. Er litt nicht, daß die Witwen Unrecht duldeten, er liebte alle Menschen, arme und reiche, er diente den Dienern Gottes und schmückte viele Kirchen mit Gold<sup>62</sup>.“

Gewiß sind nach diesen Zitaten sozusagen sozialpolitische Forderungen an einen Fürsten im lateinischen wie im slawischen Text im Sinn der Evangelien erhoben. Sicherlich zeugen sie von christlichem Humanismus, nach welchem hier und dort nicht nur soziale Fürsorge, sondern Gerechtigkeit, ja Liebe für alle mit dem normativen Anspruch einer Heiligenvita hervorgehoben wird. Das geschieht deutlicher, nicht etwa nur wortreicher, im lateinischen Text: „Vor allem aber wahrte er selber Demut, Geduld, Mäßigung und am stärksten die Liebe.“ Es ist nicht uninteressant, daß die slawische Legende statt dessen an dieser Stelle den Glauben hervorhebt<sup>63</sup>.

<sup>60</sup> Crescente fide clm 4605 fol. 134 v mit einer besseren Lesart als etwa die Prager Kapitelhs. G 5, die man meist benützt, oder die jüngst entdeckte Zwiefaltener Hs. des 12. Jhs, die L u d v í k o v s k ý 1958 edierte. Der Text lautet:  
Orphanorumque fuit misericors pater, gementium et viduarum sauciatorumque consolator.

Esurientes alens, sitientibus potum subministrans,  
et de vestimentis suis tegens nudos;  
infirmos visitans, mortuos sepeliens;  
hospites et peregrinos ut proprios proximos recipiebat;  
presbiteris et clericis honorabiliter ministrans,  
errantibus viam veritatis ostendebat . . .

<sup>61</sup> Vgl. z. B. Isaias 58, 7 oder Matthäus 25, 36 u. a.

<sup>62</sup> In Ecce nunc, nach W e i n g a r t 1934, 974 u. 976 Satz 16 f.:

Omnibus enim pauperibus bene faciebat,  
nudos vestiebat, esurientes alebat, peregrinos excipiebat,  
secundum vocem evangelicam.

Viduis non patiebat iniuriam fieri,  
homines omnes, pauperes et divites, amabat,  
Deo servientibus ministrabat, ecclesias multas auro ornat.

<sup>63</sup> Crescente fide clm 4605 fol. 134 v:

Insuper etiam humilitatem, pacienciam, mansuetudinem  
potissimumque caritatem observabat . . .

Dagegen Ecce nunc, nach W e i n g a r t 1934, 976 Satz 18:

Credens igitur Deo toto corde,  
omnia bona faciebat, quaecumque quis potest in vita sua.

Demnach entspricht also dem lateinischen Akzent auf der caritas in der slawischen Variante ein Akzent auf dem Glauben.

Beide Texte halten sich natürlich an die evangelischen Räte nach altem Herkommen und verbreiten dabei auch Eulogie der politischen Ordnung. Nur geht der lateinische Text noch einen Schritt weiter; nur formuliert er auch eine negative Aussage, hinter der sich bereits politische Kritik verbirgt. Kritik an den Mächtigen, wie sie die slawische Legende nicht erkennen läßt: „Durch Gewalt oder aber durch Betrug hat er niemandem irgendetwas weggenommen“<sup>64</sup>.

### VIII.

Nicht nur die Geschichte der mittelalterlichen Frömmigkeit, sondern letzten Endes auch die Geschichte der sozialen Beziehungen, der gesellschaftlichen Ordnungsbegriffe, läßt sich in Verbindung bringen mit dem Wandel des Heiligenideals als einer gesellschaftlichen Normensetzung, Kennzeichen der stets lebendigen moraltheologischen Diskussion. Es war die Rede vom Jahrhundert der Gründerkönige, der heiligen Dynasten im östlichen Mitteleuropa. Man darf in dieser Sanktifizierung nicht einfach die kirchliche Unterstellung oder gar die affirmative Weihe der gegebenen Machtverhältnisse erkennen. Man muß vielmehr sehen, in welchem nachhaltigem Maß spontane Versuche zur Christianisierung der Politik und ebenso zur selbständigen christlichen Weltkritik virulent geworden sind, die gerade im Medium der Heiligenlegenden, dem wichtigsten Kommunikationsmittel jener Zeit, nach besonderer Formung suchten. Ein Medium, das es erlaubte, dem tragischen Scheitern seiner Helden eine besondere Sinngebung einzuprägen.

In diesem Sinn sind die Wenzelslegenden eine Quelle von besonderer Aussagekraft, nicht nur für die Geschichte des Landes, sondern sozusagen für die metapolitischen Ambitionen in der frühen böhmischen Kirche. Danach sind die lateinischen und die slawischen Parallelen keineswegs etwa nur aus den Gegensätzlichkeiten zwischen liturgischen Formen und christlichen Lebenshaltungen zu interpretieren. Vielmehr begegnet uns in der lebendigen Entwicklung, am Beispiel der jeweils ältesten Varianten, der utopische Ansatz zur Weltverwandlung unter den Vorzeichen mönchischer Lebensideale, konzipiert im Zentrum des Abendlands, als eine im Vergleich zu dem heroisch-archaischen Grundzug der slawischen Legende progressive Entwicklung. Ob diese Differenz, welche die beiden Legenden kennzeichnet, ob die bittere Klage der aus dem Land vertriebenen Lateiner und die mäßige Nüchternheit der im Land verbliebenen Slawen gleichzeitig auch einen Nachklang gibt vom politischen Gegensatz zwischen Wenzel und Boleslaw, oder ob erst die Entwicklung nach dem Fürstenmord eine solche Ausdeutung nahelegte, das läßt sich nach den gegebenen Umständen nun einmal nicht entscheiden. Auch die Slawenpriester zählten zur römischen Obödienz. Und auch Boleslaw, unklar nach welcher Chronologie, orientierte sich schließlich nach dem Westen. Aber daß zumindest alternative Ambitionen lebendig waren, in Kirche und Politik, das belegt der Fürstenmord sowohl wie auch die Legenden, die sich darum rankten.

<sup>64</sup> Crescente fide clm 4605 fol. 134 v:

Per vim atque fraudem nulli hominum aliquid abstulit.

Die Prager Kapitelhs. G 5 formuliert:

Per vim atque per fraudem nulli aliquid abstulit (usw.).

# DER EHEMALIGE GERICHTSBEZIRK WESERITZ IN DER WESTBÖHMISCHEN BESIEDLUNGSGESCHICHTE\*

Von Ralf Heimrath

## *1. Die Siedlungen des Gerichtsbezirks Weseritz im Landesausbau des Hochmittelalters bis zur Hussitenzeit*

### *1. Beschreibung des Gebiets*

Das Gebiet des ehemaligen Gerichtsbezirks Weseritz liegt im mittleren Westböhmen und gehört landschaftlich zum südöstlichen Tepler Hochland. Nach Süden und Osten senkt sich das walddreiche Hügelgelände allmählich, reicht aber noch nicht ins Pilsner Becken hinein. Die natürliche Grundlage des Landes ist eine aus kristallinen Gesteinen aufgebaute Scholle mit einem Oberboden aus „Podsol“ genannter Bleicherde, einem durch Mineralsalzverlust verarmten Boden, wie er in feuchten Klimabereichen unter Nadel- und Mischwäldern zuweilen vorkommt<sup>1</sup>. Mit einer mittleren Jahrestemperatur von + 4° bis + 7° und einem mittleren Jahresniederschlag von 600—800 mm eignet sich das walddreiche Gebiet zum Anbau von Getreide und Bodenfrüchten wie Kartoffeln und Rüben, während es wegen des Podsoles als Weideland nicht sehr ergiebig ist<sup>2</sup>. Außer etwas Steinkohle im Nordosten und geringen Erzvorkommen im Westen liefert die Natur hier keine Bodenschätze, so daß die Bevölkerung ihren Lebensunterhalt zum größten Teil aus der Landwirtschaft bestreiten muß, zumal sich auch keine nennenswerte Industrie in allernächster Nähe befindet<sup>3</sup>.

Die verwaltungspolitische Darstellung des Gebiets erfolgt unter der Verwendung des Begriffs „Gerichtsbezirk Weseritz“; das bedeutet, daß es sich hier um eine Gebietseinteilung aus der Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik nach dem Stand von 1930 handelt, die identisch ist mit dem Gerichtsbezirk Weseritz vor dem Ersten Weltkrieg, als Böhmen noch Bestandteil der Habsburger Monarchie war.

Die Flächenausdehnung des Bezirks betrug bis zu seiner Auflösung jeweils an den am weitesten voneinander entfernten Grenzen von West nach Ost ca. 30 km

---

\* Vorliegender Schrift liegt der Hauptteil einer unter dem gleichen Titel der Historischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München vorgelegten Staatsexamensarbeit zugrunde. Für den Druck wurden geringfügige Veränderungen vorgenommen.

<sup>1</sup> Vgl. Göttinger Arbeitskreis, Sudetenland. Kitzingen 1954, S. 34. — Hammerschmidt, A.: Die Landwirtschaft und ihre natürlichen Grundlagen in Böhmen und Mähren-Schlesien. In: Sudetendeutscher Atlas. Hrsg. von E. Meynen. München 1954, Blatt 17, Bodenkarte.

<sup>2</sup> Vgl. die entsprechenden Karten bei Hammerschmidt: Suddt. Atlas, Blatt 17.

<sup>3</sup> E b e n d a, Blatt 20.

und von Süd nach Nord ca. 22 km. Insgesamt umschlossen die Bezirksgrenzen ein Areal von 262,41 qkm<sup>4</sup>. Die unmittelbar angrenzenden Gerichtsbezirke waren im Norden Tepl, im Nordosten Manetin, im Südosten Tuschkau, im Süden Mies und im Westen der Gerichtsbezirk Plan, mit dem zusammen als nächstgrößere politische Einheit der Politische Bezirk Plan-Weseritz gebildet wurde.

Zum Gebiet des ehemaligen GB gehören 50 selbständige Gemeinden nach dem Gebietsstand vom 1. Juli 1941, die im folgenden in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt werden<sup>5</sup>:

* 1 *	Blaschin	*17 *	Kutsch
* 2 *	Böhmisch Domaschlag	*18 *	Langen-Radisch
* 2a*	Milikau	*19 *	Leskau
* 3 *	Fürwitz	*20 *	Lohm
* 4 *	Geischowitz	*21 *	Malkowitz
* 5 *	Girsch	*21a*	Nitschowa
* 6 *	Girschowa	*22 *	Mariafels
* 7 *	Gstom	*23 *	Müllowa
* 7a*	Ober-Dörflas	*24 *	Neschowa
* 7b*	Unter-Dörflas	*25 *	Neudorf
* 8 *	Hangendorf	*25a*	Pottin
* 9 *	Hohen-Jamny	*26 *	Neumarkt
*10 *	Honau	*27 *	(Ober-)Gosolup
*11 *	Hurz	*28 *	Planes
*11a*	Kahudowa	*29 *	Pokeslaw
*11b*	Kamiegl	*30 *	Polinken
*11c*	Patzin	*30a*	Hollei
*11d*	Lutschkahäuseln	*30b*	Kametschen
*12 *	Kokaschitz	*31 *	Polschitz
*12a*	Schwanberg	*31a*	Harlosee
*13 *	Konstantinsbad	*32 *	Polutschen
*14 *	Kschelowitz	*33 *	Rössin
*15 *	Krips	*34 *	Saduba
*16 *	Kurschin	*35 *	Scheiben-Radisch

<sup>4</sup> Diese Zahl wurde ermittelt aus den im Heimatbuch: Über Grenzen hinweg. Geschichte, Land und Leute des Plan-Weseritzer Bezirkes. Tirschenreuth und Mähring. Geisenfeld 1964 angegebenen Zahlen bezüglich der Gemarkungsflächen der einzelnen Gemeinden.

<sup>5</sup> Nach Sturm, H. (Hrsg.): Ortslexikon der böhmischen Länder, 1910—1965. Lfg. 6. München-Wien 1980, S. 435—437. — Unter der in \* \* gesetzten Ordnungszahl kann der Ort auf der Karte S. 278 wiedergefunden werden. Die Ortsteile Lutschkahäuseln \*11 d\*, Hollei \*30 a\* und Kametschen \*30 b\* wurden nach den Angaben des Heimatbuchs: Über Grenzen hinweg 569 und 649 aufgenommen. Der Ortsteil Ratschin \*44 a\* gehört nach den Landkarten und nach glaubwürdigen Aussagen ehemaliger Bewohner des Gebiets zum GB Manetin, nach den amtlichen Unterlagen aber zum GB Weseritz. Die Differenz wird dahingehend beseitigt, daß es zwei benachbarte Ratschin gibt, ein Ratschin I, das nach Manetin gehört, und ein amtliches Ratschin II, das bei der Bevölkerung unter dem Namen Otschihora bekannt war. Vgl. Über Grenzen hinweg 695. Die Schreibung der einzelnen Orte kann in der Literatur verschieden ausfallen.



Abb. 1: Die Orte des GB Weseritz nach dem Gebietsstand von 1941

*35a*	Schippin	*42a*	Glashütten
*36 *	Schirnik	*42b*	Umirschen
*36a*	Neudörfel	*43 *	Tscheliv
*37 *	Schwitz	*44 *	Unter-Jamny
*38 *	Setzlaw	*44a*	Ratschin
*39 *	Skupsch	*45 *	Utzin
*40 *	Stipokl	*46 *	Wesamin
*40a*	Woiteschin	*47 *	Weseritz
*40b*	Wutsch	*48 *	Wolfersdorf
*41 *	Strahof	*49 *	Wostrowa
*42 *	Trahona	*50 *	Zebau

Da die seit 1945 durch wiederholte Neuaufteilung des Gebiets wechselnde Verwaltung einer Betrachtung seiner Bevölkerungsverhältnisse erschwerend entgegenwirkt, und zudem die wissenschaftliche Forschung seit gut hundert Jahren — in Deutschland bis in die heutige Zeit — mit dem alten Verwaltungsbegriff arbeitet, soll er auch hier zur Verwendung gelangen. Zudem bewirkte die Vertreibung der deutschen Bevölkerung nach dem Krieg eine so einschneidende Veränderung in der

Besiedlung, daß man getrost vom Ende einer langwährenden Entwicklung und dem Beginn einer neuen Epoche sprechen kann. Die Benützung des Begriffs „Gerichtsbezirk Weseritz“ ist demzufolge notwendigerweise angemessen, da diese Arbeit die Verhältnisse nach 1945 nur kurz ansprechen wird. Dem heutigen Stand wird höchstens dadurch Rechnung getragen, daß zuweilen die Bezeichnung „ehemaliger Gerichtsbezirk“ erfolgt.

Bei den einzelnen Orten wurde streng darauf geachtet, die jeweils älteste Quelle zu finden, in der der Name dieser Siedlung erstmals schriftlich fixiert ist. Spätere Quellen wurden in die Arbeit nur aufgenommen, wenn sie im Zusammenhang mit der Besiedlungsgeschichte von Bedeutung sind. In den seltensten Fällen spiegeln die Quellen das tatsächliche Alter der einzelnen Orte wider, aber für den Historiker sind sie die einzige Handhabe, um einen siedlungsgeschichtlichen Vorgang betrachten zu können.

## *2. Die Situation vor dem Landesausbau und die ältesten Siedlungen des Bezirkes*

Mit Ablauf des 11. Jahrhunderts war in den böhmischen Ländern die Landnahme des Altsiedelgebiets weitgehend abgeschlossen. Mittlerweile läßt sich der slawische Siedlungsraum auch in verschiedene Stammesterritorien einteilen, die zwar in der politischen Geschichte wegen der starken Dominanz des Stammes der Tschechen unter den Přemysliden nicht zu allzu großer Bedeutung gelangten, aber für die Betrachtung der Besiedlungsgeschichte als geographischer Faktor durchaus eine Rolle spielen können.

In Westböhmen reichte das Stammesgebiet der Lučaner, der nächsten Nachbarn der innerböhmischen Tschechen, vom Saazer Land ausgehend, nach Süden bis zur Miesa und umfaßte auch das gesamte Tepler Hochland. Damit liegt das Gebiet des späteren Weseritzer Gerichtsbezirks im südlichen Teil dieses Raumes<sup>6</sup>. Das ist vor allem wichtig im Zusammenhang mit den Adelsfamilien, die — auf die reichsten und wichtigsten Teile des Landes verteilt und vom Landesfürsten mit besonderen herrschaftlichen Funktionen versehen — über ihr Amtslehen hinaus versuchten, ihren Besitz und damit ihren Einfluß in der Politik zu vergrößern. Das war am ehesten möglich in den nur dünn besiedelten Rändern des bisher erschlossenen Gebiets und in dem daran anschließenden Neusiedelland. So besaßen die Hrabische, die späteren Herren von Riesenburg, umfangreiche Ländereien in Nord- und Nordwestböhmen bis in den Bereich von Karlsbad, und der Familie der Brüder Měško und Hroznata gehörten neben ausgedehntem Grundbesitz im Altsiedelland auch Güter um Mies, Staab, Tuschkau, Weseritz und Tepl<sup>7</sup>. Diese Familien waren bereits Angehörige einer neuen Adelsschicht, die seit dem Anfang des Jahrhunderts mehr und mehr ins Blickfeld rückte, als man im Burgenwesen „von großen Wehr-

<sup>6</sup> Vgl. Turek, R.: Die frühmittelalterlichen Stämmegebiete in Böhmen. Prag 1957, Karte 3 im Anhang.

<sup>7</sup> Vgl. Richter, K.: Die böhmischen Länder im Früh- und Hochmittelalter. In: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 1. Hrsg. von K. Bosl. Stuttgart 1966, S. 136—347, hier S. 242.

anlagen zum Bau kleinerer Herrenburgen überzugehen begann“<sup>8</sup>. Da sie mit der Verwaltung und Sicherung der wichtigen Stellen des Landes betraut wurden, waren in erster Linie auch sie die Adressaten bei der Neuvergabe von Gütern durch den Landesfürsten, sofern nicht die Kirche mit zur Rodung vorgesehenen Ländereien bedacht wurde.

Daneben gab es aber auch noch vereinzelt Angehörige des alten Adels aus der Zeit der ersten Landnahme. Die Güter, die sich bereits in deren Besitz befanden, konnten natürlich vom Herzog nicht mehr an andere Personen vergeben werden. Indem nun solche Orte in der Regel nicht Gegenstand von Rechtsgeschäften in der Art von Verkäufen oder Schenkungen wurden, erscheinen sie in den Urkunden erst verhältnismäßig spät, so daß ihr tatsächliches Alter sehr schwer erschlossen werden kann.

Bekanntlich befand sich bei Wesamin \*46\* eine alte Burganlage der mittleren Burgwallzeit<sup>9</sup>. In einer Urkunde (angeblich von 1115), in der dem Benediktinerkloster Kladrau umfangreiche Besitzungen zugesprochen werden<sup>10</sup>, wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Prestan, offenbar der Besitzer des Ortes, die Hälfte seines Dorfes dem Kloster vermachte<sup>11</sup>. Es wird nicht deutlich, ob die Übergabe in Form einer Schenkung erfolgte, aber es erscheint als sicher, daß es sich bei Wesamin um einen Ort handelt, der nicht vom Landesherrn vergeben werden konnte. Anders bei der Nachbarsiedlung Wesamins, dem Ort Zebau \*50\*: Ihn konnte Herzog Vladislav „a se fundato“ verschenken<sup>12</sup>, das heißt, er hatte die freie Verfügungsgewalt über den Ort. Die Formulierung hebt den Unterschied in den Besitzverhältnissen von Wesamin und Zebau hervor. In der gleichen Urkunde wird dem Kloster u. a. der Besitz von Milikau \*2a\* bestätigt<sup>13</sup>. Geographisch in der Mitte zwischen Milikau und Zebau liegt Lohm \*20\*, und davon heißt es ausdrücklich, daß es *nicht* dem Kloster vermacht wird<sup>14</sup>. Der Besitzer des Ortes wird nicht erwähnt, der Herzog selbst wird es kaum sein. Vielleicht gehört Lohm auch unter die Herrschaft des Prestan, denn dessen Gutsbesitz beschränkt sich nicht nur auf Wesamin, er umfaßt auch Tscheliv \*43\* östlich von Milikau, das er in seiner Gesamtheit dem Kloster übergibt<sup>15</sup>. Bei Müllowa \*23\*, das ebenfalls an Kladrau fällt, wird über einen Besitzer nichts ausgesagt, möglicherweise fällt auch dieser Ort unter die Rubrik des freien, d. h. vom Landesherrn nicht vergebaren Landes<sup>16</sup>. Als Ergebnis dieser Urkundenbetrachtung muß also in diesem Zusammenhang

<sup>8</sup> E b e n d a 242.

<sup>9</sup> T u r e k : Stämmegebiete 28.

<sup>10</sup> Codex diplomaticus epistolaris regni Bohemiae. Bd. 1—4. Hrsg. von G. Friedrich u. a. Prag 1904—1965 (zitiert: CD), hier CD I 394—401.

<sup>11</sup> CD I 401, 433.

<sup>12</sup> CD I 396, 399.

<sup>13</sup> CD I 396, 400.

<sup>14</sup> CD I 395.

<sup>15</sup> CD I 401.

<sup>16</sup> CD I 401. — H a c k e r, J.: Die Ortsnamen des politischen Bezirks Plan. Prag 1934, S. 126 und K l o s s, F.: Das räumliche Bild der Grundherrschaft in Böhmen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. MVGD B 70—72 (1932—1934) 210 f. sehen den Ort als Privatbesitz.

zweierlei festgehalten werden: Es gab 1115 im GB Weseritz einerseits Siedlungen, über die der Herzog verfügen konnte, und andererseits solche, die sich bis mindestens zu diesem Zeitpunkt in Privatbesitz befanden. „Diese in privater Hand befindlichen Orte müssen ein höheres Alter haben als die, welche noch der Landesfürst besaß<sup>17</sup>.“ Dem Namen nach sind durch die Urkunde Wesamin, Lohm und Tscheliv als freier Eigenbesitz bekannt, für Müllowa ist es nicht sicher. Ob darüber hinaus noch andere Siedlungen vorhanden waren, ist aus der Schenkungsurkunde von 1115 nicht ersichtlich.

Wenn man nun davon ausgeht, daß Wesamin seit dem Bau der Burganlage kontinuierlich besiedelt war — und es ist nicht ersichtlich, warum dies nicht der Fall gewesen sein sollte —, dann wird dieser Ort wohl der Sitz eines Angehörigen des alten Adels gewesen sein, dessen Besitz vom Landesherren nicht weiter vergeben werden konnte. Damit dürfte Wesamin gleichzeitig auch die älteste Siedlung im GB Weseritz darstellen, worauf wiederum der Burgwall hinweist. Tscheliv muß dann im Zusammenhang mit Wesamin gesehen werden, vermutlich wurde der Ort von da aus gegründet. 1115 jedenfalls erscheint Prestan als der bisherige Besitzer. Ob ihm auch Lohm gehörte, kann nicht geklärt werden.

Damit ist die Annahme berechtigt, daß durch die freien Besitzer der genannten Orte Teile des Weseritzer Landes schon früh der Besiedlung und Bewirtschaftung erschlossen wurden<sup>18</sup>, in einer Zeit, als der Landesfürst noch nicht die Klöster und Adelsfamilien mit größeren Landstrichen bedachte und damit eine intensive Kultivierung in die Wege leitete.

Mit den späteren Gebietszuweisungen begann eine neue, vielleicht die wichtigste Phase in der Besiedlungsgeschichte des Landes. Die Klöster und adligen Grundherren betrieben eifrig die Rodung ihrer Ländereien und legten damit vielfach den Grundstock für die jetzt immer zahlreicher entstehenden Siedlungen.

Dazu bedurfte es allerdings noch einer neuen Entwicklung, die vom Westen her in den böhmischen Ländern Einzug hielt: Es ist der technische und wirtschaftliche Fortschritt, der in Deutschland seit dem 11. Jahrhundert die Produktion von Gütern erleichterte und der Wirtschaft zu einer ersten Blüte verhalf. Es wurden leistungsfähigere Werkzeuge und bessere Produktionsmethoden entwickelt, die dem Menschen die Arbeit erleichterten. Dazu gehört auch die Erschließung neuer Energiequellen, wobei Wasser-, Wind- und Tierkraft die menschliche Arbeitskraft ersetzten<sup>19</sup>.

In diesem Zusammenhang bewirkte gerade in der Landwirtschaft die neue Entwicklung einen ungeheuren Fortschritt. „Für den Aufschwung der Landwirtschaft und des Verkehrs war die neue Form des Anschirrens mit Kummel, Ortscheit und Ansträngung von großer Bedeutung. Sie ermöglichte eine rationellere Ausnützung der Zugkraft, vor allem der Pferde, und erlaubte darüber hinaus den Vorspann, also die Zusammenfassung der Kraft beliebig vieler Tiere<sup>20</sup>.“ Nicht vergessen werden darf der verbesserte Pflug, der wesentlich dazu beitrug, daß nun mit

<sup>17</sup> Hacker 125.

<sup>18</sup> Vgl. auch Kloss: MVGD 70 (1932) 211 f.

<sup>19</sup> Vgl. dazu Richter 314.

<sup>20</sup> Ebenda 315.

Pferde- und Rinderanschirung nicht nur das alte Kulturland ergiebiger bearbeitet, sondern auch schwieriges Neuland leichter der Landwirtschaft erschlossen werden konnte. Auch löste die Dreifelderwirtschaft die in Böhmen gebräuchliche Feld-Gras-Wirtschaft allmählich ab<sup>21</sup>.

Deutschland hatte in diesen Neuerungen einen gewaltigen Vorsprung aufzuweisen. Die Steigerung des wirtschaftlichen Ertrags führte zu einem starken Anwachsen der Bevölkerungszahlen. Damit wurden neue Arbeitskräfte frei, die auch zu einer Abwanderung in bisher unkultivierte Gebiete bereit waren. Die Folge war das Vordringen deutscher Bauernsiedler in die bisher schwach oder gar nicht besiedelten Gebiete außerhalb ihrer Landesgrenzen.

In Westböhmen kamen diese Siedler zum größten Teil aus der Oberpfalz. Die adligen Grundherren, die Kirche und der Landesherr konnten diese Kultivierungsarbeit nur begünstigen, bedeutete die Vermehrung der Bauernstellen doch wirtschaftlichen Gewinn für sie selbst. Daher lag ihnen daran, die neuen Produktionsmethoden möglichst auch in ihren Gebieten zur Anwendung kommen zu lassen. Dies geschah nicht nur durch die verstärkte Förderung der Kultivierungstätigkeit ihrer eigenen Untertanen, sondern auch durch besondere Vergünstigungen für die vom Westen herkommenden Neusiedler, was sich in einer verbesserten wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Stellung dieser gegenüber den Altansässigen auswirkte<sup>22</sup> und mit der Zeit auch den tschechischen Siedlern als Anreiz für verstärkte Kolonisationsanstrengungen angeboten werden konnte.

Unter diesen Voraussetzungen nahm um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert der große Landesausbau in den böhmischen Ländern seinen Anfang, wobei auch das Gebiet des GB Weseritz miteinbezogen wurde.

### 3. Die Träger der Kolonisationsarbeit

Streng genommen lag die Hauptlast der Kultivierungstätigkeit in den Landgebieten bei den Bauern; sie hatten in mühevoller Arbeit den Urwald zu roden und urbar zu machen. Aber das ganze Unternehmen bedurfte einer gewissen Organisation, wenn es in größerem Umfang gelingen sollte.

Die oberste Leitung lag natürlich in den Händen des Landesherrn. „Nach der Konsolidierung der inneren politischen Verhältnisse, nach dem Zeitpunkt also, da das Geschlecht der Přemysliden die Vormachtstellung im Lande errungen hatte, tritt uns der Landesfürst als erster und mächtigster Grundherr entgegen<sup>23</sup>.“ Er hatte in erster Linie die Verfügungsgewalt und konnte das Land nach seinen Gesichtspunkten vergeben. Davon ausgenommen waren lediglich die „frei“ besiedelten Besitzungen früherer Zeit, wie sie im Weseritzer Land schon in Erscheinung getreten sind.

Zum Zweck der Kultivierung vergab der Herzog das Land an solche Parteien, die wohlhabend genug waren, um die Vorbereitungen zum Zuzug von Siedlern übernehmen zu können, um Geräte, Nahrungsmittel, Saatgut und Vieh bereit-

<sup>21</sup> E b e n d a.

<sup>22</sup> E b e n d a 318.

<sup>23</sup> K l o s s : M V G D B 72 (1934) 103.

zustellen<sup>24</sup>. Dies geschah durch die Vergabe einerseits an reiche Adelsfamilien, die sich durch die Verwaltung besonderer Ämter im Grenzbereich des Altsiedellandes verdient gemacht hatten, und zu denen sicherlich die Familien der Hrabische und des Hroznata zu rechnen sind, andererseits aber auch an Klöster, die oft eigens zu Rodungszwecken gegründet wurden, in enger Verbindung mit ihren Mutterklöstern standen, von wo sie Arbeitskräfte bezogen, und mit denen der Herzog gleichzeitig ein wirksames Gegenmittel gegen die steigende wirtschaftliche und politische Macht des Adels zu erhalten hoffte.

Diesem Umstand ist das Aufblühen der Rodeorden der Zisterzienser und Prämonstratenser in Böhmen im 12. Jahrhundert weitgehend zu verdanken. Maßgebliche Förderung erhielten sie dabei durch den Olmützer Bischof Heinrich Zdík, der großen Einfluß am Hof Herzog Wladislaws II. (1140—1173) hatte, und durch des Herzogs Gemahlin Gertrud von Babenberg, die sich in der Stiftung neuer Klöster besonders hervortat, und deren Name nicht nur in den Gründungsberichten des Zisterzienserklosters Plaß erscheint<sup>25</sup>.

Eine weitaus größere Rolle für den südöstlichen Teil des Tepler Hochlandes spielt jedoch die Gründung des Benediktinerklosters Kladrau (südlich Mies). 1108 wurde es durch Herzog Svatopluk gegründet und zunächst nur mit kleinem Gutsbesitz versehen. Aber schon 1115 erweiterte Wladislaw I. mit seiner Gemahlin Richsa den Einflußbereich des Klosters beträchtlich<sup>26</sup>. Zu den zahlreichen Schenkungen gehören auch Orte im GB Weseritz. Ständig mit neuen Gütern versehen, zeigt es sich 1186 bereits als Verwalter und Herr über einen umfangreichen Streubesitz, der sich mit einzelnen Besitzeinheiten anderer Grundherrschaften vermengte<sup>27</sup>. Die Nachricht von 1186, die ungefähr 80 Orte als zu Kladrau gehörig bezeichnet, datiert zwar in Wirklichkeit erst aus dem 13. Jahrhundert, aber daß „die Besitzangaben den tatsächlichen Zustand um das Jahr 1186 wiedergeben, daran ist nicht zu zweifeln“<sup>28</sup>.

Mit dem Orden der Johanniter gesellt sich ein weiterer geistlicher Grundherr im 12. Jahrhundert zu den Trägern der Kolonisationsarbeit im Weseritzer Raum. Sein Sitz ist in Manetin, das ihm 1169 überlassen worden ist<sup>29</sup>; demzufolge reicht sein Einfluß von Nordosten in das Gebiet herein. Die Prämonstratenser des Stiftes Tepl werden zu Beginn des 13. Jahrhunderts bedeutend. Graf Hroznata, der im westböhmischem Grenzraum umfangreiche Gebiete bis zum Tepler Landestor sein eigen nennen konnte und damit der mächtigste adelige Grundherr des südlichen Stammesgebiets der Lučaner war, hatte 1193 mit Einwilligung des Herzogs das Prämonstratenserstift gegründet und ihm — da er ohne Erben war — wegen eines geplanten Kreuzzugs testamentarisch alle seine Güter im Tepler Raum mit nur

<sup>24</sup> Vgl. Richter 336.

<sup>25</sup> Vgl. dazu Schreiber, R.: Die politische Entwicklung und Bedeutung der Sudetenländer. In: Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Ein historischer Rückblick. Hrsg. von H. Preidel. Gräfelfing 1950, S. 34—107, hier S. 47.

<sup>26</sup> Vgl. Kloss: MVGDB 71 (1933) 61; dort allerdings ohne Quellenangaben.

<sup>27</sup> CD I 425 ff.

<sup>28</sup> Kloss: MVGDB 71 (1933) 63.

<sup>29</sup> CD I 217.

geringen Ausnahmen vermacht<sup>30</sup>. Damit war das Kloster gleich bei seiner Gründung mit einem bereits ertragreichen Besitz ausgestattet, bei dem nicht erst auf die Früchte der Rodungsarbeit gewartet werden mußte, so daß sofort mit einem weiteren kolonialisatorischen Ausbau begonnen werden konnte. Als Hroznata 1202 von einer Reise zum Papst zurückkehrte und die Verwaltung seines Klosters übernahm, kamen außer dem ebenfalls von ihm gegründeten Frauenkloster Chotieschau auch alle seine übrigen Güter in den Besitz des Stifts<sup>31</sup>. Auf diese Weise ging das reiche Adelsgut der Familie Hroznatas in geistliche Grundherrschaft über.

Anders verhielt es sich mit den Ländereien der Hrabische, einem ebenfalls sehr reichen Adelsgeschlecht, dessen Machtzentrum im nördlichen Teil des Lučaner Gebiets vom Saazer Land nach Nordböhmen mit dem wichtigen Stützpunkt Brüx (Most) lag, das aber durchaus auch weiter südlich begütert war, wie die Besitzungen im GB Weseritz zeigen werden. Diese weite Ausbreitung der Grundherrschaft der Hrabische ist ohne Zweifel auf eine frühe und wichtige Funktion der Familie in der Phase der Konsolidierung und Festigung des entstehenden Staatswesens zurückzuführen, hatte doch dieses Geschlecht das nordwestliche Grenzgebiet des Altsiedellandes zu sichern. Später, als der Landesausbau in den Grenzgebieten in vollem Umfang im Gange war, und zudem innenpolitisch der Adel seine Machtposition gegenüber dem herzoglichen Hof immer mehr ausbauen konnte, war die Erweiterung des Familienbesitzes eine logische Folge<sup>32</sup>.

Deutscher Einfluß erscheint im Bezirk Weseritz erst ab Mitte des 13. Jahrhunderts in einzelnen Ortsnamen. Wenn 1254 erstmals die Burg Schwanberg erwähnt wird<sup>33</sup>, so deutet dies noch nicht auf die Anwesenheit eines deutschen Adelsgeschlechts, vielmehr entspricht es eher einer „Sitte der Zeit, den Burgen deutsche Namen zu geben, weil der Burgenbau aus Deutschland entscheidende Impulse erhalten hat“<sup>34</sup>. Die Tätigkeit deutscher Siedler ist hier im Vergleich zu anderen Gebieten gering, sie sind zu dieser Zeit auch noch in der Minderheit. Die Hauptarbeit bei der Rodung und Kultivierung lag bei den tschechischen Siedlern, die unter der Führung des Adels und der Geistlichkeit schon früh im 12. Jahrhundert ihr Werk begonnen hatten.

#### 4. Die Ortsnennungen des 12. bis 14. Jahrhunderts

„Die Landesherren, die ihre Klöster vielfach mit ungenutztem Land begabt hatten, sahen es auch gern, wenn diese ihre Mutterklöster um Entsendung von Mönchen, Verwaltern und Bauern baten, welche im Stande waren, neue Zellen zu

<sup>30</sup> CD I 323.

<sup>31</sup> Vgl. Kloss: MVGD 71 (1933) 80.

<sup>32</sup> Vgl. dazu Kloss: MVGD 70 (1932) 192 und 219. — Friedrich, W.: Die historische Geographie Böhmens bis zum Beginn der deutschen Kolonisation. Wien 1912, S. 78.

<sup>33</sup> Ein Bernarregister des Pilsner Kreises vom Jahre 1379. Hrsg. von J. Emler. Abhandlungen der kgl. böhm. Ges. d. Wiss. 1875—1876. Bd. 8 der 6. Folge. Prag 1877 (zitiert: BR), hier BR II 7.

<sup>34</sup> Schwarz, E.: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. Teil 1: Böhmen. München 1965, S. 101 (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 3 und 4).

begründen und unkultiviertes Land zu besiedeln. Von den Klöstern wurden zunächst deutsche Siedler angesetzt. Im Bereich des Zisterzienserklosters Plaß (nördlich Pilsen) und des Benediktinerklosters Kladrau (südlich Mies) gab es wahrscheinlich in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bereits Güter von Deutschen<sup>35</sup>. Das mag wohl zum Teil zutreffen, denn der Einflußbereich der beiden Klöster war recht groß. Die Ortsnamen im GB Weseritz aber unterstützen diese Meinung nicht. Hier sind für die Anfangszeit überhaupt keine deutschen Namen festzustellen, so daß man davon ausgehen muß, daß der Landesausbau hauptsächlich von tschechischer Seite vorangetrieben wurde.

Die ersten schriftlichen Hinweise auf bestehende Siedlungen stammen hauptsächlich aus drei Urkunden, die zwar ins 12. Jahrhundert datiert sind, aber als Fälschungen aus dem beginnenden 13. Jahrhundert anzusehen sind<sup>36</sup>. Zu ihnen gehört neben der Urkunde von 1115, aus der bereits auf die ältesten Orte des Bezirks geschlossen werden konnte<sup>37</sup>, eine um mindestens 50 Jahre vordatierte Schenkungsurkunde des Herzogs Friedrich an die Johanniter von 1183<sup>38</sup> und eine Besitz-Bestätigungsurkunde des gleichen Herzogs für das Kloster Kladrau aus dem Jahr 1186<sup>39</sup>, deren Inhalt sich weitgehend mit dem der Schenkungsurkunde von 1115 deckt. Aber obwohl es sich um Fälschungen handelt, darf man diesen Schriftstücken getrost Glauben schenken. Die Urkunden von 1183 und 1186 beschreiben einen Zustand, der noch keine Generation zurückliegt; das bedeutet, daß zur Zeit der Abfassung noch genügend Zeugen der tatsächlichen Verhältnisse am Leben waren, die einer falschen Darstellung hätten widersprechen können. Aus demselben Grund kann auch die angeblich von 1115 stammende Urkunde nur eine Besitzlage schildern, wie sie vor der Mitte des 12. Jahrhunderts bestanden haben muß. Spätere Zustände würden wieder in das Erinnerungsvermögen der Zeitgenossen fallen und hätten keinen Anspruch auf Glaubhaftigkeit erheben können<sup>40</sup>. Man kann also getrost davon ausgehen, daß die Besiedlungsverhältnisse im 12. Jahrhundert in den Urkunden annähernd richtig beschrieben worden sind.

Es darf jedoch keineswegs der Fehler gemacht werden, im Datum der ersten Nennung eines Ortes immer auch dessen Gründung zu sehen. In den wenigsten Fällen sind wirklich echte Gründungsurkunden vorhanden. Die meisten Siedlungen bestanden schon mehr oder weniger lange Zeit, bevor sie im Rahmen irgendeines Rechtsakts schriftlich fixiert wurden. Das mag insbesondere für die ältesten Orte gelten, als welche ja Wesamin, Lohm, Tscheliv und wahrscheinlich auch Müllowa durch die Urkunde von 1115 ausfindig gemacht werden konnten.

<sup>35</sup> Richter 336.

<sup>36</sup> So Hacker 122. — Kloss: MVGD B 70 (1932) 162 und MVGD B 71 (1933) 91. — Profous, H. / Svoboda, J. / Smilauer, V. (Hrsg.): *Místní jména v Čechách* [Ortsnamen in Böhmen]. 5 Bde. Prag 1947—1960 (zitiert: Prof.), hier Bd. 2, S. 200 u. öfter.

<sup>37</sup> CD I 394 ff.

<sup>38</sup> CD I 418 f.

<sup>39</sup> CD I 427 ff.

<sup>40</sup> Hacker 125 f. kommt zu einem ähnlichen Schluß, indem er ebenfalls das Erinnerungsvermögen der Zeitgenossen für seine Argumentation verwendet. Seine Art der Beweisführung erscheint jedoch nicht unbedingt zwingend, vor allem in dem Punkt nicht, in dem er die Entstehungszeit der ältesten Orte ins 11. Jahrhundert zurückdatiert.

Zu den jüngeren Siedlungen gehört nach dieser Urkunde neben Zebau und Milikau auch Kamiogl \*11b\*<sup>41</sup>. Das kleine Dorf wurde wie die beiden anderen durch herzogliche Verfügung dem Kloster Kladrau übereignet. Das deutet darauf hin, daß die eigentliche Kultivierungsarbeit bei diesen Orten noch bevorstand, daß die Siedlungen noch weiter ausgebaut werden sollten. Aber auch die vormalig in freiem Besitz gewesenen Orte außer Lohm scheinen noch einer wirtschaftlichen Weiterentwicklung bedürftig zu sein, denn wenn sie ihrem Grundherrn einen hohen Ertrag abgeworfen hätten, hätte er sich wohl schwerlich von ihnen getrennt, es sei denn, andere Umstände hätten ihn dazu veranlaßt.

Somit ergibt sich für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts folgendes Siedlungsbild: Kamiogl, Milikau, Tscheliv, Zebau, Müllowa und die Hälfte von Wesamin stehen unter dem Einfluß des Benediktinerklosters Kladrau, während die andere Hälfte des letztgenannten Ortes und Lohm in privater Hand verbleiben.

Ein Blick auf die Karte bestätigt die allgemeine Beobachtung, daß „die Siedlungsbewegung den natürlichen Gegebenheiten entsprechend vom Landesinnern gegen die Gebirgsumrandung zu“ verlief<sup>42</sup>. Der älteste Ort, Wesamin, liegt an der Südgrenze des Bezirks. Von hier nach Südosten zu verflacht sich das Land und geht allmählich über ins Pilsner Becken, auch ist die Entfernung zum Flußbett der Miesa nicht allzu groß. In der Nachbarschaft liegen Zebau und Müllowa, dann schiebt sich die Besiedlung nach Nordwesten vor in die höheren Hügellgebiete. Zu den „natürlichen Gegebenheiten“ gehört ebenso, daß die Kolonisation flußaufwärts verläuft. Auch dies trifft hier zu, nur ist es nicht nur der Neumarkter Bach, wie schon behauptet wurde<sup>43</sup>, sondern auch der Frauenbach, an dessen Ufer die Siedler vordrangen, was die Lage der Orte Lohm und Milikau und etwas weiter entfernt Tscheliv und Kamiogl beweisen.

Doch wurden die Wälder östlich des Neumarkter Bachs nur wenig später von der Kolonisationswelle erfaßt. Schon 1169 erscheint Planes \*28\* als Geschenk an den Orden der Johanniter<sup>44</sup>, deren Wirkungsbereich hauptsächlich in der Gegend um Manetin liegt. In einer Urkunde von 1183, der zweiten Fälschung aus dem 13. Jahrhundert, wird eine Reihe weiterer Orte aufgezählt, die alle dem Johanniterorden zufallen sollen<sup>45</sup>. Teils handelt es sich um Neuschenkungen durch Herzog Friedrich, teils um Besitzbestätigung oder Austausch von Grundbesitz. Es sind die Dörfer Blaschin \*1\*, Polinken \*30\*, Geischowitz \*4\*, Trahona \*42\*, Umirschen \*42b\*<sup>46</sup>, Girsch \*5\* und Wostrowa \*49\*<sup>47</sup>, daneben ein abgegangenes Dorf „Skricsic“ und der Meierhof Libitzen bei Girsch, der damals als Dorf bezeichnet wurde. Bei den Zeugen für diese umfangreiche Schenkung wird auch ein „Chaslaw de

<sup>41</sup> CD I 394.

<sup>42</sup> Richter 341.

<sup>43</sup> So Hacker 31. — Lerch, F.: Unsere Heimat. Eine Heimatkunde des Weseritzer Gerichtsbezirks. Komotau 1936, S. 147 f.

<sup>44</sup> Vgl. Kloss: MVDGB 71 (1933) 90.

<sup>45</sup> CD I 418—424.

<sup>46</sup> Das in der Urkunde genannte Inmerouic nach Prof. IV 445.

<sup>47</sup> Nach Lerch 148 könnte Wostrowa aus dem urkundlich erwähnten Malmirostrov hervorgegangen sein. — Hacker 78 setzt das Ostrow von 1406 als erste Nennung.

Pottin“ genannt <sup>48</sup>, ein Beweis dafür, daß das direkt am Neumarkter Bach gelegene Pottin \*25a\* zu dieser Zeit ebenfalls bereits existierte und — wenn es sich in Privatbesitz dieses Chaslav befand — möglicherweise schon lange an dieser siedlungsgünstigen Stelle flußaufwärts von Müllowa gelegen haben kann. Doch darüber geben die Quellen keine genaue Auskunft. Ebensovienig über Kschelowitz, das im gleichen Jahr in einer anderen Urkunde erscheint <sup>49</sup>, ohne irgendeinen Hinweis bezüglich seiner Grundherrschaft.

Die Lage der dem Johanniterorden zugeeigneten Siedlungen ist auffällig: Es handelt sich um ein ziemlich geschlossenes Gebiet im Osten des Bezirks, von dem es in der Urkunde heißt, daß die Dörfer in einem „circuitus“ namens „Jerusalem“ liegen, also einem „Rodeland, das durch Umgehung aus dem herrenlosen Wildland ausgeschieden und dem Privatbesitz übergeben wurde“ <sup>50</sup> und das von einem großen Wald (tschech. hole = Gehölz) umgeben war <sup>51</sup>. Im Vergleich zu dem verstreuten Grundbesitz des Klosters Kladrau erscheint dieser von der östlichen Bezirksgrenze bis zum Schöppa-Bach und am äußersten Ende bis Pottin — vielleicht mußte Chaslav von Pottin deshalb als Zeuge auftreten, weil er Grenznachbar war — heranreichende Landstrich bereits als insgesamt erschlossenes Siedlungsgebiet, das kaum noch Platz hat für neue Ortsgründungen. Weiter heißt es in der Urkunde, daß die in diesem circuitus liegenden Dörfer „einst zu Saaz gehörten“ und „schon lange fast verödet“ seien. Das ist der entscheidende Hinweis! Das Land war kein Kolonisationsgebiet, sondern gehörte zu dem frühen Siedlungsraum der Lučaner, deren territoriales Zentrum im Saazer Becken zu suchen ist. In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts war der „circuitus Jerusalem“ verlassen, und zwar „schon lange“, wie die Urkunde besagt. Die Gründe dafür können nicht genannt werden. Um 1183 liegt dem böhmischen Herzog Friedrich daran, daß dieses Gebiet unter der Leitung der Johanniter *wiederbesiedelt* wird. Die Orte haben also ein weit höheres Alter, als dieser früheste bekannte schriftliche Hinweis auf den ersten Blick vermuten läßt. Hier ist kein Neuland mehr, in dem von punktuell angelegten Siedlungen ausgehend der übrige Raum erschlossen werden kann, wie dies entlang des Frauenbachs vielleicht vor sich gegangen sein mag. Der „circuitus Jerusalem“ nimmt durch dieses auffällige Bild einer Siedlungsinsel inmitten eines freien Waldgebiets auf jeden Fall eine Sonderstellung im Rahmen der Besiedlung des GB Weseritz ein, und vielleicht bildet dieser die Siedlung umschließende Wald den Grundstock für den Ortsnamen Hollei \*30a\* <sup>52</sup>, der in späterer Zeit in der Nähe von Girsch und Polinken bekannt wird.

Die Bestätigungsurkunde des Herzogs Friedrich für das Kloster Kladrau von 1186, die dritte Fälschung aus dem beginnenden 13. Jahrhundert, bringt wiederum den Besitzstand der Benediktiner aus dem Raum Mies vor Augen. Insgesamt ist deren Grundbesitz auf die stattliche Anzahl von ungefähr 80 Ortschaften ange-

<sup>48</sup> CD I 420.

<sup>49</sup> Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae. Hrsg. von K. J. E. r - b e n u. a. Bd. 1 ff. Prag 1855—1963 (zitiert: Reg.), hier Reg. I 378.

<sup>50</sup> L e r c h 147.

<sup>51</sup> CD I 418 f.

<sup>52</sup> Vgl. L e r c h 148.

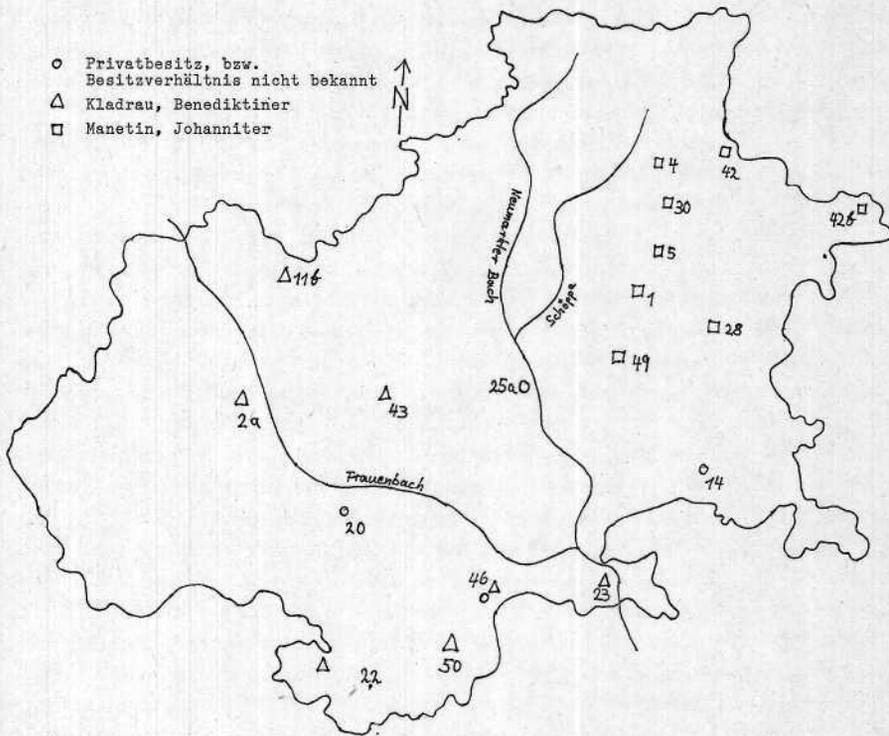


Abb. 2: Ortsnennungen im 12. Jahrhundert

wachsen, die ziemlich verstreut im weiteren Umkreis von Mies liegen<sup>53</sup>. Aus dem GB Weseritz sind keine neuen Orte dazugekommen, mit Ausnahme eines „Lubevice“, das wegen seines Gleichklangs mit dem „Lubeuici“, dem bei Girsch gelegenen Meierhof Libitzen, gern mit diesem gleichgesetzt wird<sup>54</sup>. Aber wenn Herzog Friedrich 1183 Libitzen den Johannitern zuspricht, klingt es doch unwahrscheinlich, daß er drei Jahre später diesen Ort aus dem geschlossenen „circuitus Jerusalem“ heraus den Benediktinern von Kladrau vermachten sollte. Es ist hier schon eher zu denken an den Weiler Lebitzen, Ortsteil von Gosolup \*27\* und südwestlich davon gelegen. Er entspricht geographisch mehr dem Einflußbereich der Benediktiner, die ja bekanntlich vom Süden her kolonisierten, und deren Streubesitz im 12. Jahrhundert über den Neumarkter Bach als östliche Grenze nicht hinausging.

Damit sind die urkundlichen Nachrichten über die Siedlungen des GB im 12. Jahrhundert erschöpft. Es zeigt sich, daß die Kolonisationsarbeit in diesem Raum fast ausschließlich von Klöstern geleistet wurde, und zwar westlich des Neumarkter Bachs von den Kladrauer Benediktinern und östlich davon von den Manetiner Johannitern. Wenn die Urkunden nicht mehr Orte erwähnen, so bedeutet das je-

<sup>53</sup> CD I 436.<sup>54</sup> CD I 422. — Vgl. auch Prof. II 591.

doch nicht, daß die übrigen Teile des Gebiets noch unbesiedelt waren. Viele Siedlungen, die erst im 13. Jahrhundert schriftlich genannt werden, sind wahrscheinlich schon im Verlauf des 12. Jahrhunderts entstanden, es sind nur keine Urkunden mit ihren Namen aus diesem Zeitraum bekannt. Ganz sicher gehört der 1208 genannte Ort Jamny dazu <sup>55</sup>, aus dem ein Zeuge namens Shutbor aufgeführt wird, wobei aber unklar bleiben muß, ob es sich bei diesem Ort um Hohenjamny <sup>59\*</sup> im Westen oder um Unterjamny <sup>44\*</sup> im Norden des Bezirks handelt <sup>56</sup>.

Die Gründung des Prämonstratenserstifts Tepl durch den Grafen Hroznata im Jahr 1193 führt nordöstlich des Bezirks Weseritz zum Auftreten eines neuen geistlichen Grundherrn als Kolonisateur. Mag auch der Anfangsbesitz des Klosters eine gewisse Größe nicht überschritten und sich vornehmlich um Tepl herum gruppiert haben <sup>57</sup>, so wurden doch bald einzelne Orte aus der weiteren Umgebung den Prämonstratern übereignet. Gleichzeitig mit Tepl machte sich im beginnenden 13. Jahrhundert auch immer mehr der Einfluß der Adelsfamilie der Riesenburger oder Hrabische bemerkbar, von denen besonders ein gewisser Kojata in Erscheinung tritt. Vielleicht war das Auftreten dieser neuen Lokatoren der Grund für die Benediktiner und Johanniter, die Rechtsansprüche auf ihre Orte durch die Fälschungen für 1115, 1183 und 1186 deutlich zu machen, denn wie sich zeigen wird, erscheinen die neuen, den Hrabischen oder den Prämonstratern gehörenden Orte mitten im bisherigen Siedlungsraum zwischen den schon bekannten Orten.

Das zeigt sich bereits 1219, als Papst Honorius III. dem Kloster Tepl den von Hroznata geschenkten Grundbesitz bestätigt <sup>58</sup>. Aus dem Weseritzer Bezirk gehörten demnach die Dörfer Krips <sup>15\*</sup> und Planes <sup>28\*</sup> den Prämonstratern, was bei Planes einigermaßen verwundert, war es doch 1183 den Johannitern zugesprochen worden und lag im „circuitus Jerusalem“. Auf irgendeine Weise muß also Hroznata zwischen 1183 und 1219 in den Besitz von Planes gelangt sein, vielleicht schon vor 1193, dem Gründungsjahr des Klosters <sup>59</sup>. Verständlicher ist die Zugehörigkeit von Krips nach Tepl, betrachtet man seine geographische Nähe zum Kloster.

Der fromme Hroznata, ein Angehöriger des hohen Adels und reicher Grundherr, hatte seinen Besitz dem Klerus vermacht, da seine Ehe kinderlos geblieben war. Auch der herzogliche Kämmerer Kojata von Brüx, der Sohn des Riesenburgers Hrabisch, hatte keinen Erben. Aber als er 1227 sein Testament machte <sup>60</sup>, vermachte er aus dem Weseritzer Bezirk nur Unterjamny <sup>49\*</sup> einem Orden, nämlich den Johannitern.

Es ist erstaunlich, wie groß der Grundbesitz dieses Kojata im südöstlichen Tepler Hochland war, wenn man bedenkt, daß die Familie der Hrabische doch eher in Nordböhmen zu großer politischer Bedeutung gelangt war. Neben Unterjamny zeigt das Testament eine ganze Reihe weiterer Dörfer im bisherigen Besitz dieses

<sup>55</sup> CD II 388.

<sup>56</sup> Vgl. Prof. II 94; er entscheidet sich für Unterjamny.

<sup>57</sup> Vgl. dazu Lerch 149 f. — Hacker 124.

<sup>58</sup> CD II 162.

<sup>59</sup> Davon gehen jedenfalls aus Lerch 150 und Kloss: MVGD B 70 (1932) 197.

<sup>60</sup> CD II 300 f.

Adligen, die er nun seinen Dienstmannen vermacht. Sein Schwager Benes — wohl sein nächster Verwandter — erhält vorzugsweise zwei Siedlungen, nämlich Böh-misch Domaschlag \*2\* (damals nur: Domaslaw) und Kokaschitz \*12\*. Weiterhin werden ein Blasius mit Polschitz \*31\* beschenkt, ein Miquardus mit Kahudowa \*11a\*, Marsso mit Krasikow \*12a\*, Wogslaus und Bohuslav zusammen mit Weseritz \*47\* und ein Ritter Hermann mit Saduba \*34\*.

Es fällt auf, daß diese Siedlungen zusammen ein geschlossenes Territorium westlich des Neumarkter Bachs bilden, in dem einzig Tscheliv \*43\* als Besitz der Kladrauer Benediktiner aus dem Rahmen fällt, des weiteren aber Milikau \*2a\* und Lohm \*20\* sich in unmittelbarer Nachbarschaft befinden. Das Gebiet muß wohl schon längere Zeit im Familienbesitz der Hrabische gewesen sein — wiederum ein Hinweis auf die Zugehörigkeit zum Stammesgebiet der Lučaner —, denn andernfalls hätte das Kloster Kladrau seinen Einfluß auf den ganzen Raum ausdehnen können. Aber erst das Testament von 1227 nennt diese Orte, vorher sind sie noch nicht schriftlich nachgewiesen. Weseritz wird wohl damals schon größer gewesen sein als seine Nachbarsiedlungen, denn es wurde auf zwei Personen aufgeteilt. Interessant sind die Namen der beschenkten Dienstleute: So sicher wie Benes, Marsso, Wogslaus und Bohuslav Tschechen sind, so sicher ist der Ritter Hermann ein Deutscher. Miquardus und Blasius sind latinisierte Formen, die aber ebenfalls auf Deutsche schließen lassen. Die Ortsnamen waren bisher alle rein tschechischer Natur, aber in diesen Personennamen zeigt sich, daß der GB Weseritz um das Jahr 1200 auch schon von Deutschen besiedelt wurde. Krasikow trägt einen tschechischen Namen, doch schon 1254 erscheint die bei Krasikow gelegene Burg in den Quellen unter dem deutschen Namen Schwanberg <sup>61</sup>, der mit der Zeit auch auf das Dorf übergang und den tschechischen Namen verdrängte. Mag das Deutschtum Anfang des 13. Jahrhunderts noch sehr gering und gegenüber den Tschechen noch stark in der Minderheit gewesen sein, so hat es doch im Verlauf des Jahrhunderts zugenommen und auch Eingang in die Ortsnamen gefunden, wie sich schon bei der nächsten Urkunde von 1233 zeigen wird.

Dort werden zunächst auch nur tschechische Ortsnamen aufgeführt. Es handelt sich um den Verkauf von 12 Siedlungen an das Kloster Tepl durch Konstanze, die Mutter König Wenzels I., die dieser ihr zur Verbesserung ihrer Einkünfte ein Jahr zuvor geschenkt hatte <sup>62</sup>. Darunter befinden sich Woiteschin \*40a\*, Úterý und Oleschowic, außerdem „eine Reihe von *Wüstungen*, von denen sich nur *Flurnamen* erhalten haben, wie ‚Leschtina‘ und ‚Puscha‘ als Waldflecken bei Witschin, als Feldflur daselbst, ‚Harschtowa‘, ‚Chvalice‘ usw. . . . Die genannten Orte und *Wüstungen* waren zu einem großen *circuitus* vereinigt, . . .“ <sup>63</sup> Úterý und Oleschowitz haben später deutsche Namen getragen, nämlich Neumarkt \*26\* und Handendorf \*8\*. Bei Neumarkt muß es sich schon 1233 um einen größeren Ort gehandelt haben, denn er war mit gewissen Rechten ausgestattet, die nur Marktrechte sein können. Der Name Úterý (tschech. úterý = Dienstag) deutet nicht etwa auf einen

<sup>61</sup> Reg. II 7.

<sup>62</sup> Reg. I 375 ff.

<sup>63</sup> Lerch 150.

bestimmten Gründungstag<sup>64</sup>, sondern auf den Tag, an dem der Markt für gewöhnlich abgehalten wurde. Damit ist auch der Zusammenhang hergestellt mit dem deutschen Namen Neumarkt, der schon 1273 in einer lateinischen Übersetzung als „novum forum“ auftaucht, als „neuer Markt“ im Gegensatz zu dem „alten“, der wohl in Tepl zu suchen ist<sup>65</sup>.

Nicht viel später erscheinen in einer Quelle vier weitere Orte, die schon seit längerem Bestand haben müssen. In einer landesfürstlichen Schenkungsurkunde von 1237<sup>66</sup> werden in der Reihe der Zeugen genannt Otto und Bohuslav von Wolfersdorf \*48\*, die Brüder Matthäus und Jarosch von Rössin \*33\* und schließlich noch Schuchta von Gosolup \*27\*. Auch diese Personennamen sind ein Indiz für die Volkstumsmischung des 13. Jahrhunderts, ebenso die Namen „Walterus de Kirschawa“ (Girschowa \*6\*) und „Lezzek de Nitschowa“ (Nitschowa \*21a\*), die 1242 als Zeugen angeführt werden in einer Urkunde, die das Ergebnis des im Kloster Kladrau geschlichteten Streits zwischen dem Abt Gerhard vom Stift Tepl mit einem nicht namentlich genannten Ritter um den Besitz von Neschowa \*24\* festhalten sollte<sup>67</sup>. Die Prämonstratenser konnten damals den Ort nicht für sich behaupten, denn er erscheint in späterer Zeit noch öfter als Grundbesitz eines Rittergeschlechtes<sup>68</sup>.

Der südöstliche Teil des GB Weseritz, in dem die Dörfer Nitschowa, Girschowa und Neschowa liegen, rückt im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts nach der derzeitigen Quellenlage überhaupt in das Blickfeld des Interesses. Bisher war dieses Gebiet nicht sonderlich in Erscheinung getreten. Nun aber bestehen offensichtlich Unstimmigkeiten, die eine schriftliche Fixierung der Besitzverhältnisse nötig machen, wie das Beispiel von Neschowa zeigt. Auf solch einen Streit ist sicherlich auch die Besitzbestätigung des Papstes Gregor IX. im Jahr 1234 für die Kladrauer Benediktiner bezüglich des Dorfes Stipokl \*40\* zurückzuführen, das als ein Geschenk von Wladislaw I. an dieses Kloster bezeichnet wird<sup>69</sup>. Der Ort liegt im „circuitus Jerusalem“, also im Einflußbereich der Johanniter, doch scheint deren Kolonisationstätigkeit hier nicht so fruchtbar gewesen zu sein wie die der Prämonstratenser oder der Benediktiner. Schon 1219 und 1233 waren ja Planes und Woiteschin als Grundeigentum von Tepl aus den Quellen herauszulesen. Dazu gesellt sich Wutsch \*40b\*, das zwar erst 1273 genannt wird, als es zusammen mit Neumarkt und weiteren 82 Ortschaften außerhalb des GB Weseritz durch Papst Gregor X. als Besitz Tepls bestätigt wird<sup>70</sup>, aber mit Sicherheit schon in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts existiert hat. Nordwestlich des „circuitus“ wird Schirnik \*36\*, „das in der Provinz Saaz liegt“, im Jahr 1253 durch Herzog Wenzel I. verschenkt, aber

<sup>64</sup> So Prof. IV 459.

<sup>65</sup> Reg. II 334 und Schwarz, E.: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. durchgesehene, teilweise umgearbeitete und erweiterte Aufl. München 1961, S. 105.

<sup>66</sup> Reg. I 426.

<sup>67</sup> Reg. I 505.

<sup>68</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 628.

<sup>69</sup> Reg. I 455.

<sup>70</sup> Reg. II 334.

nicht an die Johanniter oder Prämonstratenser, sondern an die Hospitalbrüder des hl. Franziskus <sup>71</sup>.

Mit der landesfürstlichen Schenkung Stipokls an Kladrau rückt nun der Einfluß der Benediktiner von Süden in das Gebiet vor. Damit erstreckt sich deren Kolonisationsfeld über den südlichen und südöstlichen Raum, und so ist es erklärlich, daß der Streit um Neschowa in Kladrau zur Entscheidung kommt. Es spricht nichts dagegen, daß die in der Urkunde von 1242 benötigten Zeugen Untertanen des Klosters waren, vielleicht kleine Adlige, die von Kladrau einmal ein Gut zu Lehen erhalten hatten und zu gewissen Dienstleistungen verpflichtet waren, wie es zu Beginn des 15. Jahrhunderts für die Ritter von Skupsch \*39\* bekannt ist <sup>72</sup>. Ein solcher vom Kloster abhängiger Grundherr könnte auch Sulislaus von Malkowitz \*21\* gewesen sein, der in einer Urkunde von 1248 als Zeuge aufgeführt wird <sup>73</sup>. Seit 1237 rückt schließlich auch Utzin \*45\* ins Blickfeld <sup>74</sup>.

Aus dem äußersten Westen des Bezirkes wurde bisher noch kein Ort erwähnt. Das liegt nicht daran, daß dieser Landstrich bis zu diesem Zeitpunkt nicht besiedelt gewesen wäre, sondern an der ungünstigen Quellenlage, die erst 1257 mit Leskau \*19\* den ersten urkundlichen Beweis einer bestehenden Siedlung erbringt <sup>75</sup>. Der Ort ist bedeutend älter, als das Datum der Quellen aussagt, und muß schon längere Zeit als Dorf existiert haben, ehe er 1257 durch Papst Gregor IX. als Besitz des Burggrafen Ratmir I. von Pfraumberg bestätigt und somit erstmals schriftlich festgehalten wurde. Die Grafen von Pfraumberg hatten ihre Besitzungen im allgemeinen viel weiter westlich, im Grenzgebiet zum Böhmerwald und zur Oberpfalz, einer Region, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon deutsche Ortsnamen aufweist <sup>76</sup> und demzufolge weit stärker von Deutschen besiedelt war als der GB Weseritz. Deutsche Ortsnamen kommen nun allmählich auch hier auf, und zwar im Zusammenhang mit Ratmir von Pfraumberg; in ihm wird nämlich der Ahnherr der Herren von Schwanberg gesehen <sup>77</sup>. Die Burg Schwanberg \*12a\* erscheint in den Urkunden seit 1254 <sup>78</sup>, und das stets unter deutschem Namen, während das Dorf Krasikow aus dem Testament des Kojata von Brüx (vgl. S. 291), das direkt daneben am Fuß des zu Schwanberg gehörenden Berges liegt, weiterhin unter seinem tschechischen Namen geführt wird und erst in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts gänzlich verschwindet <sup>79</sup>. Mag zu dieser Zeit in Böhmen auch eine „Vorliebe für deutsche Adelsbezeichnungen“ auftreten <sup>80</sup>, so ist doch dieser Zusammenhang des ersten Auftretens eines deutschen Ortsnamens im GB Weseritz mit dem

<sup>71</sup> Reg. I 609.

<sup>72</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 628 und 680.

<sup>73</sup> Reg. I 566.

<sup>74</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 698.

<sup>75</sup> Reg. II 67.

<sup>76</sup> Vgl. Lanzendörfer, K.: Die Ortsnamen des ehemaligen Bezirkes Tachau. In: Sudetendeutsches Ortsnamenbuch. Heft 6. Hrsg. von Gierach / Schwarz. Reichenberg 1941.

<sup>77</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 613. — Lerch 211, 217.

<sup>78</sup> Reg. II 7.

<sup>79</sup> Vgl. dazu Lerch 217.

<sup>80</sup> Hacker 63.

Geschlecht der Grafen von Pfraumberg auffällig. Neben Neumarkt, dessen deutscher Name seit 1273 in lateinischer Übersetzung erscheint<sup>81</sup>, ist Schwanberg mehr als ein halbes Jahrhundert der einzige deutsche Ortsname im Bezirk. Das zeugt von dem starken Übergewicht der tschechischen Bevölkerung während des 12. und 13. Jahrhunderts. Daß die Besiedlung in diesem Zeitraum nicht nur dem tschechischen Volk angehören konnte, wurde an einigen Personennamen aus Urkunden vornehmlich des 13. Jahrhunderts gezeigt. Das Anwachsen des Deutschtums zu einer bestimmenden Größe in der Bevölkerungszahl mußte aber einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Ein Blick auf die Karte (Abb. 3) zeigt, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts der GB Weseritz in seinen Grundzügen schon vollständig der Besiedlung erschlossen war; lediglich im südlichen Mittelteil und im Westen sind noch größere Flächen, für die es noch keine Ortsnennungen gibt. Das bedeutet nicht, daß die Dörfer in Wirklichkeit noch nicht existieren. Bei vielen später urkundlich erscheinenden Siedlungen ist die Gründung schon wesentlich früher erfolgt, andere dagegen sind mit Sicherheit erst nach 1300 entstanden.

Zu den Orten, deren Beginn noch im 13. Jahrhundert liegt, gehört neben Hurz \*11\*<sup>82</sup> auch Mariafels \*22\*. Urkundlich erwähnt wird es jedoch erstmals 1303<sup>83</sup> unter dem tschechischen Namen Slawicz. Der Ort war ein Rittersitz, wobei die Familie des Grundherrn mit der des Hroznata, des Gründers von Stift Tepl, weitläufig verwandt gewesen zu sein scheint<sup>84</sup>. Der deutsche Name ist verhältnismäßig jung. Mit dieser Bezeichnung ist das Dorf erst 1654 in den Quellen belegt, ein Zeichen für die lange Zeit ansässige tschechische Bevölkerung.

Deutsch ist dafür der Name der 1316 genannten Burg Guttenstein<sup>85</sup> südöstlich von Scheibenradisch \*35\*. Nach dieser Nachricht verpachtet der Abt Wyschemir vom Stift Tepl einem auf Guttenstein sitzenden Dietrich I. von Kraschowitz und seinem zweiten Sohn Sezuna neben den beiden außerhalb des Bezirks liegenden Orten Luck und Tschihana auch Wutsch \*40b\*, das ja bekanntlich spätestens seit 1273 zum Prämonstratenserstift gehörte. Dietrich I. ist aber nicht der Gründer von Guttenstein, als solcher gilt sein Sohn Dietrich II., „der die Burg um 1300 erbauen ließ“<sup>86</sup>. Dann wäre Guttenstein jünger als Neudorf \*25\*, von dem 1330 Wyschemir von Weseritz berichtet, „villa nova“ sei schon im Besitz seiner Vorfahren gewesen<sup>87</sup>. Dieser Wyschemir war auch der Grundherr von Polschitz \*31\* und Pottin \*25a\*, doch kommt als Mutterort, von dem aus die Gründung Neudorfs erfolgt sein wird, doch eher Weseritz in Betracht. Die Zeit der Entstehung des Ortes muß wohl im 13. Jahrhundert liegen; ebenso die von Honau \*10\*, das erst

<sup>81</sup> Reg. II 334.

<sup>82</sup> In: Über Grenzen hinweg wird hierfür „ca. 1300“ angegeben: vgl. e b e n d a 569 f.

<sup>83</sup> Reg. II 840.

<sup>84</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 624.

<sup>85</sup> Vgl. Sedláček, A.: Hrady, zámky a tvrze království českého [Burgen, Schlösser und Festungen des böhmischen Königreichs]. Bd. 9. Prag 1893; Bd. 13. Prag 1905; Bd. 14, Prag 1923, hier Bd. 13, S. 52.

<sup>86</sup> Lerch 221.

<sup>87</sup> Reg. III 644.

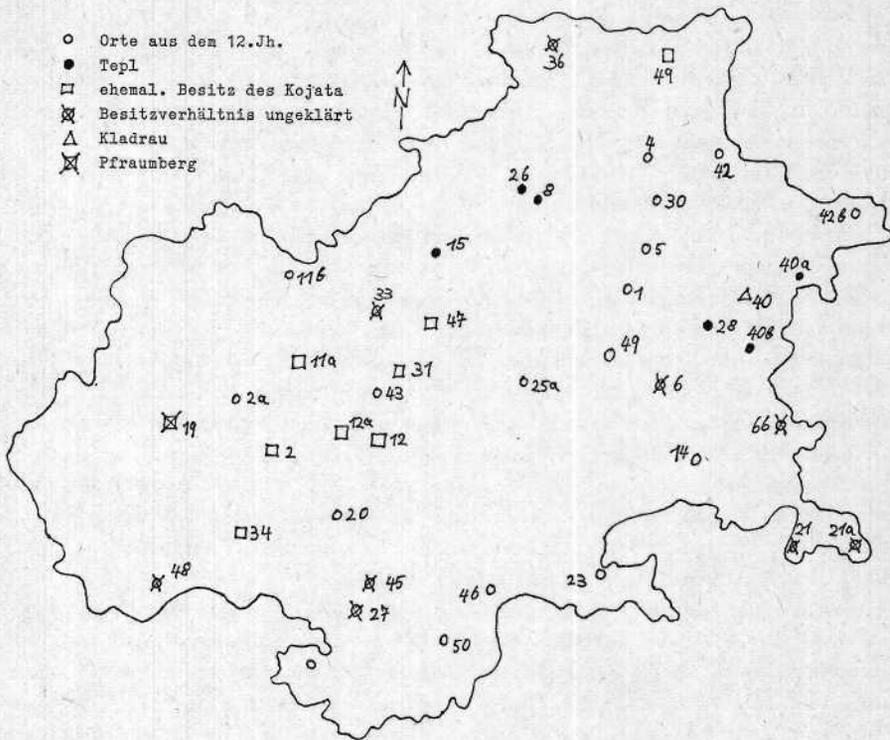


Abb. 3: Ortsnennungen im 13. Jahrhundert

1336 bekannt wird und 1367 zusammen mit dem benachbarten Fürwitz \*3\* dem Kloster Chotieschau übereignet wird<sup>88</sup>.

Die Nachrichten aus dieser Zeit sind spärlich und knapp gehalten. Die in den Urkunden angesprochenen Orte sind meist kleinere Rittersitze, deren Inhaber an irgendeinem Rechtsgeschäft teilhaben, die aber insgesamt so unbedeutend sind, daß sie kaum einer Beachtung wert waren. Dabei mag die Schuld daran — wenn man von einer Schuld sprechen darf — durchaus an den Klöstern liegen, wo ja oftmals die einzigen Leute waren, die schreiben konnten. Gehörte ein Ort, der in eine Urkunde aufgenommen werden sollte, nicht zum Einflußbereich eines Klosters, so wurde ihm verständlicherweise wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das gilt für den Weiler Lechowa südöstlich von Girsch \*5\*, der 1352 nur flüchtig erwähnt wird, und von Schippin \*35a\* und Scheibenradisch \*35\*, von denen der Nachwelt nur bekannt wird, daß sie 1352 zur Herrschaft Gutenstein gehörten<sup>89</sup>. Auch über

<sup>88</sup> Reliquiae tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI igne consumptarum. 2 Teile. Hrsg. von J. E m l e r. Prag 1870—1876 (zitiert: Rel. tab.), hier Rel. tab. I 407 und Decem registra census Bohemiae. Hrsg. von J. E m l e r. Prag 1887 (zitiert: DRC), hier DRC 35.

<sup>89</sup> Regesta decimarum papalium. Hrsg. von W. T o m e k. Abhandlungen der kgl. böhm. Ges. d. Wiss. Bd. 6 der 6. Folge. Prag 1878 (zitiert: PZ), hier PZ 72 f.

Skupsch \*39\* und Schwitz \*37\*, die 1364 und 1371 genannt werden, berichten die Quellen nicht mehr, als daß Skupsch der Sitz eines Sulco war, und daß Schwitz in den Einflußbereich Manetins gehörte<sup>90</sup>. Bei der geographischen Lage von Schwitz wird man unwillkürlich an den „circuitus Jerusalem“ erinnert, der schon in früheren Zeiten das Interessengebiet der Johanniter von Manetin war.

Mehr erfährt man über Gstom \*7\*, das 1355 als Rittersitz geführt wird<sup>91</sup>. Dort lebte um diese Zeit ein Buschek sowie ein Bruder des älteren Buschek namens Heinrich und dessen Sohn Oger, ebenso ein gewisser Kadold von Gstom mit seinem Sohn Chotěbor. Die Quelle führt diese Namen wohl deshalb so ausführlich an, weil diese Ritterfamilien in enger Beziehung zum Klerus standen. Volkmar war Kanonikus in Breslau und Brünn, ehemals auch Probst zu St. Apollinaris in Prag; Oger bewarb sich mit dem Schreiben, das uns als Quelle dient, um ein Kanonikat auf dem Wyschehrad, und Chotěbor war Probst in der Abtei Tuschkau<sup>92</sup>. Hier wird wieder einmal ein Beispiel für die Vermischung tschechischer und deutscher Personennamen vor Augen geführt, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts schon recht fortgeschritten zu sein scheint. Man muß jedoch beachten, daß Gstom ganz im Westen des Bezirks liegt. Von hier ist es nicht weit nach Plan, wo seit 1251 das Kloster Waldsassen das Patronatsrecht über die dortige Kirche besaß, und wo das Deutschtum bereits viel stärker vertreten war<sup>93</sup>.

Einige Orte aus dem Süden des Bezirks verdanken ihre Erstnennung einem Steuerregister aus Pilsen vom Jahr 1379<sup>94</sup>. Die meisten von ihnen können aber mit Sicherheit auf ein relativ hohes Alter zurückblicken, vielleicht sind sie sogar schon im 12. Jahrhundert entstanden, einige wenige sind wahrscheinlich jünger: das sind vor allem die kleinen Weiler Drahwitz, südlich von Saduba \*34\*, das dem Ritter von Saduba gehörte und vermutlich eine von dort ausgegangene Tochttersiedlung ist, Macharzen nördlich von Wesamin \*46\*, und ganz oben im Norden Ratschin (Otschihora) \*44a\* als Bestandteil von Unterjamny. Die älteren Siedlungen sind Hohenjamny \*9\*, Langenradisch \*18\*, Kurschin \*16\*, das der Herrschaft Schwanberg unterstand, die den Herren von Guttenstein gehörenden Orte Setzlaw \*38\* und Strahof \*41\* sowie Pokeslaw \*29\*, der Sitz eines Ritters Heinrich, der einer Seitenlinie der Herren von Prostibor bei Kladrau entstammt<sup>95</sup>. Dieser letzte Hinweis läßt den Rückschluß zu, daß der ganze Landstrich vom Süden des Bezirks bis nach Nordosten zum „circuitus Jerusalem“ seit dem 12. Jahrhundert zum Einflußbereich des Benediktinerklosters Kladrau gehörte. Aus früherer Zeit sind beispielsweise Zebau \*50\*, Wesamin \*46\* und Müllowa \*23\* als deren Besitz bekannt. 1242 wird der Streit um Neschowa \*24\* in Kladrau beigelegt, wobei Zeugen aus Girschowa \*6\* und Nitschowa \*21a\* auftraten. Schon für die Grundherren dieser Orte wurde vermutet, daß sie in Abhängigkeit zu Kladrau standen (vgl. S. 293),

<sup>90</sup> Vgl. Prof. IV 87 f., 246.

<sup>91</sup> Monumenta Vaticana res gestas Bohemias illustrantia. Prag 1903 (zitiert: Mon. Vat.), hier Mon. Vat. II 352.

<sup>92</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 557.

<sup>93</sup> Vgl. H a c k e r 134.

<sup>94</sup> BR 22—28.

<sup>95</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 647.



Abb. 4: Ortsnennungen nach 1300

bei dem Besitzer von Pokeslav scheint diese Vermutung sich zu bestätigen. Die Familie des Ritters Heinrich stammt aus Prostibor südwestlich von Kladrau, und es wäre doch sehr unwahrscheinlich, wenn diese Leute auf eine andere Art als im Dienst der klösterlichen Kolonisationsarbeit in den Besitz von Pokeslav gelangt wären.

Mit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts ist die Besiedlung des GB Weseritz so gut wie abgeschlossen. Patzin \*11c\*, das in einer Urkunde von 1405 erscheint<sup>96</sup> und zum Besitz der Schwanberger gehört, muß von seiner Gründung her mindestens in die Zeit um die Jahrhundertwende fallen und liegt somit am Ende dieses Zeitraums.

Schon 1381 hatte die Pest hohe Bevölkerungsverluste herbeigeführt, in Neumarkt starben binnen 14 Tagen 450 Einwohner<sup>97</sup>. Die zu Beginn des 15. Jahrhunderts einsetzende Epoche religiöser Spannungen und Auseinandersetzungen in Böhmen, die auch soziale und politische Aspekte aufwies, und die nach dem Prager

<sup>96</sup> Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV et XV. Bd. 1—4. Hrsg. von C. Borový. Prag 1875—1899. Bd. 6. Hrsg. von A. Podlaha. Prag 1927 (zitiert: LE), hier LE XIII 133.

<sup>97</sup> Vgl. Über Grenzen hinweg 633.

Fenstersturz von 1419 in die blutige Phase der eigentlichen Hussitenkriege überging, hat auch das Gebiet des Weseritzer Bezirks nicht von Verwüstungen und Morden verschont. Der hussitische Heerführer Jan Žižka eroberte 1421 die Burg Schwanberg und baute sie zum Stützpunkt einer Besatzung aus, „die von da aus die Umgebung, namentlich Krips und Neumarkt schwer heimsuchte“<sup>98</sup>. Das Vernichtungswerk, das von den Hussiten begonnen wurde, fand seine Fortsetzung durch das Kreuzzugsheer, das vom Deutschen Reich gegen die Aufständischen in Böhmen zog. „Aber auch die Kreuzheere, zum Teil mit soldhungrigen Abenteurern besetzt, hinterließen Elend und Entsetzen“<sup>99</sup>. Ihnen wird eine grausame Verheerung der Dörfer und der kleinen offenen Städte in der Umgebung Schwanbergs angelastet. Ein von Kardinal Julian Cesarini befehligtes Heer „hauste zwischen Weseritz und Tachau und brandschatzte dabei auch die Dörfer der Plan-Weseritzer Gegend, bis im Jahre 1434 der Krieg ein Ende nahm“<sup>100</sup>. Man kann sich vorstellen, wie sehr die Bevölkerung unter diesen Zeiterscheinungen zu leiden hatte. Die blutigen Ausschreitungen der Soldaten hatten zu gewaltigen Verlusten geführt, die nur schwer oder überhaupt nicht mehr wiederaufgeholt werden konnten. Damit kam die gesamte Siedlungstätigkeit im Weseritzer Raum zum Erliegen.

## II. Der Gerichtsbezirk Weseritz nach der Hussitenzeit

Nach der Katastrophe der Hussitenzeit erholte sich das Land und die Bevölkerung in dem schwer heimgesuchten Gebiet nur langsam. Das zeigt sich auch an den ganz wenigen Quellen, die in den nächsten zweihundert Jahren über neue Orte im Bezirk berichten. Im Norden erscheint 1483 Kutsch \*17\* und 1506 das zu Schwanberg gehörende Neudörfel \*36a\*<sup>101</sup>. Ebenfalls unter der Herrschaft der Schwanberger stand ein Dorf Tisvice, das 1456 in der Nähe der Burg lag und nur für dieses Jahr belegt ist, wo es auch schon als verödet bezeichnet wird<sup>102</sup>. Aus dem gleichen Jahr wird ein mittlerweile untergegangenes Dorf Křivoústy aus der Umgebung von Leskau bekannt, das sich im Besitz der Stadt Leskau befand<sup>103</sup>. Vier Jahre später, also 1460, taucht erstmals die Hlawatschenmühle zwischen Potin \*25a\* und Pokeslav \*29\* urkundlich auf, und dann dauert es mehr als hundert Jahre, bis 1572 Oberdörfles \*7b\* genannt wird, das damals noch zu Saduba gehörte<sup>104</sup>. Das ist alles, was der GB Weseritz zwischen der Hussitenzeit und dem Dreißigjährigen Krieg an neuen Ortsgründungen hervorbrachte.

Daran sind aber nicht nur die Kriege bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts schuld, sondern auch neue religiöse Unruhen, die mit dem Auftreten Luthers und der Ver-

<sup>98</sup> Lerch 160.

<sup>99</sup> Seibt, F.: Die Zeit der Luxemburger und der hussitischen Revolution. In: Hdb. der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 1. Hrsg. von K. Bosl. Stuttgart 1967, S. 524

<sup>100</sup> Über Grenzen hinweg 515, vgl. auch dort 15.

<sup>101</sup> Vgl. Prof. II 66 und IV 555.

<sup>102</sup> Hoflehtafel des Königreiches Böhmen (tabulae curiae regalis per Bohemiam). Ungedr. zitiert nach Hacker (zitiert: HLT), hier HLT 16, 122 und HLT 23, 168.

<sup>103</sup> HLT 16, 222.

<sup>104</sup> Vgl. Prof. IV 554. — Schwarz: Die Ortsnamen der Sudetenländer 186.

breitung der Reformationsgedanken verbunden waren. „Auch im Plan-Weseritzer Bezirk traten im 16. Jahrhundert viele Bewohner, veranlaßt durch das Beispiel und vielleicht auch unter dem Druck der adeligen Herren, zum protestantischen Glauben über. Die Grundherren riefen protestantische Prediger ins Land, so nach Weseritz, Tschelief, Leskau und in die meisten Pfarrorte des Planer Bezirkes“<sup>105</sup>. Diese lutherischen Prediger in Weseritz, Leskau und Tscheliv waren von Sebastian Schlick, einem Angehörigen der Familie der Grafen von Schlick, die sich in Böhmen als erste der Reformation öffneten, auf seine Herrschaftsburg in Schwanberg aus dem Deutschen Reich gerufen worden. Seinem Beispiel folgten die in Guttenstein und Weseritz ansässigen Schwanberger und riefen ebenfalls deutsche Prediger in die ihnen untertanen Orte. So wird berichtet, daß es um 1570 auf dem Herrschaftsgebiet der Schwanberger im Raum des Weseritzer Bezirks nur noch in Langenradisch \*18\* einen katholischen Geistlichen gegeben habe<sup>106</sup>.

Dabei ist eine Nebenerscheinung dieser Zeit von besonderer Wichtigkeit für die Volkstumsverhältnisse: Mit der Hinwendung der adeligen Grundherren zum Protestantismus wurden Prediger vor allem aus Deutschland in die Dörfer und Städte gerufen. Das führte zwangsweise zu einer vermehrten Förderung der deutschen Sprache und Kultur, die ja schon lange an vereinzelt Stellen vorhanden gewesen war. Dazu kommt noch die politische Entwicklung in Böhmen selbst, nachdem Ferdinand von Österreich 1526 den böhmischen Thron bestiegen hatte und damit das Land zu einem Teilgebiet des Habsburgerreiches machte, das in der Folge bis zum Ersten Weltkrieg unter einem deutschsprachigen Herrscher stand. Die Folge war die Zurückdrängung und Erstickung der tschechischen Nationalbewegung aus der Hussitenzeit und eine Erstarkung des Deutschtums „nicht nur in den auch zur Hussitenzeit deutsch gebliebenen Randgebieten, sondern auch überall im Landesinnern“<sup>107</sup>.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg, der für Böhmen mit dem Sieg des Katholizismus endete, erreichte das Deutschtum wie in allen böhmischen Randgebieten auch im GB Weseritz seinen Höhepunkt. „Während die emigrierten Nichtkatholiken vor allem in Mittel- und Norddeutschland eine Zuflucht fanden und schließlich dort verwurzelten, wurden die nach ihnen verbliebenen Lücken durch katholische Kräfte, vor allem aus Süddeutschland ersetzt. Während unter den Abwandernden auch das tschechische Volk mit vielen und leistungstüchtigen Menschen beteiligt war, . . ., war es nahezu undenkbar, daß unter den Zuwandernden auch Tschechen vertreten waren“<sup>108</sup>. Die deutschen Einwanderer in Westböhmen kamen hauptsächlich von der westlich angrenzenden Oberpfalz und unterschieden sich in ihrer nordbairischen Mundart in keiner Weise von der bereits ansässigen deutschen Vorbevölkerung, die bisher eine Minderheit gegenüber den Tschechen dargestellt hatte. Durch den Zuzug der Neuankömmlinge und die damit verbundene Verstärkung des Deutschtums verschob sich die Sprachgrenze über das gesamte Tepler Hochland nach Osten und erweiterte den nordbairischen Sprachraum bis zu einer Linie, die

<sup>105</sup> Über Grenzen hinweg 17.

<sup>106</sup> Lerch 161.

<sup>107</sup> Schreiber 68.

<sup>108</sup> E b e n d a 74 f.

östlich des Bezirks in Nord-Süd-Richtung verlief und die sich bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts nur noch geringfügig verschoben hat <sup>109</sup>.

Für den GB Weseritz existiert im Untertanenverzeichnis der Herrschaft Schwanberg von 1651 ein anschauliches Beispiel für die Volkstumsverhältnisse nach dem Dreißigjährigen Krieg <sup>110</sup>. Aus den dort angegebenen Namen lassen sich ohne große Schwierigkeit Rückschlüsse ziehen auf die Sprach- und Volkszugehörigkeit der betreffenden Personen. Für die einzelnen Orte ergibt sich folgendes Bild, ermittelt aus den Familiennamen, da eine Untersuchung nach Vornamen wegen der häufigen Verwendung gleicher Namen bei Deutschen und Tschechen — vor allem bei Frauennamen wie Eva oder Maria — unmöglich erscheint: Im Westen und in der Mitte des Bezirks bis Pottin \*25a\* überwiegen deutlich die deutschen Familiennamen; im Durchschnitt sind es etwa dreimal so viele wie tschechische. Eine Ausnahme macht nur Milikau \*2a\* mit einem ausgeglichenen Verhältnis, dafür ist in der benachbarten Stadt Leskau \*19\* der Anteil der deutschen Bewohner siebenmal so hoch wie der der tschechischen. Östlich des Neumarkter Bachs hält sich das tschechische Volkstum bedeutend besser: In Schirnirk \*36\* und Girsch \*5\* gibt es zwar etwa doppelt so viele Deutsche wie Tschechen, jedoch bilden diese beiden Orte eine Ausnahme; das Verhältnis ist im großen und ganzen ausgeglichen und tendiert eher zu einem leichten Übergewicht der Tschechen, die Orte mit der größten Differenz sind Wostrowa \*49\* und Planes \*28\*, wo die deutschen Familiennamen mit nur einem Drittel gegenüber der Anzahl der tschechischen stark in der Minderheit sind (vgl. Abb. 5).

Man kann also nicht verallgemeinernd behaupten, insgesamt gesehen herrsche im GB Weseritz nach dem Dreißigjährigen Krieg überall das Deutschtum vor; damit wäre dem Gebiet östlich des Neumarkter Bachs nicht Rechnung getragen. Vielmehr trifft die Feststellung zu, daß der Anteil der Deutschen, von der Westgrenze ausgehend, ein Vielfaches gegenüber dem der Tschechen ausmacht und sich dieses Verhältnis bis zur Grenze des Neumarkter Bachs nur geringfügig ausgleicht. Östlich davon tritt deutsches und tschechisches Volkstum etwa zu gleichen Teilen auf.

Dieses Bild, das bezüglich der Bevölkerungszugehörigkeit so wenig dem zur Zeit des Landesausbaus im Hochmittelalter entspricht, vermitteln auch die Quellen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. In einer Steuerrolle des Landes Böhmen werden aus dem ehemaligen GB Weseritz beinahe alle bisher bestehenden Orte namentlich aufgeführt <sup>111</sup>. Der Schreiber war vielleicht ein Tscheche, denn er verwendete bei den einzelnen Orten den Zusatz „wes“ für ein Dorf (tschech. ves = Dorf) und „miestis“ für eine Stadt (tschech. město = Stadt), aber die Ortsnamen selbst erscheinen in deutscher Sprache und Lautung. So steht in der Steuerrolle „miestis

<sup>109</sup> Vgl. Schwarz, E.: Die Geschichte der deutschen Besiedlung Böhmens und Mährens. In: Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Ein historischer Rückblick. Hrsg. von H. Preidel. Gräfelting 1950, S. 108—131, hier S. 130 und die Abb. 12, S. 123.

<sup>110</sup> Abgedr. bei Zintl, E.: Wie hießen die Untertanen der Herrschaft Schwanberg 1651. In: Heimatbrief für die Bezirke Plan-Weseritz und Tepl-Petschau Nr. 6/79, 5—11/80 und 1/81.

<sup>111</sup> Steuerrolle des Landes Böhmen vom Jahre 1654. Bd. 18. Ungedr. zitiert nach Hacker (zitiert: STR), hier STR XVIII, 80—85, 519—552.

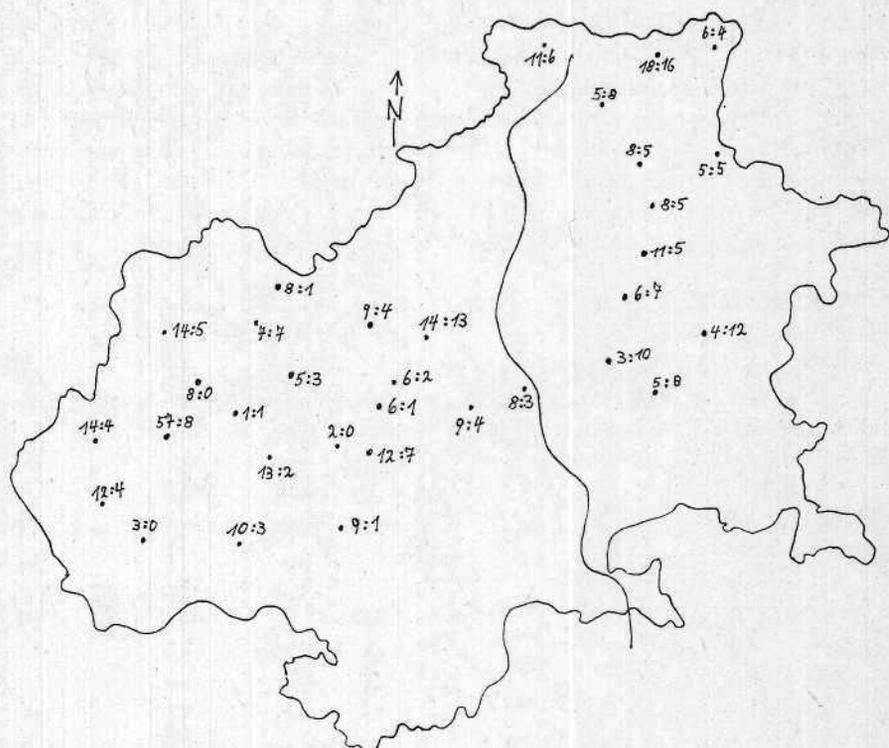


Abb. 5: Die Volkstumsverhältnisse in der Herrschaft Schwanberg 1651 (dt. : tschech.)

Leskowo“ und „miestis Neumark“ statt der bisher urkundlichen „Lezchow“ und „novum forum“, es steht „Wess Langen Radisch“, „St. Maria Fels“, „Neudorff“ und „Sseiben Radisch“ anstelle der vorherigen „dluhé Hradisty“, „Slawic“, „Nowa Wes“ und „Hradišti okrúhlé“<sup>112</sup>. Die Liste ließe sich beliebig lange fortsetzen, es sind hier nur die auffälligsten Erscheinungen herausgegriffen. Als Ergebnis bleibt festzuhalten, daß im Zuge dieser umwälzenden Veränderung der Volkstumsverhältnisse im 16., hauptsächlich aber im 17. Jahrhundert die vormalts tschechischen Ortsnamen ihre Eindeutschung erfahren haben bzw. verschwanden und durch deutsche Ortsnamen ersetzt wurden, wie das Beispiel Mariafels zeigt. Die früher in lateinischer Übersetzung in den Quellen auftauchenden Ortsnamen deutschen Ursprungs erscheinen nun auch in deutscher Sprache.

Deutsch wurde allmählich zur Hauptsprache des Gebiets. Die Anfänge dieser Entwicklung sind schon zu erkennen an den Stadtbüchern von Leskau, Weseritz und Neumarkt, an denen man gleichzeitig auch das Vorrücken der deutschen Sprache von West nach Ost feststellen kann. „Die 1569 im Leskauer Stadtbuch beginnenden Aufzeichnungen sind von Anfang an deutsch. Das Weseritzer Stadtbuch beginnt 1571 noch tschechisch, seit 1580 erscheinen neben tschechischen auch deutsche

<sup>112</sup> STR XVIII, 519, 80, 548, 534, 459, 541.

Namen. Ein Waisenbuch fängt 1578 tschechisch an und setzt wenige Jahre später deutsch fort<sup>113</sup>.“ In Neumarkt hat sich die tschechische Sprache offensichtlich länger gehalten. Das dortige Stadtbuch begann 1612 tschechisch, seit 1625 erfolgten vereinzelt Eintragungen in deutscher Sprache, die mit der Zeit zunahmen und ab 1630 überwogen. Während des 17. Jahrhunderts verdrängte die deutsche Sprache die tschechische immer mehr, so daß in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, während der Regierungszeit Karls VI., die Bürger von Neumarkt um Bestätigung ihrer Privilegien in deutscher Sprache baten, weil sie tschechisch nicht verstünden<sup>114</sup>.

Über die Bevölkerungsdichte im GB Weseritz nach dem Dreißigjährigen Krieg vermittelt wiederum das Untertanenverzeichnis der Herrschaft Schwanberg von 1651 ein eindrucksvolles Bild, das als repräsentativ für den ganzen Raum angesehen werden kann<sup>115</sup>. Demnach lebte in den einzelnen Orten, getrennt nach männlichen und weiblichen Bewohnern, ohne Berücksichtigung der Kinder unter fünf Jahren, folgende Anzahl von Personen:

	männl.	weibl.	gesamt
Leskau	179	200	379
Weseritz	79	93	171
Unterjamny	52	53	105
Blaschin	33	45	78
Girsch	29	37	66
Kokaschitz	31	33	64
Polinken	31	28	59
Böhmisch Domschlag	25	31	56
Schirnik	24	32	56
Hohenjamny	27	27	54
Planes	22	28	50
Gstom	27	21	48
Honau	24	24	48
Neudorf	20	27	47
Schwitz	21	25	46
Hurz	23	20	43
Patzin + Kamiegl	16	26	42
Pottin	19	19	38
Trahona	19	19	38
Wostrowa	18	20	38
Girschowa	16	21	37
Rössin	16	21	37
Geischowitz	16	20	36
Tscheliv	17	19	36
Kutsch	14	20	34
Saduba	17	17	34

<sup>113</sup> Schwarz: Volkstumsgeschichte 215, dort auch die Quellenangaben.

<sup>114</sup> Vgl. Ebenda 125.

<sup>115</sup> Vgl. Anm. 110.

	männl.	weibl.	gesamt
Polschitz	14	17	31
Lohm	14	13	27
Fürwitz	13	13	26
Kahudowa	10	11	21
Oberdörflas	6	4	10
Milikau	2	4	6
Meierhöfe:			
Saduba			11
Schwanberg			11
Weseritz			9
Schäfereien:			
Schwanberg	7	4	11
Rössin			5
Saduba			5

Die Zahlen sind für heutige Größenvorstellungen überraschend klein. Immerhin sind Leskau und Weseritz Stadtsiedlungen, was bei einer Gesamteinwohnerzahl von 379 oder gar 171 doch sehr verwundert. Aber die Maßstäbe im 20. Jahrhundert sind ganz anders als die im 17., das noch nicht von der Industriellen Revolution, vor allem des 19. Jahrhunderts mit seinem rapiden Bevölkerungswachstum, betroffen war. Zudem muß man bedenken, daß hier die Verhältnisse kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg beschrieben werden, was auch den leichten Überschuß an weiblichen Einwohnern erklären kann. „Als 1648 der unselige Krieg sein Ende nahm, lag Weseritz zum großen Teil in Schutt und Asche. Einquartierungen, Erpressungen, Plünderungen, Tötung unschuldiger Menschen und Seuchen hatten die Einwohnerzahl stark reduziert<sup>116</sup>.“ Ähnliches gilt auch für Leskau, das 1647 von den Schweden arg heimgesucht worden war<sup>117</sup>. Daß auch die umliegenden Dörfer in Mitleidenschaft gezogen worden waren, versteht sich von selbst. Die Bevölkerung hatte ohnehin schon vor dem Beginn dieses Krieges durch eine Pestwelle im Jahr 1614 große Verluste hinnehmen müssen<sup>118</sup>.

Die Angaben aus dem Untertanenverzeichnis von 1651 beschreiben also eine Bevölkerungsdichte, die aus den Zeitumständen heraus besonders gering ausfallen muß<sup>119</sup>.

Das nach dem Dreißigjährigen Krieg an Bewohnern derart verarmte Land war somit aufnahmebereit für eine große Zahl von Neusiedlern aus dem Westen, die dazu beitrugen, dem seit längerem vorhandenen und nach und nach erstarkten Deutschtum zur endgültigen Vorherrschaft zu verhelfen.

<sup>116</sup> Über Grenzen hinweg 517 f.

<sup>117</sup> Vgl. e b e n d a 613.

<sup>118</sup> Vgl. e b e n d a 517.

<sup>119</sup> Immer unter der Voraussetzung, daß sämtliche Bewohner der einzelnen Orte auch tatsächlich Untertanen der Schwanberger waren und damit in das Verzeichnis aufgenommen wurden. Zumindest bei größeren Orten wie Weseritz und Leskau ist es denkbar, daß Teile der Siedlungen nicht unter den Herrschaftsbereich der Herren von Schwanberg fielen.

Mit dieser Vorherrschaft war wie in allen böhmischen Randgebieten auch im GB Weseritz ein Besiedlungsstand erreicht, der sich bis zum Zweiten Weltkrieg kaum mehr veränderte. Die Sprachgrenze selbst war noch weiter nach Osten vorgedrungen und verlief in nord-südlicher Richtung durch die Gerichtsbezirke Manetin und Tuschkau. Das hatte notwendigerweise zur Folge, daß das verbliebene tschechische Element der Bevölkerung sich allmählich auflöste und im Deutschtum aufging. Die tschechischen Familiennamen, die durch Eheschließungen mit Deutschen übernommen wurden und in ihrer Häufigkeit zunehmen, je näher an der Sprachgrenze sie belegt sind<sup>120</sup>, sowie die eingedeutschten tschechischen Ortsnamen zeugen von dieser Entwicklung.

Gleichzeitig mit dem Vordringen der deutschen Bevölkerung erfolgte ein weiterer Landesausbau, der die letzten noch unbesiedelten Flecken erfaßte. Da aber nicht mehr viel Raum zur Verfügung stand, blieb die Anzahl der neuen Siedlungen sehr gering. Schon im Untertanenverzeichnis war Oberdörflas \*7a\* mit 10 Einwohnern über fünf Jahre erwähnt<sup>121</sup>. 1654 erscheint es wieder zusammen mit Unterdörflas \*7b\* und Neudörfel \*36a\* im Steuerregister von Böhmen<sup>122</sup>. Da aber der Bezirk „von den Deutschen schon fast vollständig ausgebaut übernommen“ worden war<sup>123</sup>, war eine weitere Binnenkolonisation kaum mehr möglich. Lediglich in einem Wirtschaftszweig, der nicht mit der Landwirtschaft verschmolzen war, konnte noch 1698 durch die Errichtung einer Glasfabrik der Grundstock für Glashütten \*42a\* gelegt werden; aber das Tepler Hochland ist ein reines Agrargebiet, und so konnte sich dieser Industriebetrieb nicht lange halten<sup>124</sup>. So beschränkte sich die wirtschaftliche Erschließung auf die Gründung von Mühlen außerhalb der Ortschaften, die aber nie zu selbständigen Orten ausgebaut werden konnten. Es dauerte beinahe ein Jahrhundert, bis 1787 mit Harlosee \*31a\* wieder ein neuer Ort genannt wird<sup>125</sup>. Im 19. Jahrhundert gesellen sich 1820 Lutschkahäuseln \*11d\* und 1838 Kametschen \*30b\* dazu<sup>126</sup>, so daß bis auf Konstantinsbad \*13\* alle Orte des ehemaligen GB genannt sind.

Konstantinsbad ist mit Abstand die jüngste Siedlung und verdankt seine Entstehung einer Schwefelquelle, die schon im 16. Jahrhundert als „Stinker“ bekannt war. 1809 errichtete die Gemeinde Neudorf dort ein Holzhäuschen als Unterkunft für heilungsuchende Kranke. Wegen des regen Zulaufs wurde die Stelle 1812 ausgebaut und die Schwefelquelle zu einem Bad umgestaltet. 1836 übernahm die Adelsfamilie von Löwenstein die weitere Förderung des Badeortes, dessen alter Name Bad Neudorf allmählich im Volksmund durch Konstantinsbad ersetzt wurde nach Konstantin von Löwenstein, einem seiner verdienstvollsten Förderer. Seine Selbständigkeit errang der Ort erst 1924<sup>127</sup>.

<sup>120</sup> Vgl. Schwarz: Geschichte der dt. Besiedlung 130.

<sup>121</sup> Vgl. Anm. 110, hier Nr. 9/80, S. 679.

<sup>122</sup> STR XVIII, 533, 546.

<sup>123</sup> Hacker 152.

<sup>124</sup> Vgl. Hacker 152. — Über Grenzen hinweg 690.

<sup>125</sup> Josephinischer Kataster, ungedr. zitiert nach Hacker 24.

<sup>126</sup> Vgl. Hacker 42 f., 32.

<sup>127</sup> Zur Geschichte von Konstantinsbad siehe ausführlich Lerch 15—17.

### III. Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg

Mit der Selbständigkeit von Konstantinsbad als politischer Gemeinde hat die Geschichte der Ortsgründungen im GB Weseritz ihren Abschluß gefunden, nicht aber die Besiedlungsgeschichte; sie befaßt sich nicht nur mit der Frage, wann die einzelnen Orte entstanden sind bzw. erstmals genannt werden, sondern auch mit der Bevölkerung, die in diesen Orten lebte und lebt.

Es konnte gezeigt werden, daß die intensive Kultivierung des Bezirks und seine Erschließung als Lebensraum in seinen Grundzügen ein Werk der tschechischen Siedler war, das aber so nicht möglich gewesen wäre ohne den technischen und kulturellen Fortschritt, der von deutscher Seite in die Kolonisationsarbeit eingebracht wurde. Mag auch in den Klöstern, die neben dem tschechischen Adel als Lokatoren auftraten, ein latenter deutscher Einfluß vorhanden gewesen sein<sup>128</sup>, so sind daraus jedenfalls keine Auswirkungen in den Siedlungsgründungen zu erkennen. Die weitaus meisten Ortsnamen des Bezirks sind tschechischen Ursprungs, und in den wenigen Fällen mit deutschen Ortsnamen handelt es sich entweder um Umbenennungen in späterer Zeit (Neumarkt, Mariafels, Dorf Schwanberg, Hangendorf) oder um Orte niedrigeren Alters (Neudörfel, Ober- und Unterdörflas, Glashtütten). Das deutsche Element kam wegen der starken tschechischen Vorbevölkerung erst verhältnismäßig spät in dieses Gebiet und gelangte zum Durchbruch und zur Vormachtstellung vor allem in der Zeit der Auseinandersetzung mit der protestantischen Reformation und nach dem Dreißigjährigen Krieg. Spätestens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war der GB überwiegend deutsch besiedelt; das tschechische Volkstum war verdrängt worden, seine letzten Reste sind im Deutschtum aufgegangen.

Nach der Gründung der Ersten Tschechoslowakischen Republik änderten sich infolge der politischen Umstände und der gezielten bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Regierung in Prag die Bevölkerungsverhältnisse leicht zugunsten der Tschechen. Aber ihre Zahl fällt kaum ins Gewicht. Bei der Volkszählung von 1930 standen den 13 442 Deutschen im Bezirk nur 235 Tschechen gegenüber, das sind noch nicht einmal 2,5 % der Gesamtbevölkerung des Bezirks<sup>129</sup>. Doch mit der Beendigung des Zweiten Weltkriegs änderte sich die Situation schlagartig durch die Vertreibung der deutschen Bewohner. In Westböhmen verkehrten sich nicht nur die Volkstumsverhältnisse ins Gegenteil, sondern die Zahl der angesiedelten Tschechen blieb weit unter der der vorherigen Bewohner zurück. „Die Einwohnerzahl dieser Gebiete erreicht im Jahre 1947 nicht einmal die Hälfte der des Jahres 1930<sup>130</sup>.“ Der verwaltungspolitische Begriff „Gerichtsbezirk“ war schon während des Krieges aus dem amtlichen Sprachgebrauch verschwunden, jetzt wurde die alte Gebietsenteilung durch verschiedene Neuordnungen abgelöst, wobei viele der

<sup>128</sup> So z. B. S c h w a r z : Volkstumsgeschichte 126: „Seit Manetin 1169 den Johannitern überlassen worden ist, ist mit dt. Einfluß zu rechnen.“

<sup>129</sup> Vgl. Die Bevölkerung Böhmens und Mähren-Schlesiens in ihrer Nationalitätengliederung nach Gerichtsbezirken. In: Sudetendeutscher Atlas. Hrsg. von E. M e y n e n. München 1954, S. 7.

<sup>130</sup> H a m m e r s c h m i d t in: Sudetendeutscher Atlas 29.

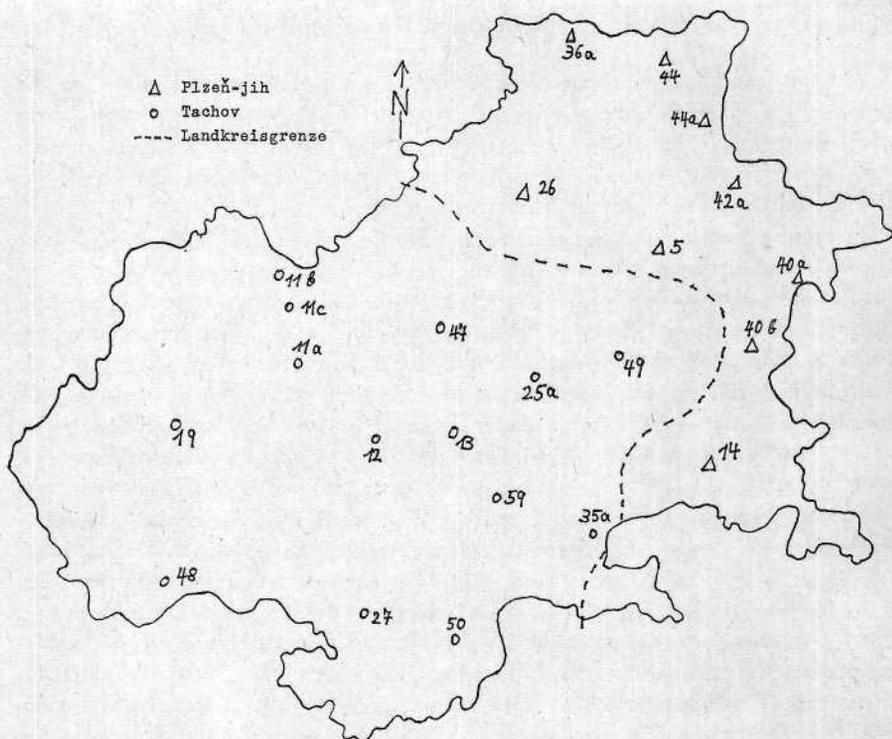


Abb. 6: Die selbständigen politischen Gemeinden und die Landkreisaufteilung 1965

ehemaligen selbständigen Gemeinden wegen der dünnen Bevölkerungsdecke in Westböhmen entweder anderen Orten eingemeindet oder ganz aufgelassen wurden.

Die bisher letzte Verwaltungsneuorganisation erfolgte 1965. Sie teilte den ehemaligen GB Weseritz in zwei ungleich große Teile; der Westen wurde dem Landkreis Tachau (okres Tachov) und der schmale östliche Streifen dem Landkreis Pilsen-Süd (okres Plzeň-jih) angegliedert. Von den ehemals 50 selbständigen politischen Gemeinden des GB verlor mittlerweile der größte Teil seine Selbständigkeit. Übrig sind nur 23 selbständige Orte mit einigen eingemeindeten Ortsteilen (vgl. Abb. 6)<sup>131</sup>. Die Ortsnamen erscheinen alle in tschechischer Sprache, entweder unter der Zugrundelegung der alten Formen des Hochmittelalters (Úterý = Neumarkt, Slavice = Mariafels) oder durch Übertragung des deutschen Namens ins Tschechische (Sklná Huť = Glashütten, Konstantinový Lázně = Konstantinsbad). Das dünne Netz der Siedlungen zeigt, daß der durch die Vertreibung der Deutschen entstandene Bevölkerungsverlust bisher noch nicht wieder aufgeholt werden konnte.

<sup>131</sup> Nach den Angaben von Sturm 435—437.

# DER ‚ACKERMANN AUS BÖHMEN‘ UND ‚TKADLEČEK‘

Ihr Verhältnis in neuer Sicht<sup>1</sup>

Von Walter Schamschula

Zu lange war die Stimme der Slawistik bei dem Vergleich der Texte des Ackermann (A) und Tkadleček (Tk) nicht zu hören, obwohl in dieser interdisziplinären Fragestellung nur aus der Zusammenarbeit über die Fachgrenze hinweg Ergebnisse erzielt werden können. Seit Generationen war die Germanistik darauf angewiesen, ohne Hilfe der Slawistik die so wichtige Frage der Genesis sowohl des A als auch des Tk zu klären und dabei auch die Arbeit zu leisten, die kompetenzhalber nur die Slawistik leisten kann, nämlich die Interpretation des Tk<sup>2</sup>.

Worum handelt es sich? Das Streitgespräch zwischen dem Ackermann und dem Tod, um 1400 geschrieben, ist auch vielen mit der älteren Germanistik nicht sonderlich Vertrauten bekannt als eines der in seiner emotionalen Tiefe und Suggestivkraft faszinierendsten und dabei rätselhaftesten deutschen Sprachkunstwerke der älteren Zeit. Nur einige kompetente Äußerungen mögen genügen, um die Stellung des Streitgesprächs in der deutschen Literatur zu kennzeichnen: Gervinus nannte den A „das vollkommenste Stück Prosa in unserer ältern Literatur“<sup>3</sup>. Konrad Burdach urteilt, der Dialog sei ein „Kunstwerk eines schöpferischen Meisters der deutschen Sprache, das in der deutschen Literatur nicht seinesgleichen hat“<sup>4</sup>. Schließlich zitiere ich noch Reinhold Schneider, der in seinem Nachwort zur Insel-Ausgabe des A sagt: „Es liegt eine Verheißung über dem Streitgespräch mit dem Tod, die erst nach hundertzwanzig Jahren von Martin Luther mit umfassender Wirkung eingelöst worden ist. Und es ruht gewiß ein Segen darin, daß die erste große Dichtung in Neuhochdeutsch aus dem tiefen Schmerz, dem Mut zur rückhaltlosen Frage, aus tiefer religiöser Erschütterung hervorgebrochen ist. Hier ist kein Wort vertan, und wenn unsere Sprache genesen soll von der Abstraktionsucht, die sie seit Jahrhunderten bedroht, so wären der Acker von Saaz als geistiger Ort,

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Aufsatz deckt sich weitgehend mit meiner am 16. Februar 1982 in Bamberg gehaltenen Antrittsvorlesung. Zum gleichen Thema, jedoch mit etwas veränderter Blickrichtung und ausführlicherer Dokumentation soll demnächst in der Zeitschrift für slavische Philologie ein Aufsatz erscheinen.

<sup>2</sup> Eine Ausnahme bildet Ulbrich, Rolf: Der altschleischische „Tkadleček“ und die anderen „Weber“. Waldenserliteratur in Böhmen um 1400. Berlin 1980. Hierauf soll in BohZ noch gesondert eingegangen werden.

<sup>3</sup> Gervinus, Georg Gottfried: Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. 2. Leipzig 1853, S. 222.

<sup>4</sup> Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. 3/1, 1917, S. XII.

die harte Arbeit auf diesem Acker die beste Hilfe. Ein großer Dichter also und ein großer Auftrag, ein Vorbote, der schon Meister war, und doch haben wir nur dies eine Werk in problematischer Textüberlieferung und ein paar Nachrichten und Briefe, die Willy Krogmann nach langer Forscherarbeit uns mitteilt <sup>5</sup>.

Der Ackermann, das wissen wir nicht nur von Ernst Robert Curtius <sup>6</sup>, sondern auch aus dem Werk selbst, ist eine Schreibermetapher: „Ich bins genant ein ackerman, von vogelwat (d. i. Vogelkleid, Feder — d. Verf.) ist mein pflug, und wone in behemer lande <sup>7</sup>.“ Aber er ist nicht nur ein Schreiber in einem moderneren Sinn, sondern auch ein Mann von tiefer philosophischer und literarischer Bildung, der den Tod anklagt, ihm im Kindbett seine Frau Margaretha entrissen zu haben. In 32 Repliken entspinnt sich ein Dialog zwischen dem Ackermann und dem Tod, eine Mischung aus massiver Beschimpfung und gelehrter Argumentation, wo jeder der beiden Teile dialektisch über das Ziel hinausschießt: Der Ackermann wünscht den Tod aus der Welt, lehnt sich gegen ihn auf und anerkennt nicht dessen von Gott eingesetzte Macht. Der Tod gebärdet sich selbtherrlich, verunglimpft die Menschenrasse als Gewürm, geschlechtliche Liebe als verderbliche Wollust und muß sich vom Ackermann sagen lassen, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen sei und daß alle Kreatur in Gott ihren Ursprung habe: „Solten alle irdische ding so böse, snöde und untüchtig sein, als ir sprechet, so müsten sie von Gote untüchtig sein geschaffen und gewürket <sup>8</sup>.“ Im 33. Kapitel — die Zahl ist geheiligt durch die Lebensjahre Christi auf Erden, daher Symbol — erscheint Gott als der Richter und weist beide in ihre Schranken, billigt dem Ackermann aber zu, wacker gestritten zu haben. In einem abschließenden 34. Kapitel betet der Ackermann mit vielen Zitaten aus dem „Buch der Liebkosungen“, den pseudoaugustinischen „Soliloquia anime ad deum“, die Johann von Neumarkt ins Neuhochdeutsche übersetzt hatte <sup>9</sup>, einem der ersten Dokumente des Frühhumanismus in Böhmen, für das Seelehneil seiner verstorbenen Frau Margaretha.

Der A ist somit ein Beispiel eines mittelalterlichen Disputs: These und Antithese werden im Sinne der aristotelischen Dialektik miteinander konfrontiert und zu einer Synthese geführt: dem Richterspruch Gottes. Von großer Bedeutung ist in dem ganzen Werk die Symbolik, angefangen mit dem Schreibersymbol des Ackermanns, dem den Acker bestellenden Pflüger und Sämann, und in diesem Symbol ist schon viel von der Lebensbejahung des frühen Humanismus enthalten, der unter Karl IV. in Prag eine Heimstatt hatte. (Johann von Neumarkt, der Kanzler des Reiches und Schöpfer des Prager Kanzleideutsch, stand in regem Gedankenaustausch mit Petrarca und Cola di Rienzo.) Dem Pflüger und Sämann steht der

<sup>5</sup> Der Ackermann und der Tod. Ein Streitgespräch von Johannes von Tepl. Ins Neuhochdeutsche übertragen von Willy Krogmann. Mit einem Nachwort von Reinhold Schneider. Frankfurt/M. 1957, S. 58.

<sup>6</sup> Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1948, S. 304 ff.

<sup>7</sup> Johannes von Tepl. Der ackerman. Hrsg. von Willy Krogmann. Wiesbaden 1964, S. 102 (Deutsche Klassiker des Mittelalters NF 1). Die folgenden A-Zitate beziehen sich auf diese Ausgabe.

<sup>8</sup> E b e n d a 135.

<sup>9</sup> Vgl. K r o g m a n n s Kommentar 216—220.

Schnitter Tod gegenüber, der Sensenmann, ganz ein Vertreter des lebensfeindlichen asketischen Denkens, dessen beständiges *memento mori* dem vorwärtsstrebenden Menschengestalt seine Kraft benehmen will. Die lange Tradition von Streitgesprächen zwischen dem Menschen und dem Tod, die das Mittelalter durchzieht, kulminiert so in einem beinahe faustischen, wenn auch noch nicht ganz emanzipierten, so doch die Emanzipation des menschlichen Geistes ankündigenden Aufbruch, einer Rebellion — nicht gegen die göttliche Ordnung, sondern gegen die lebensfeindliche Auslegung der Offenbarung.

Über die Gestalt des A-Dichters besitzen wir einige Kenntnis. Wir wissen inzwischen, daß Johannes von Schüttwa (von Šitboř), Johannes von Tepl und Johannes von Saaz eine Person sind. In Schüttwa im westböhmisches Grenzgebiet wurde er ca. 1350 geboren, im Stift Tepl erzogen, in Saaz war er bis 1411 Stadtschreiber, Protonotar und Schulrektor. 1411 ging er als Stadtschreiber nach Prag, wo er 1414 verstorben sein dürfte. Wir besitzen sogar ein Porträt von ihm, nämlich ein Stifterbild zu dem von ihm für die Kirche St. Niklas in Eger gestifteten Hieronymus-Offizium<sup>10</sup>.

Das größte Problem, das der Ackermann-Philologie gestellt ist, ist die im Zitat von Reinhold Schneider angedeutete Tatsache, daß der Urtext nicht erhalten ist, ja daß die 16 Handschriften und 17 ersten Drucke mindestens 50 Jahre jünger sind als das Original und sich voneinander z. T. erheblich unterscheiden. Zu den ältesten und daher für die Quellenkritik relevantesten Texten gehören die beiden Bamberger Erstdrucke, die bei Albrecht Pfister 1460 und 1463 erschienen sind. In Bamberg, dem nach Mainz zweiten Druck- und Verlagsort der Welt, war die A-Ausgabe das erste in deutscher Sprache veröffentlichte Buch. In dem einzigen uns erhaltenen Exemplar der Erstauflage, das sich in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel befindet, fehlen die fünf ihm beigegebenen Holzschnitte. Auch der Text ist unvollständig. Besser ist der Erhaltungszustand der Ausgabe von 1463, von der wir mehrere Exemplare besitzen<sup>11</sup>.

Nach den letzten Drucken der Mitte des 16. Jahrhunderts geriet das Werk vollkommen in Vergessenheit, bis es von Gottsched in Wolfenbüttel entdeckt wurde, der sich von der Pfisterschen Ausgabe eine Abschrift anfertigte, auf der Friedrich Heinrich von der Hagen 1824 seine erste, unkritische, Ausgabe begründete.

Noch im selben Jahr geschah etwas sehr Wichtiges: der unermüdliche tschechische Philologe Václav Hanka, heute berühmt und berüchtigt vor allem wegen seiner Fälschungen alttschechischer Handschriften (der Königinhofers und der Grünberger Handschrift), edierte ein unbestreitbar echtes alttschechisches Streitgespräch zwischen einem Weber (Tkadlec) und der Verkörperung des Unglücks, ein anonymes und unbetiteltes Prosamanuskript, das er Tkadleček betitelte, da das Unglück den Weber oft herabsetzend mit dem Diminutiv versieht. Freilich ist die Situation im

<sup>10</sup> Ebenda 34—37. — Blaschka, Anton: Das Hieronymus-Offizium des Ackermannsdichters. In: Heimat und Volk. Forschungsbeiträge zur sudetendeutschen Geschichte. Festschrift für W. Wostry. Brünn 1937, S. 107 ff.

<sup>11</sup> Näheres über die Überlieferung bei Krogmann 55—80 sowie in der Ausgabe von Jungbluth, Günther: Johannes von Saaz. Der Ackermann aus Böhmen. Bd. 1, S. 31—33.

Tk einigermaßen von der des A unterschieden: nicht der Tod der geliebten Frau wird dem Tod zum Vorwurf gemacht, sondern die Untreue der Geliebten Adlička (d. i. Adelheid), die einen anderen geheiratet hat, dem Unglück (alttschechisch *nešťstie*). Dennoch finden sich im Tk so auffällige Textparallelen zum A, daß Hanka geradezu darüber stolpern mußte. Diese Parallelen beschäftigen uns (Germanisten und Slawisten) noch heute. Sie sind zwar im Laufe von über 1 1/2 Jahrhunderten etwas erklärbarer geworden, von einer endgültigen Lösung kann man aber noch nicht sprechen.

Zunächst sollte ich etwas beim Tk verweilen: Es handelt sich um ein durchaus respektables Prosawerk, das aber weder absolut — im internationalen Rahmen —, noch relativ — bezogen auf die tschechische Literatur des Mittelalters — eine ähnlich prominente Stellung hat wie der A. (Es gibt freilich auch tschechische Stimmen, die ihn über den Ackermann stellen, zu unrecht<sup>12</sup>.) Beim Verhältnis des Tk zum A ist nicht zu übersehen, daß weder die Situation, die weniger an die Grundfesten der menschlichen Existenz rührt, noch die Bearbeitung einen ähnlichen kosmischen Schauer hervorzurufen vermag, wie er von dem Gespräch des verzweifelt aufbegehrenden Menschen mit dem zynischen und eiskalt seine Macht ausspielenden Tod ausgeht. Den 33 Repliken des A entsprechen beim Tk 16 überdimensional ausgeweitete Kapitel, die eher Traktate genannt werden könnten als Repliken. Das letzte Kapitel erstreckt sich in der kritischen Ausgabe von Šimek und Hrubý (1923) auf über 24 Seiten. Daß uns hier die belebende Wirkung eines Dialogs nicht mehr erreichen kann, liegt auf der Hand. Dennoch zeichnet sich der Tk durch ein hohes Maß an Rhetorik aus, und er nutzt die Mittel der auf der Antike aufbauenden Anleitungen zur Eloquenz so aus, daß sie noch heute ihre Wirkung tun. Er setzt die Techniken der geschmückten Rede, des *ornatus facilis* und *ornatus difficilis* ganz bewußt ein. Dies tut der Tk-Dichter noch intensiver als der A-Dichter. Besonders dem rhetorischen Mittel der *amplificatio*, der Ausweitung von Aussagen durch Synonymenhäufung, Wiederholung von gleichwertigen und gleichrangigen Bildern, ist es zuzuschreiben, daß der Tk in 16 Kapiteln viel umfangreicher ist als der A in 34 Kapiteln. Zudem wissen wir nicht, ob der Tk, der uns in 2 Hss. vorliegt, wirklich mit dem 16. Kapitel beendet ist, das etwas unvermittelt mit einem Vortrag des Unglücks und ohne Auftritt des Weltenrichters, also ohne Richterspruch und versöhnende Synthese, endet.

<sup>12</sup> Hrubý, Hynek / Šimek, František in ihrer Ausgabe: *Tkadleček* (Sbírka pramenův ku poznání literárního života v Čechách, na Moravě a v Slezsku [Sammlung von Quellen zur Kenntnis des literarischen Lebens in Böhmen, Mähren und Schlesien]. Reihe 1. Nr. 2. Prag 1923, S. XXX: „Eine andere Frage ist, welchen Eindruck der heutige Leser von beiden Kompositionen erhält. Und da muß man anerkennen, daß der Tk trotz seiner angeführten Gesprächigkeit lebendiger, inniger und ergreifender ist, während die Kürze des Ackermann uns größtenteils kalt läßt. So verläßt das Unglück im Tk insgesamt nicht die Grenzen seiner ‚Würde‘, während der Tod im A zur Wahrung seiner Macht auch grobe, harte und geschmacklose Argumente im ganzen gnadenlos und unerbittlich verwendet.“ Vielleicht ist dieser Unterschied in der Beurteilung dadurch bedingt, daß wir heute als Zeugen eines nachexpressionistischen Zeitalters zu dem, was von den Tk-Herausgebern als grob, hart und geschmacklos bezeichnet wird, einen leichteren Zugang haben.

Soviel zunächst zum Tk. Seit 1824 also wird ein enger genetischer Zusammenhang zwischen ihm und dem A gesehen, und seit 1824 fehlt es nicht an phantasievollen Versuchen, dieses rätselhafte Verhältnis aufzuhellen. Im Sinne des wiedererwachten tschechischen Nationalbewußtseins, dessen Exponent Hanka war, stellte dieser zunächst die These von einer Abhängigkeit des A vom Tk auf, die widerspruchslos auch von dem sonst sehr unvoreingenommenen Begründer der Slawistik, Josef Dobrovský, angenommen wurde. Erst die kritische Ausgabe des A von Johann Knieschek 1877 wies auf der Grundlage von Datierung und Textanalysen nach, daß dem A die Priorität gebührt, denn der Tk ist aller Wahrscheinlichkeit nach 1409 entstanden, der A dagegen 1400. Freilich: es zeigte sich immer wieder, daß trotz dieser unbestreitbaren Priorität des A viele Stellen des Tk sich überzeugender lesen als die entsprechenden des A, ja der Tk ist für die Texterklärung des A unentbehrlich geworden, und es schien festzustehen, daß der Tk der Urschrift dem A nähergestanden haben muß als alle uns erhaltenen A-Texte. Damit wurde der Tk ein notwendiges Hilfsmittel der A-Philologie, das angesichts der Schwierigkeit, Altschwechisch zu lesen<sup>13</sup>, nur wenigen Germanisten zur Verfügung stand. Die meisten von ihnen waren auf die wenigen Passagen angewiesen, die sich bei Knieschek (1877), Krogmann (1946), Jungbluth (1969) und Hrubý (1971)<sup>14</sup> übersetzt finden.

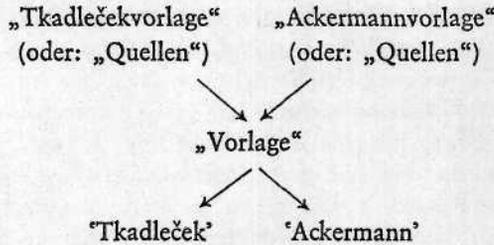
Das rätselhafte Wechselverhältnis: einerseits offenkundige Priorität des A, andererseits größere Nähe zum Original, besserer Erhaltungszustand beim Tk, ließ die Phantasie der Philologen nicht ruhen. 1961 veröffentlichte Karel Doskočil in *Sborník historický* (8) wichtiges neues Material und knüpfte daran die inzwischen widerlegte Theorie, daß Johannes von Tepl, der aller Wahrscheinlichkeit nach dreisprachig war (Latein, Deutsch, Tschechisch), nicht nur den A verfaßte, sondern auch den Tk. Diese Theorie wird jeder zurückweisen, der beide Texte unbefangen nebeneinander liest. Sie sind zu unterschiedlich in ihrer stilistischen Konzeption. Und noch eines: Beim A ist die A-Todes-Allegorese ganz konsequent durchgeführt, beim Tk erkennen wir sehr vordergründig, daß der Dichter statt mit der Weber-Fortuna-Allegorese oft mit der Allegorese des A arbeitet. Dieses Mißgeschick wäre Johannes von Tepl nie unterlaufen.

Die nächste exzentrische These vertrat der tschechische Germanist Antonín Hrubý 1971 in einer sonst sehr verdienstvollen Studie: Er glaubte, nicht nur im Tk die Spuren einer Ackermann-Todes-Allegorese erkannt zu haben, sondern auch im A die Residuen einer Weber-Fortuna-Allegorese. Dies führte ihn zu der Konzeption einer Quellenkreuzung, der Annahme eines Ur-Ackermann und eines Ur-Tkadleček, die wechselseitig die erhaltenen Fassungen des A und des Tk beeinflussen haben sollen<sup>15</sup>.

<sup>13</sup> Der Tk gehört unter den altschwechischen Texten zu den besonders schwierigen. Eine Übersetzung ins Deutsche gehört zu den Desideraten der deutschen Slawistik.

<sup>14</sup> H r u b ý, Antonín: *Der ‚Ackermann‘ und seine Vorlage*. München 1971 (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 35).

<sup>15</sup> Vgl. H r u b ý 63.



Dieser Auffassung hat schon Hellmut Rosenfeld in einer Fußnote widersprochen, ohne die auf der Hand liegenden Gründe anzuführen<sup>16</sup>. Was Hrubý als „Residuen einer Weberthematik“ im A bezeichnet, löst sich bei näherer Betrachtung in Nichts auf. Es sind nur zwei Stellen im A: „Ga! ga! ga! snatert die gans, lamb! lamb! spricht der wolf, man predige was man welle. Solch fadenricht spinnest auch du<sup>17</sup>.“ Hrubý räumt selbst ein, daß es sich hier um eine „tote“ Metapher handeln könne. Er läßt unerwähnt, daß es sich gar nicht um eine Weber-Metapher, sondern um eine Spinner-Metapher handelt, und das ist ein himmelweiter Unterschied. Was das nächste Beispiel betrifft, „In deiner werkstat sahen wir dich ein edel gewand von regenbogen würgen; darein wurden engel, vogel, tier, fische und allerlei gestalt — da was auch die eule und der affe — in wefels weise getragen“<sup>18</sup>, so unterschlägt uns Hrubý den Zusammenhang, aus dem es genommen ist. Es gehört in eine Reihe von 14 Bildern, die nur z. T. erklärt werden konnten. Ihr gemeinsamer Tenor ist, daß der Tod den A gleichsam als den Adam, den Menschen, anspricht und mit ihm durch die Geschichte schreitet, der Kläger also entpersönlicht wird. Das 18. Kapitel, das dieses Zitat enthält, gehört zu den dunkelsten und am meisten kommentierten und läßt viele Fragen offen. Das von Hrubý benutzte Zitat konnte nicht identifiziert werden. Man könnte an ein Werk entweder der bildenden Kunst oder der Dichtung denken. Die Eule als Symbol der Weisheit steht dem Affen als Symbol der Torheit gegenüber. Was der A-Dichter konkret meint, werden wir vielleicht nie erfahren. Daß es sich nicht um einen einfachen Reflex einer Webermetaphorik handelt, auf der man eine so weitreichende Theorie aufbauen kann, scheint jedoch gewiß. Im übrigen fehlt diese Stelle im Tk.

Als neueste Theorie, die nur mittelbar etwas zum A-Tk-Problem beitragen will, kommt die des Berliner Slawisten Rolf Ulbrich hinzu, der glaubt nachweisen zu können, daß der Tk und damit auch der A in verschlüsselter Form waldensisches Gedankengut enthalten. Das Waldensertum war ja, besonders in Südböhmen, aber auch in Saaz, vielleicht auch in Königgrätz, wo sich das Geschehen des Tk abspielt, verbreitet. Die Beweisführung Ulbrichs ist jedoch so unzusammenhängend, daß Rosenfeld keine Mühe hatte, sie zu widerlegen<sup>19</sup>. Damit ist das Thema freilich

<sup>16</sup> Johannes de Sitboř, der Tkadleček und die beiden Ackermannfassungen von 1370 und 1401. Die Welt der Slaven 25, NF 4/1 (1981) 113 f.

<sup>17</sup> Krogmann (Hrsg.) 122.

<sup>18</sup> Ebenda 118.

<sup>19</sup> Der altschlesische Tkadleček in neuer Sicht. Ackermann-Vorlage, Waldenserallégorie oder höfische Dichtung. Die Welt der Slaven 25, NF 4/2 (1981) 357—378.

noch nicht vom Tisch. Es müßte nur anders angegangen werden, um überhaupt zu einer Klärung — positiver oder negativer Art — geführt zu werden.

Ich erwähne das Buch Ulbrichs vor allem, weil Rosenfeld, teils von ihm, teils von eigenen fast 50jährigen Studien ausgehend, seine eigene Konzeption entwarf, die als die neueste der germanistischen Forschung bezeichnet werden kann. Rosenfeld gehört zu den neben Burdach, Hammerich, Krogmann und Jungbluth um den Ackermann hochverdienten Forschern, deren Stimme gehört werden sollte.

Ehe ich mich seiner und schließlich meiner Theorie zuwende, muß ich noch eine wichtige Tatsache erwähnen: 1933 erschien ein Aufsatz, der manchen Ackermann-Philologen hart getroffen haben muß, ja manchem mag eine Welt zusammengebrochen sein. Konrad Josef Heilig veröffentlichte einen Widmungsbrief, den er in Freiburg gefunden hatte, einen Brief des A-Dichters Johannes von Tepl an seinen Tepler Jugendfreund Peter Rothirsch in Prag. Johannes schickte diesen Brief zusammen mit dem Ackermann-Büchlein: „cum libello ackerman de novo dictato“<sup>20</sup>.

Bis 1933 hatte man es für unbestreitbar angesehen, daß Johannes von Tepl, selbst in seinem Innersten getroffen von dem Schicksalsschlag des Todes seiner Frau, zur Feder griff, um sich den Schmerz von der Seele zu schreiben. Gustav Pirchan stellt nun auf der Grundlage dieses Briefes fest: „Vergebens wähnt man in dem Schreiben die Stimme einer Seele vernehmen zu müssen, in der noch die Erregung nachzittert, mit der sie kurz vorher Welt und Weltschöpfer wider den freisamen Mörder aller Menschen, wider den falschen Richter im Reiche des Herrn zur Rache aufgerufen hatte; doch derjenige, der in der Widmung in heiterer Selbstgefälligkeit auf sein Erzeugnis zurückblickt, ist — so wird man bald gewahr — nicht der um sein verlorenes Lieb wehklagende Orpheus, nicht der bis zur Gottheit emporstürmende und dort Klarheit fordernde Prometheus, es ist auch nicht der Dichtergenius, der all diesen wilden Herzensaufruhr innerlich gestaltet, ihn in seiner Seele demutvoll gläubig überwunden hat. Der Mann, der in dem Widmungsschreiben spricht, scheint doch nur ein in Freundes- und Schülerkreisen geschätzter und umworbener Stilkünstler zu sein, der die Bitte des Jugendgenossen um irgendwelche neue Früchte vom ‚Acker seiner ergötzlichen Beredsamkeit‘ rasch und freudig erfüllt, es ist ein Rhetor lateinischer Zunge, der allerdings diesmal mit seiner Ährenlese, mit einem in einer ungelenten Sprache roh und derb gereihten Wortgefüge den Gefährten zu enttäuschen fürchtet“<sup>21</sup>. Hier die Stelle, auf die sich Pirchan bezieht: „Somit überreiche ich Euch dieses ungepflegte und bäuerische, aus deutschem Geschwätz zusammengestoppelte Machwerk, das eben vom Ambos kommt. In ihm wird jedoch wegen des übernommenen großen Gegenstandes ein Angriff auf des Todes unvermeidliches Schicksal dargestellt, darin der Redekunst Wesentlichkeiten zum Ausdruck kommen. Hier wird ein langer Gegenstand gekürzt, hier ein kurzer gedehnt; hierin sind der Dinge, ja sogar bisweilen eines und

<sup>20</sup> Heilig, Konrad Josef: Die lateinische Widmung des Ackermanns aus Böhmen. *MÖIG* 47 (1933) 414—426. — Ders.: *Der Ackermann aus Böhmen des Johannes von Tepl und seine Zeit*. Hrsg. von Ernst Schwarz. Darmstadt 1968, S. 130—147.

<sup>21</sup> Pirchan, Gustav: *Rhetor et poeta*. *ZSG* 2 (1938) 218—229. — Schwarz (Hrsg.) 387—402; das Zitat auf S. 387 f.

desselben Dinges, Lob und Tadel enthalten. Hier findet sich gestutzter Satzbau, Ausdruck in der Schwebel, Mehrdeutigkeit zusammen mit Sinnleichheit. Hier strömen Satzstücke, Satzglieder, Satzgefüge in neuem Stile. Hier spielen sie, bald an einer Stelle verweilend, bald in gereihtem Fortschreiten. Bilderrede tut ihren Dienst, Ansprache greift an und besänftigt, Ironie lächelt, Wort- und Satzschmuck waltet zusammen mit Redefiguren ihres Amtes. Auch viele ändern und sozusagen alle, ob auch ungepflegten, Zutaten der Rednerkunst, die in unserer beugungslosen Sprache möglich sind, kommen hier zur Wirkung, die der aufmerksame Leser finden wird . . . <sup>22</sup>“

Wie viele andere Ackermann-Philologen hat Pirchan den Erlebnisgehalt des A zu retten gesucht, indem er, Goethe zitierend, sagte, ein Dichter solle nicht sein eigener Ausleger sein, er habe also nur von einem, dem handwerklichen Aspekt seiner Dichtung gesprochen, das viel Wichtigere aber unerwähnt gelassen. Von vielen Seiten war der Ackermann so stark mit realen Geschehnissen in Zusammenhang gebracht worden, daß es schwer fiel zu glauben, der Dichter spreche nicht aus tiefstem Erleben, da er den Tod anklagt und herausfordert. Dennoch: Für die Wirkung und Qualität ist es letzten Endes unerheblich, welche Realität er durch die Kraft seiner Worte heraufbeschwört, eine des unmittelbaren Erlebens, oder eine gedachte, in ihrer Form überzeugende und deshalb nachvollziehbare. Wer den Erlebnisgehalt so sehr mit der ästhetischen Wirkung eines Werks verknüpft, wie dies in vielen Fällen geschehen ist, hat sich von den literaturwissenschaftlichen Prinzipien des Positivismus noch nicht weit entfernt und nicht verstanden, daß die Erlebnisgrundlage eines Wortkunstwerks nur sekundär etwas über seine ästhetische Struktur aussagt. Entscheidend ist in jedem Falle die schöpferische Potenz, die uns das Ereignis glauben macht.

Von Bedeutung kann der Erlebnisgehalt — soweit feststellbar — nur sein, wenn es darum geht, die Entstehungsgeschichte des Werks zu beleuchten. Aber hier bieten die uns erhaltenen Lebensdaten des Autors herzlich wenig <sup>23</sup>. Wir wissen nur, daß Johannes von Tepl eine Frau Clara als Witwe hinterließ. Daß er mit ihr in zweiter Ehe vermählt war, kann man annehmen, es ist jedoch keineswegs gesichert, daß er in erster Ehe tatsächlich mit Margaretha verheiratet war, von der wir nur aus dem A wissen, und daß sie unter den dort geschilderten Umständen 1400 starb. Es geht nicht an, das Streitgespräch, das ja ein Sprachkunstwerk sein will und ist, aufgrund der sehr vagen erhaltenen Lebensfakten als biographische Quelle zu benutzen.

Daß der Widmungsbrief fast ausschließlich von der Komposition des A spricht, von einem gestellten Thema (In eo tamen per preassumptum grosse materie . . . <sup>24</sup>) und nicht von einem Entstehen des Werks zur eigenen Tröstung, sondern zur Tröstung des Freundes (me hortatur et cogit, vestri memoria consolari . . . <sup>25</sup>) und

<sup>22</sup> Der Ackermann aus Böhmen. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode. Hrsg. von Felix Genzmer. Stuttgart 1961, S. 53 f.

<sup>23</sup> Krogmann hat im Vorwort zu seiner Ausgabe (Wiesbaden 1964) alle überlieferten Lebensfakten zusammengestellt.

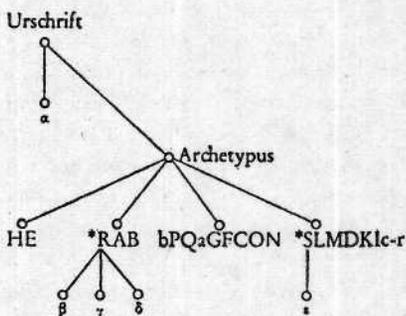
<sup>24</sup> Heilig in Schwarz (Hrsg.): Der Ackermann 137.

<sup>25</sup> E b e n d a. — Krogmann versteht die Bedeutung von „consolari“ nicht deponential sondern medial, was auf das Verlangen nach eigener Tröstung hinweisen würde. Den-

von einer Übersendung des Gewünschten (et que postulabatis ...<sup>26</sup>), läßt es zumindest fraglich erscheinen, ob persönliches Schicksal des Autors ihn zum Schreiben veranlaßte.

Noch mehr aber fragt man sich bei der Lektüre des Briefes, ob denn damit der A, den wir heute besitzen, beschrieben sei. Gewiß: viele Stilmittel, die Johannes erwähnt, lassen sich bei ihm nachweisen<sup>27</sup>, aber so ausschließlich ist das Werk nicht von ihnen beherrscht. Da ist viel von einer elementaren Emotionalität, die sich gar nicht in rhetorische Figuren kleiden läßt. Nicht die kühle Berechnung des Rhetors, des akademischen Schönredners, herrscht hier vor, sondern eine Direktheit des Empfindens, die auch ohne Formeln auskommt und daher viel unmittelbarer wirkt. Die Beschreibung, die Johannes gibt, träfe viel eher auf den Tk zu, der auf uns den Eindruck einer rhetorischen Übung macht. So stelle ich zunächst die Frage: ist der A, den Johannes von Tepl beschreibt, auch der A, den wir besitzen? Es liegen ja zwischen dem Brief (1404) und den ältesten erhaltenen Handschriften ca. 50 Jahre.

Wenden wir uns zunächst dem von der Germanistik erarbeiteten Stemma des A zu<sup>28</sup>:



Die Frage ist, welche der beiden Fassungen — die Urschrift oder der Archetypus — das Werk Johannes' von Tepl sei, oder ob sie es beide sind. Noch für Krogmann (1963)<sup>29</sup> stand es außer Zweifel, daß es die Urschrift gewesen sein müsse. Die Tatsache, daß der Tk auch in den Passagen mit Todes- und Ackermann-Metaphorik viel ausführlicher ist als der A, was logischerweise auf das Vorhandensein eines ausführlicheren Urtexts hinweist, erklärt er durch „Aufschwemmung“ des A durch den Tk-Dichter. Er stößt sich auch nicht an dem Umstand, daß beim Tk auch in den „Ackermann-Passagen“ der Sinnzusammenhang oft logischer und überzeugender ist als im A. Der Archetypus ist nach Krogmann wesentlich nur durch wiederholtes Abschreiben der Urschrift verderbt und kann durch Vergleichung mit dem „aufgeschwemmten“ Tk korrigiert werden.

noch bleibt unbestritten, daß der Adressat den Dichter um Zusendung des Werks gebeten hat, was auf ein tiefgehendes Interesse seitens des Freundes hinweist.

<sup>26</sup> E b e n d a.

<sup>27</sup> Vgl. P i r c h a n.

<sup>28</sup> Nach K r o g m a n n 86.

<sup>29</sup> Zur Textkritik des „Ackermann“ S c h w a r z (Hrsg.) 424 f.

An dieser Auffassung rüttelte Hrubý<sup>30</sup>, der das Vorhandensein einer wesentlich ausführlicheren Urschrift vermutete, ohne jedoch wegen seiner Vorstellung einer Quellenkreuzung zu den richtigen Folgerungen zu kommen. Das Vorhandensein eines wesentlich umfangreicheren Ur-Ackermann vermutet auch Rosenfeld<sup>31</sup>, der jedoch inkonsequent genug ist, noch von einer Aufschwemmung des Tk zu sprechen.

Nun zu seiner Theorie: Rosenfeld rechnet mit einer Entstehung des Ur-Ackermann um 1370, noch zu Lebzeiten Karls IV., und zwar auf der Grundlage eines Zitats aus dem Tk. An einer der Stellen mit Todesmetaphorik, die also einem Ur-Ackermann angehört haben muß, heißt es nach Rosenfeld: „Weshalb willst du denn glücklicher sein, daß wir dich mehr ehren als den Kaiser Julius oder den König Alexander oder den guten, wahrhaft guten Kaiser Karl, zur Zeit böhmischer König“<sup>32</sup>. Rosenfeld hat bei seinem Zitat offenbar nur eine von Hrubý übersetzte Stelle benutzt, der uns unterschlägt, wie es weitergeht. Hätte Rosenfeld Knieschek herangezogen, hätte ihm dessen deutsche Übersetzung gesagt, daß Kaiser Karl IV. zu dieser Zeit schon tot war: „Weshalb willst du denn glücklicher sein, damit wir dich mehr ehren als den Kaiser Julius oder den König Alexander (oder den guten, wahrhaft guten Kaiser Karl, in der Zeit böhmischer König), die trotz ihrer Macht unserem Netze und unserer Anfechtung dennoch nicht entgehen konnten“<sup>33</sup>. Dabei hat auch Knieschek nicht gut übersetzt, denn im Original steht „w ty czassy“, also „in diesen Zeiten“, d. h. in den Zeiten, die wir noch erlebt haben. Mit „v ty časy“ will der A-Dichter offenbar nur den Gegensatz Antike und historische Gegenwart ausdrücken, also soviel wie „in unseren Tagen“, nicht „gegenwärtig“, was „v ten čas“ heißen müßte. Daß Karl IV. zur Zeit der Abfassung des Urtextes schon tot war, beweist der Nachsatz: „die trotz ihrer Macht unserem Netze und unserer Anfechtung nicht entgehen konnten“<sup>34</sup>.

Rosenfeld wollte die ausführlichere Urfassung, auf der der Tk fußt, 1370 datieren, die Johannes von Tepl kurz nach seiner Heimkehr vom Studium in Paris verfaßt hätte. 1401 datiert er dann die ebenfalls von Johannes verfaßte gekürzte Neufassung als den Archetypus, auf den sich der Widmungsbrief beziehen solle.

Aufgrund der sachlichen Korrektur, die ich vornehme, komme ich mit der Datierung der Urfassung nach dem Tode Karls IV. wieder in die Nähe des Widmungsbriefs, und es gibt m. E. keinen ernsthaften Grund zu bezweifeln, daß das „Ackermannbüchlein“, das Johannes von Tepl seinem Freund in Prag schickte, der Urtext war. „Cum libello ackerman de novo dictato“ (mit dem neuerdings verfaßten) mag sich nicht auf einen schon vorhandenen Ur-Ackermann, sondern auf den in der Tat bereits häufig behandelten Stoff beziehen, und die ganze Art, wie der Ackermann-Dichter sein Werk beschreibt, läßt auf eine Neuschöpfung schließen.

<sup>30</sup> H r u b ý.

<sup>31</sup> Johannes de Šitboř 112.

<sup>32</sup> E b e n d a 115.

<sup>33</sup> Der Ackermann aus Böhmen. Hrsg. und mit dem tschechischen Gegenstück Tkadleček verglichen von Johann K n i e s c h e k. Prag 1877, S. 114.

<sup>34</sup> Auch Knieschek hat nicht ganz genau übersetzt. „osidlo“ sollte besser mit „Schlinge“, „Fallstrick“ wiedergegeben werden.

Das Betonen der rhetorischen Figuren in dem neuen Werk läßt ferner darauf schließen, daß diese Version auch die ausführliche „aufgeschwemmte“ war. Von ihr müßte ein Schüler des Johannes in einer rhetorischen Übungsarbeit, vielleicht als Auftragsarbeit für einen vom Unglück getroffenen Ludvík, eine tschechische Bearbeitung vorgenommen haben, die insofern noch nicht meisterhaft ist, als sie den Code der A-Todes-Allegorese nur unvollkommen durch den der Weber-Fortuna-Allegorese ersetzt.

Der A, den wir heute haben und der uns heute noch fasziniert, dürfte aber das Werk eines späteren genialen Dramaturgen gewesen sein, der in den 40er Jahren des 15. Jahrhunderts tätig war, der zusammenstrich und straffte und aus einem langatmigen akademischen Disput einen geschliffenen Theaterdialog machte. Erst dieser Archetyp wurde das erfolgreiche Volksbuch, das ca. ein Jahrhundert lang aktuell blieb. Wie sonst ließe es sich erklären, daß wir bis zum Ende der 40er Jahre keine Textüberlieferung haben und daß von 1449 an gleichsam eine Explosion stattfindet, die nur durch eine außergewöhnliche, plötzliche Popularität verstanden werden kann? Der übliche Erklärungsversuch: die Hussitenkriege hätten nicht nur den Urtext, sondern auch alles, was dazwischen liegt, vernichtet, überzeugt nicht, denn vor dem Ausbruch der Hussitenunruhen 1419, also innerhalb von fast zwei Jahrzehnten, hätte der Urtext schon längst die böhmischen Grenzen überschreiten können, um in Deutschland tradiert zu werden, wie dies ja nach 1449 tatsächlich geschah. Der große Exodus deutscher Professoren und Studenten nach Leipzig im Jahre 1409 wäre solch ein Anlaß gewesen, wenn es den A in seiner heutigen Form schon gegeben hätte.

Daß dieser A jedoch nicht ein Werk Johannes' von Tepl war, scheint das kurze Gedicht zu bestätigen, das uns in dem Hieronymus-Offizium der Stadt Eger aus der Feder des Johannes von Tepl erhalten ist<sup>85</sup>. Nichts an diesem Gedicht verrät uns den genialen Autor des Streitgesprächs: Es ist unbeholfen, und man wird große Mühe haben, zwischen ihm und dem A überhaupt eine Verbindung herzustellen.

Wer jedoch der um 1440 tätige Dramaturg war, dem ich die Endfassung des A zuschreibe, werden wir vielleicht nie erfahren. Ob ihn persönliches Erleben zu seiner großartigen Textbearbeitung angeregt hat, ist eine der vielen offenen Fragen, die sich uns bei der Annahme seiner Autorschaft stellen. Um ihn zu identifizieren, haben wir nur zwei sehr problematische Quellen: 1. sein Werk, die Bearbeitung des A des Johannes von Tepl, und 2. die tschechische Bearbeitung des A. Beide Quellen erlauben uns Rückschlüsse auf den Urtext des A, und mit der Entstehungstheorie des A und des Tk sind wir, was die Rekonstruktion des Urtextes betrifft, eher am Anfang als am Ende.

Johannes von Tepl aber bliebe nach meinem Versuch, die Textentstehung zu erklären, noch immer im Gespräch als der philosophische Geist, der sowohl dem bedeutendsten Prosawerk der älteren deutschen Literatur als auch einem namhaften alttschechischen Denkmal das gedankliche Gerüst gab.

---

<sup>85</sup> Vgl. Krogmann 34–36 sowie Blaschka, A.: Ackermann-Epilog. MVGDDB 73 (1935) 73–87, ferner Schwarz (Hrsg.) 345–367.

BERGBAU UND INDUSTRIE BÖHMENS  
IM ZEITALTER DES NEOABSOLUTISMUS  
UND LIBERALISMUS 1848 BIS 1875

Von *Gustav Otruba* und *Karl M. Brousek*

(Schluß)

3. *Handelskammerbezirk Eger*

Der Steinkohleabbau im Handelskammerbezirk Eger war unbedeutend. Im Saazer Kreis wurden Mitte der sechziger Jahre 6000 Zentner mit einem Wert von 2400 Gulden gefördert<sup>132</sup>. Der Braunkohlebergbau Nordwestböhmens erlebte hingegen im Berichtszeitraum einen großen Aufschwung. Während das Falkenau-Elbogen-Karlsbader Revier<sup>133</sup> völlig im Gebiet der Egerer Handelskammer lag, reichte das Teplitz-Brüx-Komotauer Revier<sup>134</sup> vor allem mit dem nördlichen Ausläufer, dem Kohlevorkommen um Teplitz, Karbitz und Dux in das Gebiet des Reichenberger Handelskammerbezirks<sup>135</sup>.

In dem unbedeutenderen im Süden gelegenen Revier um Elbogen wurde vor allem für die in nächster Nähe arbeitenden Verbraucher wie die chemische Industrie, die Porzellanfabriken und teilweise auch die Textilindustrie in der Nähe von Eger abgebaut. Im Jahre 1858 baute der Chemieindustrielle J. D. Starck 30 Prozent und im Jahre 1869 fast die Hälfte der gesamten Produktion des Elbogener Reviers ab. Dieses Gebiet war durch die schlechten Verkehrsverbindungen stark benachteiligt, was sich erst mit der Eröffnung der Buschtährader Bahn im Jahre 1870 änderte. Dadurch wurde Eger mit Karlsbad und später auch mit Pilsen einerseits und dem bayrischen Eisenbahnnetz andererseits verbunden. Allein in den Jahren 1871 bis 1874 konnte sich durch diesen Fortschritt die Produktion verdoppeln. In den Gebieten des noch zum nördlichen Handelskammerbezirk Eger gehörenden Braunkohlereviers Teplitz-Brüx-Komotau war die Situation, verglichen

---

<sup>132</sup> Haupt-Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Eger an das ... im Jahre 1864—1865. Eger, 141 S.

<sup>133</sup> Stiefel, Anton: Die Entwicklung des Kohlenbergbaues im Braunkohlenrevier Falkenau-Elbogen-Karlsbad. München 1973.

<sup>134</sup> Türpel, Max: Die Entwicklung des Kohlenbergbaues im Braunkohlenrevier Teplitz-Brüx-Komotau. München 1975.

<sup>135</sup> Angaben zum nördlichsten Teil des Teplitz-Brüx-Komotauer Reviers werden bei der Behandlung des Bergbaues im Handels- und Gewerbekammerbezirk Reichenberg gemacht. Natürlicherweise ergeben sich durch die Trennung des Reviers in einen „Egerer“ und einen „Reichenberger“ Teil geringfügige Überschneidungen. Es ist daher notwendig, beide Abschnitte zu lesen, um ein komplettes Bild des Braunkohlenreviers zu erhalten.

mit der des Elbogener Reviers, etwas günstiger. Dennoch bauten im Jahre 1866 von 535 Unternehmern im Gebiet um Komotau nur 35 regelmäßig ab<sup>136</sup>. In den fünfziger Jahren sollen in den Tagbauen oft nur 30 Prozent des Grubengutes genützt worden sein, der Rest fiel dem Raubbau zum Opfer<sup>137</sup>. Bis Mitte der sechziger Jahre herrschte in der Nähe von Bilin und Dux der primitive Abbau vor. Die Gewinne waren klein, die Konkurrenz groß und es wurde nur das Allernotwendigste an technischen Geräten eingesetzt und nur ungeschulte Arbeitskräfte beschäftigt. Häufig arbeiteten die Bergwerksbesitzer in ihren Gruben mit und oft wurde nur im Winter, wenn die Nachfrage etwas stieg, abgebaut. Eine Ausnahme bildeten die drei großen Adelsbesitze: von Lobkowitz bei Bilin und Brüx, von Schwarzenberg bei Postelberg und von Waldstein bei Dux<sup>138</sup>. Außerdem entstanden vor allem im Raum Brüx mächtige Aktiengesellschaften, die den Kohlebergbau unter Einsatz moderner Technologie zu betreiben begannen. Die bedeutendste aus dieser Reihe ist die Brüxer Kohlenbergbaugesellschaft, die 1871 als Aktiengesellschaft gegründet wurde und bereits 1873 zum drittgrößten Bergbauunternehmer Nordwestböhmens wurde. Weiters beteiligten sich die Dux-Brüx-Komotauer Braunkohlengewerkschaft, die Anglo-Osterreichische Bank und ab 1874 auch die Živnobank am Kohleabbau in diesem Gebiet. Wesentlich unbedeutender war der Abbau bei Saaz, Komotau und Kaaden, bei dem vor allem die Gesellschaft Saxonia und die Nordwestböhmische Kohle-AG als Unternehmer auftraten<sup>139</sup>.

Alle übrigen Bergbaue waren, verglichen mit der Braunkohle, relativ unbedeutend, so auch die Eisenerzgewinnung, die zumeist in Verbindung mit der Eisenverarbeitung stand. Im Jahre 1864 wurden 91 800 Zentner mit einem Wert von 20 600 Gulden gefördert. Der Übergang vom Holzbetrieb zu Koks hatte noch nicht stattgefunden, und es wurde über eine sehr schlechte Ertragslage geklagt. In der großen Krise waren von 14 Bergbauunternehmen sechs außer Betrieb<sup>140</sup>. Im Jahre 1864 wurden nur 1975 Zentner Eisen im Wert von 10 178 Gulden abgebaut. Wichtigste Bleibergbaue waren der ärarische in Bleistadt mit einer Förderung von 664 Zentnern, Gossengrün und Joachimsthal. Letzterer förderte 1071 Zentner. Zinn wurde vor allem in Schlaggenwald durch ein ärarisches Werk, aber auch von privaten Unternehmern abgebaut. Insgesamt wurden 1864 96 760 Zentner mit einem Wert von 31 843 Gulden gefördert. Weitere Zinnbergbaue befanden sich in Bärzingen und Lauterbach. Von den drei Kupferbergbauen Joachimsthal, Graslitz und Kupferberg mußten die zwei letzten im Berichtszeitraum ihre Tätigkeit einstellen. Ein bedeutendes Bergbauzentrum des Kammerbezirkes war Joachimsthal, in dessen Stollen in kleineren Mengen Nickel und Wolfram abgebaut wurden. Wichtiger war die Förderung von Silber, Pechblende und Wismuth. Das letztgenannte Erz wurde

<sup>136</sup> K á r n í k o v á : Vývoj uhelného průmyslu 150.

<sup>137</sup> B r á f 5.

<sup>138</sup> K á r n í k o v á : Vývoj uhelného průmyslu 151.

<sup>139</sup> E b e n d a 257 ff.

<sup>140</sup> Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Eger an das k. k. Handelsministerium über die volkswirtschaftlichen Zustände ihres Bezirkes in den Jahren 1865—1870. — Bericht der Egerer Handels- und Gewerbekammer über die volkswirtschaftlichen Zustände des nordwestlichen Böhmens in den Jahren 1870—1873. Erstattet an das hohe Ministerium für Handels und Volkswirtschaft. Eger 1873.

Mitte der sechziger Jahre im Wert von 229 149 Gulden abgebaut. Von 1847 bis 1858 wurden in Joachimsthal 10 887 kg Silber (um 38 800 Mark) abgebaut; dies entspricht einem Jahresdurchschnitt von 907 kg. Von 1859 bis 1871 sank die Produktion auf 5392 kg (19 216 Mark) und damit auf einen Jahresdurchschnitt von 440 kg<sup>141</sup>. Uranerz wurde ausschließlich in Joachimsthal gewonnen: im Jahre 1850 1,2 Zentner mit einem Wert von 2600 Gulden, 1856 stieg die Produktion auf 3,3 Zentner mit einem Wert von 24 600 Gulden. Im Jahre 1864 wurden 8,6 Zentner und im Jahre 1875 bereits 64,6 Zentner Pechblende mit einem Wert von 47 076 Gulden gewonnen<sup>142</sup>. An bester Porzellanerde wurden in Sedlitz jährlich 15 000 Zentner abgebaut. Herzog A. Beaufort ließ in Wasserhäuseln jährlich 4000 Zentner im Werte von 6800 Gulden schlemmen. David Starck hatte Tongruben in Kinsberg und Kloben sowie in Wildstein, die erstmals 1873 genannt wurden. Im Egerer Kreis wurden weiters Braunstein sowie Alaun bei Altsattel und Haberspirk und Schwefel bei Altsattel gewonnen.

Der Eisenerzabbau war sehr rückständig und der in den sechziger Jahren einsetzende Preisrückgang wirkte sich nachteilig aus. Im Jahre 1867 waren von den neun im Egerer Kreis befindlichen Hochöfen vier kalt, von den drei Hochöfen im Saazer Kreis zwei. Hier waren zu dieser Zeit die reichen Erzlager bereits erschöpft. Die gesamte Produktion erreichte nur mehr 8800 Zentner. Im Jahre 1875 waren die Aussichten düster. Alle sieben Eisenhochöfen waren kaltgestellt. Die erzgebirgische Eisen- und Stahlwerksgesellschaft in Komotau mußte in Konkurs gehen<sup>143</sup>. Sie hatte erst 1871 ein neues Eisenwerk errichtet. Dazu gehörten weiters Kallich<sup>144</sup> mit der Gabriela-Hütte und Schmiedeberg. Insgesamt waren 1178 Arbeiter beschäftigt, darunter 20 Frauen und 26 Kinder. Die Gesamtproduktion an Roh-, Schmiede-, Löffel- und Walzisen sowie Gußwaren und Weißblechen betrug über 5000 Tonnen. Hinzu kamen 2 810 000 Kisten Schwarzbleche und 70 168 Kisten Appretur. Während des ganzen Zeitraumes waren nur drei Werke in Betrieb. Dem Baron von Kleist gehörte das Eisenwerk in Neudek, das mit einem Hammer- und Walzwerk verbunden war und vor allem Löffelisen erzeugte. Es verfügte über zwei Dampfmaschinen und vier Dampfkessel à 50 PS und beschäftigte 1870 240 Arbeiter. 1870 wurde das Werk auf das Doppelte erweitert. Ein zweites Eisenwerk in Rothau mit einem Hochofen, Hammerwerk, einer Puddel- und Walzhütte gehörte ebenfalls Baron von Kleist. Es produzierte vor allem Löffelbleche. Im Jahre 1870 wurde eine Walzverzinnung eingeführt und ein Puddelofen installiert. Seit 1859 gab es auch eine Weißblecherzeugung<sup>145</sup>. Ein kleiner Hochofen mit Hammerwerk in Frauenthal gehörte Graf Kolowrat. Die Prager Eisenindustriegesellschaft betrieb die Josephihütte bei Plan, welche 1858 die Weißblecherzeugung aufnahm. Im Jahre 1872 wurden hier 48 233 Zentner Halbfabrikate und 11 365 Zent-

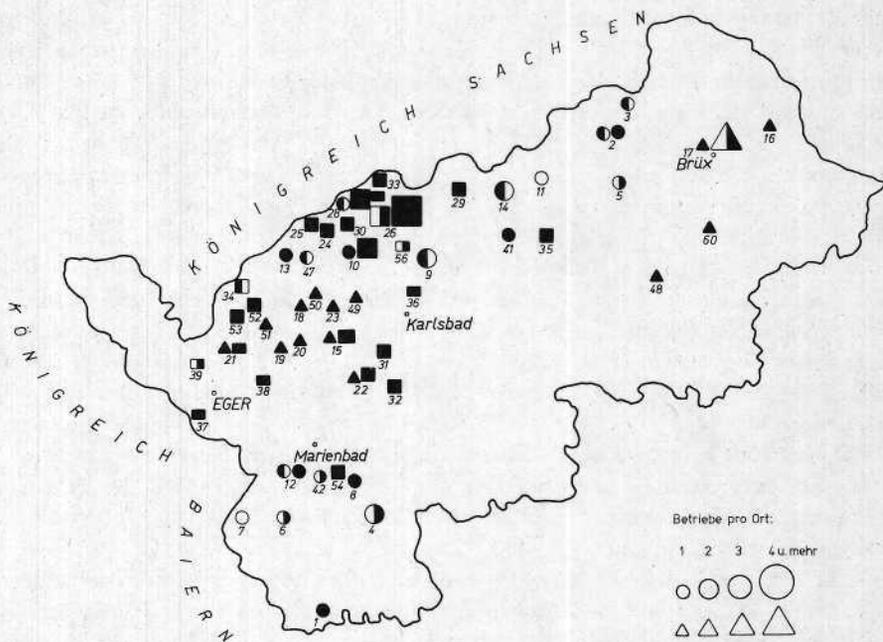
<sup>141</sup> Schmidt von Bergenhold 179. — Kořan: Jan: Jáchymovské ložisko v minulosti [Die Joachimsthaler Erzlager in der Vergangenheit]. SbpDVT 12 (1967) 35—75, hier 57 ff.

<sup>142</sup> E b e n d a 73.

<sup>143</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 243 f.

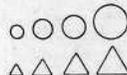
<sup>144</sup> Schmidt von Bergenhold 258.

<sup>145</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 249—253.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



- ▲ ■ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- △ □ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ◐ ◑ ◒ ◓ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- △ □ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

- Eisenbergbau, Eisenwerke
- 1. Frauenthal
- 2. Kelch
- 3. Gabrielahütte
- 4. Karolinengrund, Josefshütte
- 5. Komotau
- 6. Sorghof
- 7. Goltenhof
- 8. Hohenzeitlisch
- 9. Liditzau
- 10. Neudek
- 11. Pressnitz
- 12. Josefshütte
- 14. Prommenhof
- 13. Rothau
- 14. Schmiedeburg
- 47. Schindelwald
- 41. Pürstein
- 28. Platten
- 42. Kuttenplan
- △ Kohlenbergbau
- 15. Altsattel

- 16. Bilin
- 17. Brüx
- 18. Doglasgrün
- 19. Falkenau
- 20. Grasset
- 21. Haberspirk
- 22. Lauterbach
- 23. Putschirn
- 48. Týebetitsch
- 49. Münchhof
- 50. Littmitz
- 51. Davidsthal
- 60. Postelberg

□ Metallbergbau

- 24. Abertham
- 25. Hengstererben
- 26. Joachimsthal
- 10. Neudek
- 28. Platten
- 29. Weipert
- 30. Bärtingen

- 22. Lauterbach
- 31. Schlaggenwald
- 32. Schönfeld
- 33. Goldenhöhe
- 34. Graslitz
- 35. Kupferberg
- 52. Bleistadt
- 53. Gossengrün
- 54. Michlsberg

□ Sonstiger Bergbau

- 36. Zettlitz
- 37. Kinsberg
- 38. Kloben
- 21. Haberspirk
- 28. Platten
- 15. Altsattel
- 56. Ullersgrün
- 39. Wildstein

Karte 7: Handelskammerbezirk Eger

ner adjustierte Schwarzbleche hergestellt. 1870 waren 104 Arbeiter beschäftigt. Vier Wasserräder mit 100 PS, eine Turbine mit 40 und eine Dampfmaschine mit 40 PS waren in Betrieb. Von den ursprünglich bestehenden Werken gingen im Berichtszeitraum unter anderen Schmiedeberg, Liditzau, Prommenhof und Kallich ein.

Etwa ein Dutzend kleinerer Maschinenfabriken und Maschinenbestandteilerzeugungen wurden im Berichtszeitraum gegründet. Ihr Produktionswert betrug im Jahre 1870 ca. 300 000 Gulden. Sie stellten in erster Linie landwirtschaftliche Maschinen her. In Saaz wurden von Adolf Mendel seit 1875 Hufnägel hergestellt. Die Tagesproduktion betrug 100 bis 120 Zentner<sup>146</sup>. Landwirtschaftliche Maschinen erzeugte seit 1868 Matthias Fischer in Eger, er stellte 1872 ein Locomobil mit 6 Pferdekraften auf und beschäftigte bis zum Ende des Berichtszeitraumes weniger als 20 Arbeiter<sup>147</sup>. Fürst Lobkowitz produzierte 1865 in Ulbersdorf landwirtschaftliche Maschinen im Wert von 30 000 Gulden. In Oberleutensdorf wurden 1870 Motoren sowie Spindeln und Blattbänder hergestellt. Es waren ein Wasserrad und eine Dampfmaschine mit insgesamt 10 PS eingesetzt und 18 Arbeiter beschäftigt. Eine ähnliche Kapazität hatte im Jahre 1870 eine Maschinen- und Eisenmöbelfabrik in Fischern.

Eine Spezialität des Graslitzer Bezirkes war die Musikinstrumentenerzeugung, die im Berichtszeitraum einen großen Aufschwung nahm. Es wurden Instrumente aller Art, allen voran Blechinstrumente, hergestellt. Der Produktionswert betrug im Jahre 1865 65 000 Gulden, 1873 bereits 120 000 und 1875 eine halbe Million Gulden. Franz Heuer in Schönbach erzeugte vor allem Holzinstrumente, die er auch nach Amerika exportierte, und beschäftigte 1870 38 Arbeiter. Im Jahre 1875 stellten Bohland und Fuchs in Graslitz etwa 600 Blechinstrumente her und beschäftigten 95 Arbeiter. Der Betrieb war 1851 mit 22 Arbeitern gegründet worden. Die Gewehrherzeugung sowie die Herstellung von Pistolen, Revolvern und Stutzen hatten ihren Sitz in Weipert. 1870 wurden alle gängigen Jagdgewehrsorten hergestellt. Der größte Waffenhändler war Wenzel Morgenstern, der im Jahre 1875 150 Arbeiter beschäftigte<sup>148</sup>.

Die Spezialität des Bezirkes Neudek war die Löffelerzeugung, die allerdings großteils in kleinen gewerblichen Betrieben erfolgte. In Neuhammer waren 1870 etwa 30 Arbeiter damit beschäftigt. Insgesamt wurden in Platten, Neudek und einigen anderen Orten Löffel im Werte von 67 000 Gulden erzeugt. Zinnfolien und Staniol erzeugte man 1875 in Eger. Eine Metallkapselerzeugung befand sich in Fischern.

Die Glasindustrie hatte eine starke Konzentration im Gebiet von Reichenau. Im Jahre 1875 waren hier 268 Arbeiter beschäftigt, darunter fünf Frauen und 28 Kinder. Es wurde vor allem weißes Tafel- sowie Spiegel- und Hohlglas produziert. Der Produktionswert erreichte eine Million Gulden und 80 Prozent der Erzeugung ging nach Nordamerika. Vier größere Glashütten bestanden den gesamten Berichts-

<sup>146</sup> E b e n d a 304.

<sup>147</sup> E b e n d a III, 52 f.

<sup>148</sup> E b e n d a II, 87.

zeitraum hindurch. Die Glashütte Schlößles bei Komorau des Josef Jaikal, die vor allem Tafelglas herstellte, weiters die Johann David Starck gehörige Hütte in Reichenau, die im Jahre 1865 etwa 50 Arbeitskräfte und einen Produktionswert von 57 000 Gulden hatte, die von Auersperg gegründete Hohlglasfabrik in Leopoldhammer, die 1865 36 Arbeiter beschäftigte und einen Produktionswert von 45 000 Gulden erzielte — sie ging später an Stelzig, Kittel und Co über —, und schließlich die vierte Glasfabrik in Goldbach, die 1865 800 000 kleine Spiegelgläser im Werte von 48 000 Gulden produzierte. Sie gehörte Samuel Moses Bloch, der 36 Arbeiter beschäftigte. Mit Ausnahme der Glashütte Haberspirk überlebten die sieben anderen Neugründungen den Berichtszeitraum.

Einer der wichtigsten Produktionszweige des Egerer Bezirkes ist die Porzellanindustrie. Im Jahre 1863 waren hier bereits 3600 Arbeiter beschäftigt, die 200 000 Zentner Ware im Wert von fünf Millionen Gulden erzeugten. Im Jahre 1865 beschäftigten die 12 Fabriken 2600 Arbeiter und es wird ein Gesamtwert der Produktion von 1,5 Millionen Gulden angegeben, der auch noch im Jahre 1870 aufscheint. Für 1873 werden wieder 3000 Arbeiter und ein Produktionswert von zwei Millionen Gulden genannt. Die Porzellanherstellung dürfte durch die große Krise kaum beeinträchtigt worden sein, obwohl die Arbeiterzahl auf 2320 abfiel, darunter 487 Frauen und 80 Kinder. Porzellanwaren wurden sowohl für das Inland als auch für den Export in die Türkei, den Orient, nach Deutschland, Rußland und Amerika hergestellt. Seit 1873 wurden Dampfmaschinen durchwegs als Antriebsmotor verwendet, da die Porzellanindustrie über die billige Kohle des Falkenauer Reviers verfügte. Anfang der fünfziger Jahre begann sich die Porzellanindustrie von der Produktion künstlerischer Ware auf die gängiger Ware umzustellen. Zu den bedeutendsten alten Fabriken zählte die gräflich Thunsche in Klösterle, die im Jahre 1865 345 Arbeiter beschäftigte und einen Produktionswert von 210 000 Gulden erzielte. Bis 1870 wurde die Arbeiterzahl auf 285, darunter 70 Frauen, gesenkt. Unter der Leitung des Direktors Venier erreichte sie ihre künstlerische Höchstform und besaß eigene Verkaufslager in Wien und Prag. Die Fabrik war mit einer Dampfmaschine von 30 PS und einem Tangentialrad von 22 PS ausgestattet<sup>149</sup>. Dutzendware stellte vor allem die Fabrik in Altrohrlau her, die 1865 August Nowotny gehörte und 608 Arbeitskräfte beschäftigte; es wurde ein Produktionswert von 205 000 Gulden erzielt. Im Jahre 1870 wird eine Arbeiterzahl von 850 genannt<sup>150</sup>. Zu den Großen zählte 1870 weiters Schlaggenwald, Besitzer August Haas, mit 212 Arbeitern und einem Produktionswert von 160 000 Gulden<sup>151</sup>; dann Pirkenhammer, Eigentümer Fischer und Miege, (1865) mit 454 Arbei-

<sup>149</sup> E b e n d a. — P o c h e, Emanuel: Böhmisches Porzellan. Prag 1956, S. 57. — Egerländer Porzellan 25. — W e b e r, Ottocar: Die Entstehung der Porzellan- und Steingutindustrie in Böhmen. Prag 1894, S. 53 (Beiträge z. Gesch. d. dt. Industrie in Böhmen 3). — L a n g h a m m e r, Rudolf: Klösterler Porzellan. BohJb 10 (1969) 136—155, hier 215 f.

<sup>150</sup> P o c h e 63. — Egerländer Porzellan 29. — W e b e r 87. — Großindustrie Österreichs II (1898), 87.

<sup>151</sup> P o c h e 57. — Egerländer Porzellan 24. — W e b e r 34—37. — Großindustrie Österreichs II (1898), 87.

tern und einem Produktionswert von 250 000 Gulden, welche später zu einer der größten Porzellanfabriken Böhmens wurde<sup>152</sup>. Das Unternehmen in Elbogen, das den Gebrüdern Haidinger gehörte, beschäftigte 1865 250 Arbeiter mit einem Produktionswert von 200 000 Gulden. Hier war der künstlerische Abfall besonders stark zu bemerken<sup>153</sup>. Von den Neugründungen ragt Aich hervor, das 1849 Johann Möling erbaute und das 1870 bereits 158 Arbeiter zählte. Der weitere Aufschwung des Unternehmens hing von der vorzüglichen Porzellanerde ab<sup>154</sup>. Seit 1860 stellte Friedrich Bohle in Taschwitz Puppenköpfe her<sup>155</sup>.

Die Tonwarenindustrie verlor stark an Bedeutung, weil die Glaserzeugung eine zu große Konkurrenz wurde — Mineralwässer zum Beispiel wurden jetzt in Glasflaschen verkauft. Eine einzige Tonwarenfabrik wird durchgehend genannt. Ältere Steingutfabriken in Bilin und Gottschau gingen ein. Von den fünf Neugründungen war Mostau, eine Tonwarenfabrik und Kunstziegelei, die Anton Emanuel Komers gehörte und 1870 70 Arbeitskräfte, darunter 20 Frauen, beschäftigte, am bedeutendsten. Eine weitere Ton- und Schamottewarenfabrik gründete Karl Ritter von Wilhelm 1873 in Wildstein bei Eger.

Eine Dampfbrettsäge bestand in Schlaggenwald, die 1870 22 Arbeiter beschäftigte. Im Jahr 1865 wird unter der Firma C. A. Müller & Co in Oberleutensdorf eine Spielwarenerzeugung mit 300 Arbeitern und einem Produktionswert von 90 000 Gulden erwähnt. Eine Korkholzschniderei mit 35 Arbeitskräften bestand 1870 in Joachimsthal.

Die Papierindustrie war völlig unbedeutend. Kleinere Papiermühlen existierten bei Eger, Grün und Görkau. In Saaz entstand 1873 eine pharmazeutische Kartonnagenfabrik und lithographische Anstalt, die M. Lüdersdorf errichtete. Sie zählte 1873 22 Arbeiter und produzierte pro Jahr fünf Millionen Stück diverser Schachteln und Drucksorten für Apotheker.

Die einzige Lederfabrik betrieb Johann Adam Geipel in Fleißen<sup>156</sup>. Weiters existierten Handschuhherzeugungen in Joachimsthal, Kaaden und Neudek. Die k. k. privilegierte Handschuhfabrik des Martin Benker & Sohn in Joachimsthal produzierte 1865 Handschuhe im Werte von 14 000 Gulden, im Jahre 1870 waren hier 75 Arbeiter und weitere 310 Näherinnen beschäftigt. Bei der Firma Gebrüder Richter & Co in Kaaden arbeiteten 1870 23 Handschuhmacher. Der Betrieb war 1859 gegründet worden und hatte Niederlassungen in Wien und Budapest<sup>157</sup>.

Die chemische Industrie erzielte 1870 438 483 Gulden, darunter allein 135 000 für Alaun, 74 000 für Urangelb<sup>158</sup>, 64 000 für Eisenvitriol und 52 000 Gulden für

<sup>152</sup> Poche 58. — Egerländer Porzellan 27. — Weber 79 f. — Großindustrie Österreichs II (1898), 87.

<sup>153</sup> Poche 58. — Egerländer Porzellan 31. — Weber 116 ff. — Großindustrie Österreichs II (1898), 87.

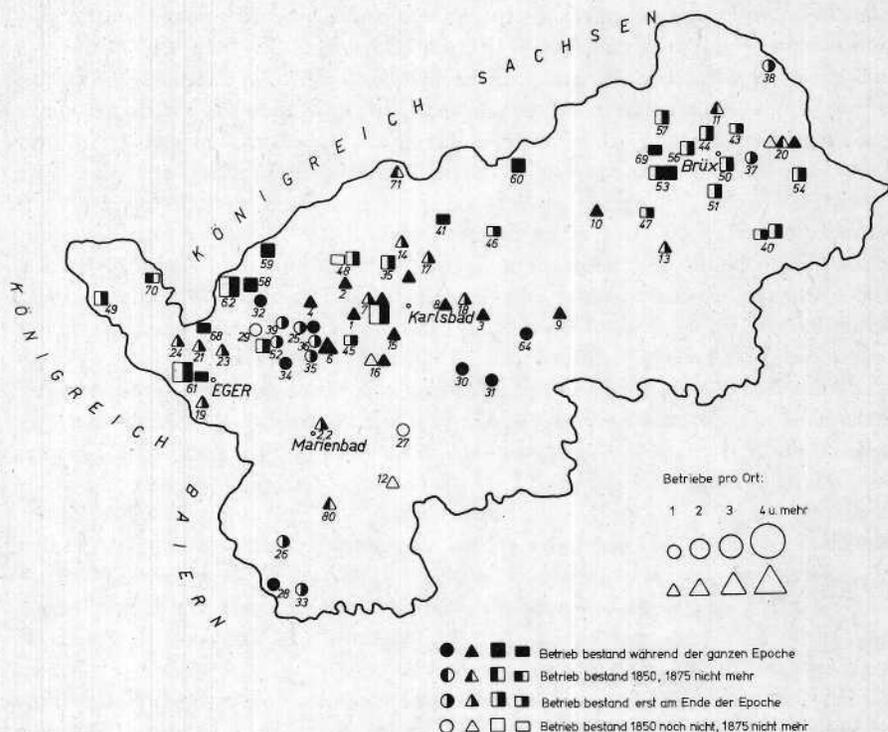
<sup>154</sup> Poche 59. — Weber 120 f. — Großindustrie Österreichs II (1898), 2.

<sup>155</sup> Poche 59. — Großindustrie Österreichs II (1898), 87.

<sup>156</sup> E b e n d a 353.

<sup>157</sup> E b e n d a IV, 160.

<sup>158</sup> Für 1875 gibt Kořan die Produktion von 46 Zentnern Uranfarben mit einem Wert von 98 600 Gulden an. Kořan: Jáchymovské ložisko 73.



△ Steingut, Porzellan,  
Tonwaren

○ Glas- u. Spiegel-  
erzeugung

1. Aich
2. Alt Rohlau
3. Buda
4. Chodau
5. Dallwitz
6. Elbogen
7. Fischern
8. Gießhübl
9. Hirschen
10. Klösterle
11. Klum
12. Leschkau
13. Lubau
14. Merckelsgrün
15. Pirkenhammer
16. Schlaggenwald
17. Schlackenwerth
18. Taschwitz
19. Alt Kinsberg
20. Bilin
21. Klinggen
22. Marienbad
23. Mostau
24. Wildstein
71. Breitenbach
80. Gottschau

25. Davidsthal
26. Frauenreith
27. Glashütte
28. Goldbach
29. Haberspirk
30. Komernan
31. Schlüsselhof
32. Leopoldshammer
33. Neufürstehütte
34. Reichenau
35. Unter-Reichenau
36. Schäferei
38. Wernsdorf
39. Zwodau
37. Mathildenhütte,  
Mathildenschacht
52. Falkenau
64. Tyss

□ Holzverarbeitende-,  
Papier- und Leder-  
industrie, Handschuhe

40. Saaz
41. Joachimsthal
43. Oberleutensdorf
45. Schlaggenwald

46. Joachimsthal
47. Kaaden
48. Neudek
61. Eger
69. Görkau
68. Fleissen
70. Grün

Metallwarenerzeugung,  
Maschinenindustrie,  
Musikinstrumente

49. Asch
50. Brück
51. Deutsch-Zlatnik
52. Falkenau
53. Komotau
54. Laun
55. Lichtenstadt
56. Obergeregenthal
57. Ulbersdorf
58. Schönbach
59. Graslitz
60. Weipert
61. Eger
62. Neuhammer
40. Saaz
44. Oberleutensdorf
7. Fischern
48. Neudek

Karte 8: Handelskammerbezirk Eger

Schwefel. Der größte Chemiefabrikant war Johann David Starck, der unter anderem Mineralwerke in Altsattel und Littmitz betrieb, für die 1873 25 Beamte und 600 Arbeiter angegeben werden. Ihm gehörte auch ein Schwefelbergbau. Weitere Werke waren in Davidsthal, Reichenau, Haberspirk, Münchhof, Kahr und Boden. Haberspirk zählte 1870 65 Arbeiter, darunter 18 Frauen und 10 Kinder, und erzeugte vor allem Alaun und Vitriolschiefer. Im Jahre 1858 gründeten Adolf und Moritz Binder in Elbogen eine Paraffinerzeugung. Sie beschäftigten 1870 acht Arbeiter und erzeugten vor allem Schmelzfarben und Ruß für die Porzellanindustrie. Johann Hochberger beschäftigte 1870 in seinem Mineralwerk in Kahr 70 Arbeiter und produzierte Schwefel und Schwefelkies. Im Jahre 1870 wurden 200 000 Kistchen Zündwaren in einem Wert von 40 000 Gulden hergestellt. Bei Lichtenstadt befand sich eine Zündhölzerfabrik mit 32 Arbeitern, darunter 20 Kinder, die auch über eine Dampfmaschine von 12 PS verfügte. In Fischern besaß Josef Zimmermann eine Zündwarenfabrik, die 1865 60 000 Kistchen herstellte. Insgesamt erzeugten die Stärkefabriken des Bezirkes 720 Zentner im Wert von 5760 Gulden, wovon allein ein Drittel auf das Unternehmen des Carl Freiherrn von Schirnding in Schönwald entfiel. Gaswerke bestanden um 1870 in Eger, Saaz, Brüx, Komotau, Karlsbad und Asch. In Eger wurde die Gaserzeugung von dem Münchner Schilling in den sechziger Jahren begonnen; er erzeugte 1865 Gas im Werte von 9000 Gulden. Es waren acht bis zehn Personen beschäftigt. Die k. k. ärarische Montanfabrik in Joachimsthal produzierte 1870 6762 Pfund Farben und medizinische Präparate im Wert von 77 000 Gulden <sup>159</sup>.

Mitte der fünfziger Jahre existierten im Kammerbezirk 181 privilegierte Brauereien, die 550 000 Eimer Bier erzeugten. Der Pro-Kopf-Verbrauch war mit einem Eimer niedriger als in Bayern oder England. Bis 1859 stieg die Produktion auf 711 000 Eimer und ging dann 1860 geringfügig zurück. Im Jahre 1865 erzeugten 207 Brauereien 1 261 000 Eimer Bier. Im Jahre 1873 existierten im Saazer Kreis 55 Brauereien, von denen jedoch nur neun mit Dampfmaschinen ausgestattet waren, die 705 000 Eimer produzierten. Im Egerer Kreis gab es 102 Bierbrauereien, von denen ebenfalls neun Dampfmaschinen besaßen und die 706 000 Eimer erzeugten. Die Gesamtproduktion war somit 1 501 000 Eimer. Fast die Hälfte des Bieres wurde noch in Klein- und Kleinstbetrieben produziert. Die größten Brauereien waren 1875 das Bürgerliche Bräuhaus in Saaz mit 80 100 Eimern <sup>160</sup>, Postelberg mit 60 720 und Micholup mit 53 040 Eimern Produktion <sup>161</sup>. Micholup gehörte Anton Dreher und erzeugte bereits 1865 40 000 Eimer mit einem Wert von 190 000 Gulden. Es waren zwei Dampfmaschinen mit fünf und eine mit acht Atmosphären aufgestellt und 26 Arbeiter wurden beschäftigt. Das Bürgerliche Bräuhaus in Saaz besaß eine Dampfmaschine von 16 PS und beschäftigte 28 Personen. In adeligen

<sup>159</sup> Es war das Verdienst A. Paternas, daß die Erzeugung von Uranfarben aus Joachimsthaler Pechblende Staatsmonopol wurde. Kořan, Jan: K vývoji Jáchymovského dolování [Zur Entwicklung des Joachimsthaler Bergbaus]. SbpDVT 12 (1967) 7—34, hier 34.

<sup>160</sup> Großindustrie Österreichs III (1908), 211. — Seifert, Adolf: Geschichte des bürgerlichen Bräuhauses in Saaz. Saaz 1901.

<sup>161</sup> Großindustrie Österreichs V (1898), 232.

Händen befand sich Postelberg als fürstlich Schwarzenbergische Bierbrauerei und die des Grafen von Berchem-Heimhausen in Kuttenplan. Ein Aktienbräuhaus wurde 1852 in Schlackenwerth gegründet, das 1875 34 920 Eimer produzierte.

Die Spiritus- und Likörzeugung ging über den Kleinbetrieb kaum hinaus. Wichtigster Standort war Brüx, wo eine Spiritusfabrik an eine Pottaschefabrik angeschlossen war. In Karlsbad erzeugte Johann Becher seit 1807 den berühmten „Karlsbader Englisch-Bitter“. Im Jahre 1870 wurden 45 107 Zentner dreißiggrädiger Spiritus im Wert von 634 720 Gulden produziert, dazu noch etwa 5000 bis 6000 Eimer diverse Liköre im Wert von 11 000 Gulden und 30 000 Flaschen Verdauungsliköre.

Mineralwässer wurden vor allem in Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Pülna und Gießhübl, Bilin<sup>162</sup>, Saidschitz und Sedlitz vertrieben. Im Jahre 1858 waren es 1,4 Millionen Flaschen bzw. Krüge im Wert von 1,7 Millionen Gulden. Im Jahre 1867 wurde der Produktionswert mit 200 000 Gulden und 1870 mit 250 000 Gulden angegeben. 1867 wurden in Franzensbad 308 000 Krüge für 41 300 Gulden, in Marienbad 490 000 Krüge und Steinbouteillen mit einem Ertrag von 93 000 Gulden, in Karlsbad 450 000 Krüge und in Königsbad 1860 Flaschen abgesetzt. Pülna verkaufte im gleichen Jahr 86 200 große und 160 000 kleine Krüge mit Bitterwasser und erzielte 25 000 Gulden Einnahmen.

Im Jahre 1858 bestanden im Bezirk erst vier Zuckerfabriken. Eine große, den Gesamtzeitraum in Tätigkeit verbliebene Zuckerfabrik gehörte Fürst Lobkowitz in Bilin. Das verarbeitete Rübenquantum betrug 1852 50 000 Wiener Zentner und stieg bis 1873 auf 71 145 Wiener Zentner<sup>163</sup>. In der Kampagne von 1861/62 waren die größten Fabriken jene des Fürsten Schwarzenberg in Postelberg<sup>164</sup>, die 184 700 Zentner verarbeitete, und eine zweite in Chlumtschan<sup>165</sup>, die 178 860 Zentner Rüben verwertete, gefolgt von der Zuckerfabrik Schönhof des Grafen Czernin mit einem Verbrauch von 176 800 Zentnern. In der Kampagne von 1873/74 war Postelberg trotz verringerter Produktion noch immer die bedeutendste Zuckerfabrik des Bezirkes, gefolgt von Brüx-Rudelsdorf, die 130 626 Zentner, und Brüx, die 115 143 Zentner Rüben verarbeitete. In derselben Kampagne waren 3440 Arbeiter, davon 1221 Frauen und 70 Kinder, damit beschäftigt, aus 1,5 Millionen Zentner Rüben Zucker herzustellen.

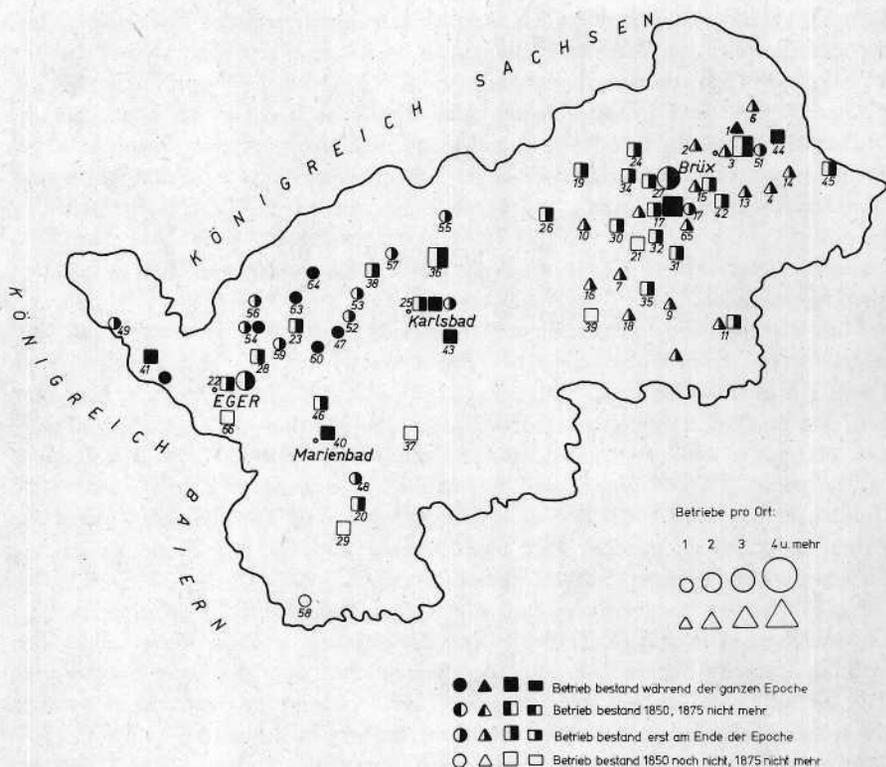
In der Baumwollindustrie bestanden 1851 17 Spinnereien mit 140 000 Feinspindeln, die zusammen 3000 Arbeiter beschäftigten und 3,6 Millionen Pfund Baumwollgarne herstellten. Während der Baumwollkrise mußte keine bedeutende Firma ihre Arbeit einstellen. Anfang der siebziger Jahre wurde nur eine einzige Aktiengesellschaft gegründet und die mußte ihren Betrieb bald wieder einstellen. Sieben größere Spinnereien produzierten während des ganzen Berichtszeitraumes, davon drei allein in Görkau. Diese waren die Firmen Friedrich Müller, Anfang der siebziger Jahre mit 225 Arbeitern und einem Produktionswert von 60 000 Gulden, Kühne & Söhne, mit 300 Arbeitern und einem Produktionswert von 284 000

<sup>162</sup> E b e n d a 335 f.

<sup>163</sup> D i v i š : Přispěvky 117.

<sup>164</sup> Großindustrie Österreichs V (1898), 167 f.

<sup>165</sup> E b e n d a.



△ Zuckerfabriken

1. Bilin
2. Rudelsdorf
3. Brüx
4. Chlumtschan
6. Pritschapl
7. Fünfhunden
9. Hohen Trebetitsch
10. Kaaden
11. Kolleschowitz
12. Kriegern
13. Laun
14. Perutz
15. Postelberg
16. Radonitz
17. Saaz
18. Schönhof
65. Litschau

□ Getränke (Bier, Spirituosen, Mineralwasser)

17. Saaz
19. Brunnersdorf
3. Brüx
21. Dehlau

22. Eger
23. Falkenau
24. Görkau
25. Karlsbad
26. Klösterle
11. Kolleschowitz
27. Komotau
28. Königsberg
29. Kuttenplan
30. Libotschan
31. Micholup
20. Neusorge
34. Oberdorf
35. Petersburg
15. Postelberg
17. Saaz
36. Schlackenwerth
37. Tepl
38. Tüppelsgrün
39. Wälsch
40. Marienbad
15. Franzensbad
42. Pülna
43. Gießhübl
44. Bilin
45. Saidschitz

46. Sedletz
32. Neundorf
66. Podhrad

○ Chemische Industrie

47. Altsattel
48. Altzedlisch
49. Asch
50. Boden
3. Brüx
22. Eger
52. Elbogen
53. Fischern
54. Haberspirk
55. Joachimsthal
56. Kahr
25. Karlsbad
27. Komorau
57. bei Lichtenstadt
17. Saaz
58. Schönwald
59. Theussau
60. Unter-Reichenau
63. Davidsthal
64. Littnitz

Karte 9: Handelskammerbezirk Eger

Gulden, und Gustav Tetzner, der Mitte der sechziger Jahre 100 Arbeiter beschäftigte und einen Produktionswert von 160 000 Gulden erzielte<sup>166</sup>. Graslitz war das zweite Zentrum dieser Industriesparte, wo Unternehmen mit etwas kleinerer Kapazität ansässig waren, wie die Firma Theodor Pilz' Erben und das Unternehmen von Konrad Dotzauer. Größere Betriebe mit über 200 Arbeitern bestanden in Oberleutensdorf, Marienthal und Rothenhaus. Unternehmen, die Baumwollspinnerei und -weberei betrieben, befanden sich in Schloppenhof, wie die Firma Bachmayr & Co mit 290 Arbeitern, in Leibitschgrund Johann Krumbolz mit 285 Arbeitern<sup>167</sup> und schließlich ein Unternehmen in Königsberg, welches kurzzeitig in den Besitz der Baumwoll-Industrie-Aktiengesellschaft in Prag übergegangen war. In der Baumwollweberei erzeugte man Anfang der siebziger Jahre Kottone und glatte Baumwollstoffe im Wert von zirka 1,4 Millionen Gulden. Die Baumwollweberei Leopold Dormitzer & Söhne in Pürstein mit 300 Arbeitern und einem Produktionswert von 700 000 Gulden sowie das Unternehmen in Oberleutensdorf, welches 267 Arbeiter beschäftigte, darunter nur 51 Männer, waren die bedeutendsten Betriebe in dieser Sparte. Mitte der sechziger Jahre wird für die Schafwollindustrie ein Produktionswert von einer Million Gulden angegeben, jedoch bereits Anfang der siebziger Jahre steigt allein in der Streich- und Kammgarnspinnerei der Produktionswert auf 1,8 Millionen Gulden. Die größte Streich- und Kammgarnspinnerei gehörte Ignaz Schmieger in Zwodau, der Mitte der sechziger Jahre 200 Arbeiter beschäftigte und einen Produktionswert von 312 500 Gulden erzielte<sup>168</sup>. Eine bedeutende Streichgarnspinnerei wurde in Schlaggenwald unter dem Firmennamen Rathgeber & Hölzl im Jahre 1865 gegründet. Sie beschäftigte 1870 ungefähr 100 Arbeiter. Die Streich- und Kammgarnspinnerei des Leopold Thomas in Graslitz verfügte 1870 über eine Dampfmaschine von 20 PS. Die einzige Flachs-garnspinnerei des Kammerbezirkes hätte von Tschinkl & Söhne im Raume von Dux errichtet werden sollen, brannte jedoch noch vor ihrer Fertigstellung Mitte der sechziger Jahre ab. In der Folge wurde dann kein Industriebetrieb mehr errichtet.

Zentrum der Wirkwaren und gemischten Warenproduktion war Asch. Hier bestanden einige wenige Großbetriebe, z. B. von Andreas Brunner, Thomas & Söhne und Georg Unger, jedoch vor allem sehr viele Kleinbetriebe. Obwohl es Mitte der sechziger Jahre zu Absatzschwierigkeiten kam, wurden im gesamten Kammerbezirk 600 Arbeiter beschäftigt und ein Produktionswert von 250 000 Gulden erzielt. 1870 wurden dann bereits 120 000 Dutzend Strümpfe, Stutzen, Socken, Leiberln und 5000 Dutzend Schals mit einem Gesamtwert von 610 000 Gulden produziert. Die wichtigsten Abnehmer der Produktion Anfang der siebziger Jahre waren die Donaufürstentümer, Rumänien, aber auch der Osten der Monarchie. Die Spitzenindustrie hatte ihr Zentrum in und um Graslitz, wobei die meisten Arbeiter jedoch außerhalb der Fabrik beschäftigt waren. Eines der wenigen

<sup>166</sup> Hennrich, Ernst: Die Entwicklung der Industrie in Görkau. *Erzgebirgszeitung* 45 (1924) 129.

<sup>167</sup> *Großindustrie Österreichs IV* (1898), 220.

<sup>168</sup> *E b e n d a* 91—93.

Unternehmen, welches man als Industriebetrieb ansprechen kann, war jenes von Schmiedl & Söhne in Weipert, welches Mitte der sechziger Jahre 50 Arbeiter beschäftigte<sup>169</sup>. Stickereien und Weißwaren wurden im Jahre 1870 in einem Wert von 20 000 Gulden hergestellt. Eine große Stickerei und Weißwarenerzeugung bestand in Graslitz, die im Jahre 1870 380 Arbeiter beschäftigte, wovon 350 Frauen waren. In Bärzingen hatte die Firma P. Poppenberger im Jahre 1870 152 Arbeiter eingestellt. In der Weberei gemischter Garne wurden im Jahre 1870 wollene, halbwoollene und seidene Webwaren sowie Tücheln und Schals im Gesamtwert von 3 112 000 Gulden hergestellt. Der größte Betrieb gehörte Geipel & Jäger in Asch, der Mitte der sechziger Jahre einen Produktionswert von zwei Millionen Gulden erzielte. Von den angegebenen 3000 Arbeitern war nur ein kleiner Teil im Betrieb selbst beschäftigt<sup>170</sup>. Am gleichen Ort bestand ein weiteres Großunternehmen der Gebrüder Adler, die Mitte der sechziger Jahre 660 Arbeiter beschäftigten und einen Produktionswert von 350 000 Gulden erreichen konnten. Weiters beschäftigte J. Klaubert in Asch 600 Arbeiter<sup>171</sup>, und G. A. Bäreuther in Haslau erzielte einen Produktionswert von 700 000 Gulden. Weitere Erzeugungsstätten in dieser Branche lagen in Schmiedeberg, Wildstein und Roßbach.

Die Druckerei und Färberei erzielte 1870 einen Produktionswert von 229 000 Gulden. Bei der Druckerei und Färberei handelt es sich meist um Kleinbetriebe mit nicht mehr als 20 Arbeitern, die an andere Textilunternehmen angeschlossen waren. Schwerpunkte dieser Industrie lagen in Asch, Neuberg, Graslitz, Weipert und Eger. In Weipert errichtete 1854 Theodor Steck & Sohn eine Fabrik für Besatzartikel — Tressen, Bänder und Schnüre —, die 1855 die Landesfabriksbefugnis erhielt. 1865 erwarb er einen ärarischen Silberbergbau und ließ das Zehengebäude abtragen und ein neues Fabriksgebäude errichten.

Das Charakteristische für diesen Handelskammerbezirk ist das Vorhandensein von Rohstoffen und speziellen Erzeugungen, die in anderen Handelskammerbezirken Böhmens kaum oder gar nicht existierten, wie zum Beispiel Porzellanerde, Uran oder auch Braunkohle, besonders aber die Porzellanindustrie und die Musikinstrumentenerzeugung. Dagegen fehlen andere Industriezweige fast völlig oder sind nur unbedeutend vertreten, wie die Maschinenindustrie oder die vor allem in der Krise darniederliegende Eisenerzeugung, aber auch die Papier- und Leinenindustrie.

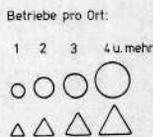
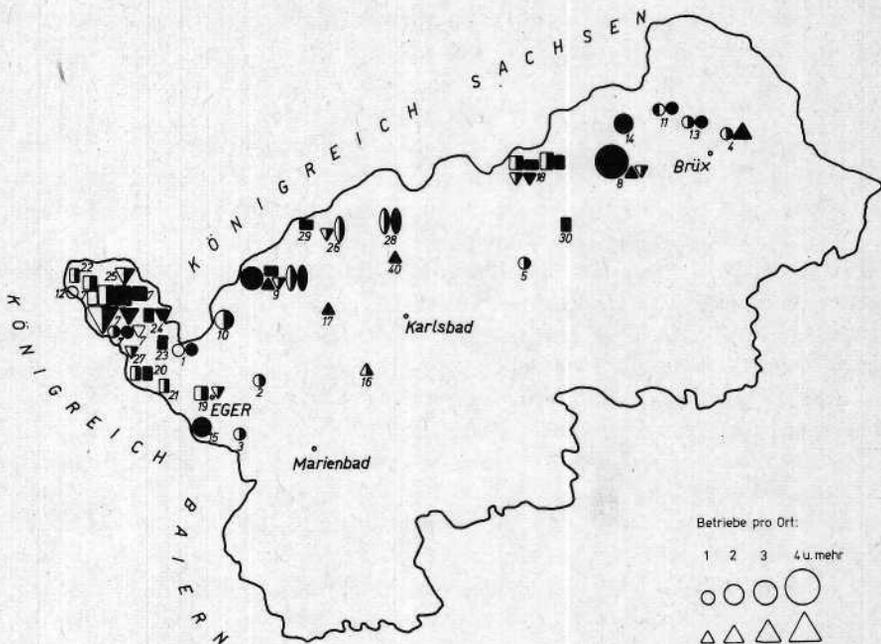
Vor allem durch die im Bergbau benötigten Arbeitskräfte wurden die rationell abbauenden Bergbaugebiete zu einer Zuwanderungszone. Aber auch der Raum um Eger und der Ascher Ausläufer erreichten eine hohe Bevölkerungsdichte (Das Ascher Gebiet hatte mit 317 Personen pro Quadratkilometer dieselbe Bevölkerungsdichte wie der Schluckenauer Ausläufer<sup>172</sup>). Eger war der wichtigste Verkehrsknotenpunkt des Handelskammerbezirkes. Im Elbogener Gebiet waren Ende der sechziger Jahre ungefähr 45 Prozent der arbeitenden Bevölkerung in Bergbau, Industrie und Ge-

<sup>169</sup> E b e n d a 384 f.

<sup>170</sup> E b e n d a 187 f.

<sup>171</sup> E b e n d a 189.

<sup>172</sup> K á r n í k o v á : Vývoj obyvatelstva 243.



- ▲ ■ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- ◐ ◑ ◒ ◓ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ◔ ◕ ◖ ◗ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- △ □ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

- Baumwollspinnerei, Baumwollweberei, Leinenindustrie
- 1. Absroth
- 2. Königsberg
- 3. Miltigau
- 5. Pürstein
- 7. Asch
- 8. Görkau
- 9. Graslitz
- 10. Leibitschgrund
- 11. Marienthal
- 13. Rauschengrund
- 14. Rothenhaus
- 15. Gehaag-Schloppenhof
- 4. Oberleutensdorf

△ Streichgarn- u. Kammgarnspinnerei, Schafwollwarenerzeugung

- 8. Görkau
- 9. Graslitz

- 16. Schlaggenwald
- 17. Zwodau
- 4. Oberleutensdorf
- 40. Neudek

□ Wirkwaren, Gemischte Waren

- 7. Asch
- 19. Eger
- 18. Weipert

□ Spitzenerzeugung

- 9. Graslitz
- 18. Weipert
- 29. Hirschenstand

□ Webereien, Gemischte Garne, Samt- u. Seiden- erzeugung, Sonstige Textilwaren

- 7. Asch
- 20. Haslau

- 21. Liebenstein
- 22. Roßbach
- 23. Wildstein
- 24. Grün
- 18. Weipert
- 30. Schmiedeberg

▽ Druckereien u. Färbereien

- 7. Asch
- 8. Görkau
- 9. Graslitz
- 24. Grün
- 25. Neuberg
- 26. Silberbach
- 18. Weipert
- 27. Ziegenreuth
- 19. Eger

○ Stickerei, Weißwaren

- 28. Bärtingen
- 9. Graslitz
- 26. Silberbach

Karte 10: Handelskammerbezirk Eger

werbe tätig<sup>173</sup>. Am ungünstigsten war die wirtschaftliche Entwicklung im südlichen und mittleren Erzgebirge (Graslitz und Kaaden)<sup>174</sup>.

#### 4. Handelskammerbezirk Reichenberg

Die Steinkohlenbecken von Schatzlar und Schwadowitz gehören zu den zweit-rangigen und kleineren Becken Böhmens. Ursprünglich kam es wegen Transport-schwierigkeiten nur zu lokalem Absatz. Durch den Bahnbau Pardubitz—Reichen-berg, 1859, erhielt zuerst Schwadowitz über eine Seitenbahn Bahnanschluß und zehn Jahre später Schatzlar. Schatzlar hatte aufgrund der stärkeren Industrialisierung der Umgebung dennoch mehr Abnehmer und 1863 war die Nachfrage so groß, daß man ihr nicht gerecht werden konnte. Seit Mitte des Jahrhunderts be-gann die niederschlesische Konkurrenz, insbesondere nach Fertigstellung der Bahn Kralowitz—Turnau, spürbar zu werden. Schwadowitz wurde erst später industria-lisiert, deshalb konzentrierte man sich auf den Südwesten, wo eigene Lager errich-tet wurden, die im übrigen in der Kladnoer Kohle eine harte Konkurrenz um die Zuckerfabriken des Prager Beckens hatten<sup>175</sup>. Die Kohle wurde hier auch gekokt. Unternehmer in Schwadowitz war Fürst Schaumburg-Lippe, der Mitte der sech-ziger Jahre 600 Arbeiter beschäftigte und 1,1 Millionen Zentner Kohle för-derete. Er gehörte zu den größten Bergwerksunternehmern Böhmens. Im Schatz-larer Revier waren Freiherr Adolf von Silberstein und die Gebrüder Müller die bedeutendsten Produzenten. Silberstein beschäftigte 1860 300 Arbeiter und produzierte 400 000 Zentner Kohle. In der Gründerzeit konnte ein Aufschwung der Produktion um ca. 40 Prozent verzeichnet werden. Im Jahre 1872 förderte Schwa-dowitz 1,4 Millionen Zentner im Wert von 367 000 Gulden und Schatzlar 2,4 Mil-lionen Zentner im Wert von 710 000 Gulden. Die Krise, die erstmals 1875 spürbar wurde, hatte dann allerdings auf Schatzlar mehr Einfluß als auf Schwadowitz. Hauptabnehmer war jetzt die Süd-nord-deutsche-Bahn<sup>176</sup>. Im Reichenberger Han-delskammerbezirk existierten zwei Braunkohlenreviere. Das eine war der Aus-läufer des Teplitz-Brüx-Komotauer Beckens und die zweite Fundstelle befand sich bei Friedland-Reichenberg, die erst 1852 erschlossen wurde. Das erstgenannte Becken im Westen des Kammerbezirkes war das bedeutendere, dessen Abbau in den Händen weniger Großunternehmer lag, was eine verbesserte und rationellere Art des Abbaus ermöglichte. Die Schächte erreichten dieselbe Tiefe wie jene des Stein-kohlebergbaus. Graf von Westphalen, der der bedeutendste Bergbauunternehmer

<sup>173</sup> M a t ě j ě k, Jiří: Formování hornictva sokolovského uhelného revíru (1830—1914) [Die Formierung der Bergarbeiterschaft im Elbogener Kohlerevier (1830—1914)]. In: Studie o vývoji průmyslu a průmyslových oblasti Nr. 4. Troppau 1978, S. 8.

<sup>174</sup> K á r n í k o v á: Vývoj obyvatelstva 170.

<sup>175</sup> D i e s.: Vývoj uhelného průmyslu 141.

<sup>176</sup> Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg. Erstattet dem k. k. Mini-sterium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten über den Zustand im Kammer-bezirke für 1857—1860. Reichenberg 1861. — Bericht der Handels- und Gewerbekam-mer in Reichenberg. Erstattet an das hohe k. k. Ministerium über den Zustand der In-dustrie, des Handels und der Verkehrsmittel des Kammerbezirkes in den Jahren 1864—1866 mit theilweise Benützung der auf das Jahr 1867 nehmenden Erhebungen. Reichen-berg 1868.

Böhmens war und diese Position bis in die achtziger Jahre halten konnte, baute vor allem bei Karbitz und Modlan ab. Weitere adelige Unternehmer waren Graf Nostitz und Fürst Clary-Aldringen bei Teplitz. Bürgerliche Bergbaubesitzer waren J. G. Perutz und Sohn, westlich von Aussig, und A. F. Ritschel bei Karbitz. Bereits in den fünfziger Jahren begannen ausländische Gesellschaften, in den böhmischen Braunkohlebergbau zu investieren. Es waren dies vornehmlich die Gesellschaften Saxonia und Bohemia, hinter denen sächsische und preußische Kapitalgeber standen. 1866 gründeten George Griffith und Nicolas Leader aus London die Britannia. Zur gleichen Zeit baute Elbe Colliery Company Limited bei Modlan ab. Der dritte bedeutende englische Bergbauunternehmer in diesem Raum war William Riffen bei Teplitz. Auch die Brüner Montan AG begann Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in diesem Gebiet als Unternehmer Fuß zu fassen. Im Jahre 1856 baute man um Teplitz über die Hälfte der Gesamtförderung des Teplitz-Brüx-Komotauer Reviers ab und Mitte der sechziger Jahre waren es bereits vier Fünftel. Bis Anfang der siebziger Jahre wurde jedoch dieses Verhältnis vor allem durch den raschen Aufstieg des Duxer Braunkohlebergbaus ausgewogener. Der kapitalstärkste Unternehmer dieses Raumes war Anfang der siebziger Jahre die Dux-Bodenbacher Eisenbahngesellschaft, die sowohl von deutschem (Liebig) als auch von tschechischem (Stradal) Großkapital beherrscht wurde. Der zweitgrößte Unternehmer war A. M. Schneider, und schließlich beteiligte sich noch die Duxer Kohlenverein AG, gegründet 1872 in Dresden, an der Förderung im Duxer Raum. Das zweite Braunkohlenrevier war das Friedland-Reichenberger Becken mit Fundstellen bei Wustung und Weigsdorf, wo der wichtigste Bergbauunternehmer Graf Clam-Gallas war. Dieses Becken unterlag allerdings nach einem kurzen Aufschwung der niederschlesischen und der Kladnoer Konkurrenz<sup>177</sup>.

Der Eisenbergbau war völlig unbedeutend und ging im Berichtszeitraum großteils ein. Graf Kolowrat beschäftigte in seinem Eisenwerk und in seiner Eisenhütte (Rosahütte) in Skuhrow im Jahre 1865 noch 35 Bergarbeiter. Das Fürst Rohansche Eisenwerk in Engenthal mit eigenem Bergbau ging um 1865 ein. Anfang der siebziger Jahre wird die Teplitzer Walzwerk- und Kohlenbergbau-AG mit einer Bessemer-Hütte erwähnt. Sie beschäftigte 450 Arbeiter und erzeugte 1873 pro Monat 16 000 Zentner Stahl- und Eisenschienen<sup>178</sup>.

Von großer Wichtigkeit war der sehr alte Zinnbergbau von Graupen, der 1864 Philipp Schilter und Paul Lewald gehörte<sup>179</sup>. 1871 betrug die Produktion 550 Zentner Zinn, 1872 wurde eine neue Aufbereitungsanlage mit 40 PS errichtet. Neben Zinn wurde in Zinnwald als Nebenprodukt auch Wolfram gewonnen. Der bedeutendste Kupferbergbau mit einem Kupferwerk bestand in Rochlitz, er mußte jedoch 1866 sistiert werden. Eine kleine Arsenikgewinnung bei Riesenhein förderte 1863 660 Zentner. Die Produktion ging bis 1866 aber bis auf 180 Zentner zurück, weil die preussische Konkurrenz hier keine Entfaltung dieses Zweiges ermöglichte.

Die zumeist in den Rand- und Grenzgebieten angesiedelte Glasproduktion hatte ihren Schwerpunkt in den Gebieten Gablonz und Haida. Im Jahre 1866 existierten

<sup>177</sup> K á r n í k o v á : Vývoj uhelného průmyslu 264.

<sup>178</sup> H a l l w i c h , H.: Weltausstellung. Heft 4, S. 10.

<sup>179</sup> E b e n d a , Heft 1, S. 7 ff.

701 der Erwerbssteuerbemessung unterliegende Betriebe, darunter 60 Glashütten, 7 Glasfabriken, 30 Glaswarenerzeugungen und 11 Glaswarenraffinerien; der Rest waren Glasschleifer, Glasschneider und Glasspinner. Einem Steuersatz von mehr als 50 Kronen unterlagen allerdings nur 16 dieser Betriebe. Bijouterien, die Stangenrohglas verarbeiteten, beschäftigten allein 60 000 Personen und hatten einen Umsatz von vier Millionen Gulden. In der Rohglasindustrie waren 12 000 Personen beschäftigt. Der Produktionswert betrug 1 350 000 Gulden. Die 5900 Schleifwerkstätten konzentrierten sich um Haida und Böhmisches-Kamnitz. Etwa 5600 Hohlglaschleifereien beschäftigten rund 11 000 Personen. Der Überschuss von Export-Import betrug in den fünfziger Jahren zeitweise über 10 Millionen Gulden. Für die Glasindustrie wurde in den siebziger Jahren ein Produktionswert von 20 670 000 Gulden angegeben. Die in Familienbesitz befindlichen alten Glashütten bestanden im Berichtszeitraum konstant weiter, während zahlreiche Neugründungen von Glasfabriken und Raffinerien, auch durch Aktiengesellschaften, stattfanden. Zu den größten Glasproduzenten gehörte die alteingesessene Familie Riedel mit ihrer Glashütte in Antoniwald<sup>180</sup> und den Glasfabriken Wilhelmshöhe<sup>181</sup>, Polaun<sup>182</sup> und Christiansthal<sup>183</sup>. Die Glashütte Antoniwald besaß ein Wasserrad zum Betrieb des Stampfwerkes, einen Glasschmelzofen mit Kühl- und Dörrofen und beschäftigte 18 Männer und 8 Kinder. Sie erzeugte Lusterglas und Stangen im Wert von 150 bis 200 Gulden pro Tag. Die Glasfabrik in Polaun hatte ein Wasserrad von 5 PS zum Betrieb des Stampfwerkes und zwei Glasschmelzöfen mit einer Leistungskapazität von täglich 24 Zentnern Rohglas. Sie beschäftigte 55 Personen, darunter vier Frauen; die Fabrik in Wilhelmshöhe beschäftigte 70 Personen. Die wichtigsten Erzeugnisse waren Druckglasstangen und Perlglassstangen im Wert von etwa 100 000 Gulden. 1875 wurde in diesem Betrieb die Gasfeuerung eingeführt. Graf Harrach gehörte eine Glasfabrik in Neuwelt, die 1854 zwei Glasöfen besaß und mehr als 500 Arbeiter beschäftigte. Sie erzeugte Kristall- und Kreidenglas, Feinglas, farbiges Hialitglas, Lythialin-, Tafel- und Hohlglas. Die Glasfabrik in Harrachsdorf beschäftigte 1866 290 Personen, darunter 23 Frauen und 13 Kinder. Sie erzeugte vor allem ordinäres, aber auch feines, geschliffenes und vergoldetes Glas im Gesamtwert von 132 600 Gulden<sup>184</sup>. In Aussig wurde im Jahre 1872 mit einem Aktienkapital von 500 000 Gulden die österreichische Glashüttengesellschaft gegründet, welche Hohlglas produzierte<sup>185</sup>. Im Jahre 1868 entstand — ebenfalls als Aktiengesellschaft — die Sophienhütte bei Schwadowitz, die 178 Arbeiter beschäftigte und 17 000 Zentner Hohl- und Tafelglas im Wert von 200 000 Gulden herstellte. Böhmens erste Fabrik mit Kohlenfeuerung war die 1862 gegründete Adamsthaler Glasfabrik bei Dux, die Johann Hermann Adam gehörte<sup>186</sup>.

Zu den bedeutendsten Betrieben der metallverarbeitenden Industrie zählte die

<sup>180</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 85—187. — Lahmer: Glasgeschichtliches 183.

<sup>181</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 187.

<sup>182</sup> E b e n d a 185—191.

<sup>183</sup> E b e n d a.

<sup>184</sup> Hallwisch: Weltausstellung, Heft 5, S. 41. — Lahmer: Glasgeschichtliches 187. — Großindustrie Österreichs II (1898), 170 f.

<sup>185</sup> Hallwisch: Weltausstellung, Heft 5, S. 52.

<sup>186</sup> E b e n d a 39.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



- ▲ ■ □ Betrieb bestand während der ganzen Epoche  
 ○ △ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr  
 ● ▲ ■ □ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche  
 ○ △ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

○ Eisenwerke, Eisenhütten, Eisenbergbau

1. Skuhrow „Rosahütte“
2. Engenthal
3. Teplitz

△ Kohlenbergbau

4. bei Hertin
5. bei Markausch
7. Bohdasin
7. Ober Kosteletz
8. Schatzlar
10. Schwadowitz
11. Zbečnik
12. Arbesau
13. Görzdorf
14. Wustung
15. Proboscht
3. Teplitz
16. Turn
55. Karbitz
54. Mariaschein
56. Kutterschitz
57. Klostergrab
58. Kulm

6. Niklasberg
70. Modlan
50. Dux

□ Metallbergbau

17. Zinnwald
18. Rochlitz
19. Graupen
20. Riesenhein
57. Klostergrab
6. Niklasberg

□ Glasindustrie

21. Annahütte
22. Antoniwald
23. Aussig
24. Böhmisches-Leipa
25. Bürgstein
26. Christiansthal
27. Dunkelthal
28. Gablonz a. d. Neisse
29. Haida
30. Harrachsdorf
31. Kosten
32. Kreibitz

33. Blottendorf
34. Libenau
35. Lindenau
36. Magdalenenhütte
37. Markausch
38. Neuwelt
39. Polau
40. Pŕichowitz
42. Röhrsdorf
43. Schatzlar
44. Schönfeld
45. Schwadowitz
46. Settenz
47. Steinschönau
48. Stephanshütte
50. Tischnau
51. Ulrichsthal
52. Wilhelmshöhe
59. Tannndorf
61. Morchenstein
62. Eintrachthütte
67. Dux

53. Turnau (Diamantenschleiferei)

Karte 11: Handelskammerbezirk Reichenberg

Messer-, Gabel- und Scherenerzeugung der Firma Ignaz Rössler in Nixdorf, die 1866 92 Personen, darunter zwei Frauen und 20 Kinder, beschäftigte<sup>187</sup>. Im Jahre 1844 war von den Brüdern Heller in Teplitz eine Metall- und Galanteriewarenfabrik, die vor allem feine Metallknöpfe herstellte, gegründet worden. Sie wurde 1865 durch eine Filiale in Dresden erweitert<sup>188</sup>.

Im Jahre 1866 existierten im Handelskammerbezirk sieben Maschinenfabriken mit insgesamt 705 Arbeitern. Die Dampfmaschinenhersteller erzeugten noch immer vorwiegend kleinere Modelle. Aus einer Bezirksstatistik des Jahres 1867 geht hervor, daß von den in Betrieb befindlichen Dampfmaschinen bereits 412 aus dem Inland und nur 124 aus dem Ausland stammten: 75 aus England, 27 aus Sachsen und 17 aus Preußen. Ähnlich war das Verhältnis bei den Dampfkesseln<sup>189</sup>. Zu den größeren Betrieben zählte die Armaturenfabrik Warnsdorf, die 1866 als Gelbgießerei von Julius Winkler gegründet worden war<sup>190</sup>. 1872 gründete Adolf Renger in Böhmisches-Kamnitz eine Maschinenfabrik, die erst später größere Bedeutung erlangen sollte<sup>191</sup>. Im Jahre 1868 eröffnete Reginald Germack in Teplitz ein Geschäftshaus für technische Artikel und Maschinen, dem er kurz danach eine Feuerspritzen-, Pumpen- und Maschinenfabrik anschloß<sup>192</sup>. Die 1869 in Königgrätz gegründete Aktiengesellschaft war die erste, die sich ihren Namen tschechisch protokollieren ließ. In den Krisenjahren wurde das Unternehmen von Bromovský, Märky und Schulz aufgekauft und weitergeführt.

Erwähnenswert ist weiters die Flügel- und Pianofabrik des A. Proksch, die ab Anfang der siebziger Jahre in größerem Umfang zu produzieren begann und 1880 sogar eine Zweigniederlassung in Wien erhielt<sup>193</sup>.

Die Ziegelerzeugung nahm im Berichtszeitraum einen kontinuierlichen Aufschwung. 1856 zählte man 392 Ziegelbrennereien, 1860 bereits 409, im Jahre 1866 schon 537 und im Jahre 1870 bereits 632 Ziegeleien und 791 Brennöfen, die 2580 Arbeiter beschäftigten und einen Produktionswert von 2 Millionen Gulden erzielten<sup>194</sup>. Prinz Wilhelm zu Schaumburg-Lippe betrieb in Miskoles Anfang der siebziger Jahre die modernst eingerichtete Ziegelei mit Hoffmann'schen Ringöfen, einer Arbeiterzahl von 80 Personen und einem Produktionswert von 36 000 Gulden<sup>195</sup>. Pechar gründete 1873 in Kosten bei Teplitz eine Schamottewarenfabrik, die feuerfeste Produkte für das Teplitzer Walzwerk herstellte<sup>196</sup>. Der österreichische Verein für chemische und metallurgische Produktion in Aussig betrieb auch eine Tonwarenfabrik, die in dessen Chemiefabrik integriert war. Sie produzierte zu Beginn

<sup>187</sup> E b e n d a, Heft 4, S. 13. — A n s c h i r i n g e r, A.: Album der Industrie des Reichenberger Handels- und Gewerbekammerbezirkes. 2 Bde. Reichenberg 1858, S. 99 f. — R ö s s l e r, Adolf: Die Ignaz Rösslersche Stahlwarenfabrik in Nixdorf. MNExKl 5 (1882) 286—293; 7 (1884) 143—148; 8 (1885) 111—115.

<sup>188</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 358 f.

<sup>189</sup> Handels und Gewerbekammer Bericht 1864—66, S. 182.

<sup>190</sup> Großindustrie Österreichs IV (1908), 152.

<sup>191</sup> E b e n d a 182.

<sup>192</sup> Großindustrie Österreichs III (1898), 44—47 und II (1908), 386—389.

<sup>193</sup> E b e n d a III (1898), 271 f.

<sup>194</sup> Angaben für 1870: H a l l w i c h: Weltausstellung, Heft 5, S. 16.

<sup>195</sup> E b e n d a.

<sup>196</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 73—76.

der siebziger Jahre — auch für den Export nach Amerika — im Werte von 60 000 Gulden und hatte 90 Arbeiter<sup>197</sup>. Eine Tonwarenfabrik in Bodenbach von Schiller und Herwig stellte unter anderem Pfeifenköpfe für die Firma Rössler her und nahm nach 1850 einen gewaltigen Aufschwung, so daß sich bis 1873 die Arbeiterzahl von 50 auf 190 erhöhte und der Produktionswert von 70 000 auf 165 000 Gulden anstieg<sup>198</sup>. Im Jahre 1860 gründete eine Kommanditgesellschaft in Maria-schein eine Zementfabrik.

Von der Holzverarbeitenden Industrie sind Anfang der siebziger Jahre 386 Brett-sägen zu erwähnen, davon 72 mit Dampfantrieb. In Böhmischem-Kamnitz betrieb Josef Marschner eine Rollo- und Jalousienfabrik, die zu Beginn der siebziger Jahre einen Produktionswert von 60 000 Gulden erreichte und bis nach Brasilien exportierte<sup>199</sup>. Fischls & Söhne gründeten in Niemes eine Möbelfabrik mit 100 Arbeitskräften<sup>200</sup>. Holzstifte und Schuhleisten stellte die Firma Ziedler & Menzel in Schönau her, wobei sie 100 Arbeiter beschäftigte und einen Produktionswert von 88 500 Gulden erreichte<sup>201</sup>. Die fabrikmäßige Herstellung von Schulgeräten, Spielzeug und Schulmöbeln betrieb seit 1848 Julius Glöckner in Aussig<sup>202</sup>.

Relativ bedeutend war die Papierindustrie. Bereits im Jahre 1860 bestanden Sägen und Papierfabriken, deren Zahl sich bis 1866 auf 14 erhöhte und die insgesamt Papier im Wert von 5,6 Millionen Gulden herstellten und 4700 Arbeiter beschäftigten. Papier wurde vor allem nach Deutschland, in die Levante und sogar nach England exportiert. Von Anfang an war die größte Maschinenpapierfabrik Franz Lorenz' Söhne in Arnau, die 1866 über drei Wasserräder von 60 PS und 2 Dampfmaschinen von 45 PS verfügte; weiters verwendete sie drei Papiermaschinen, 20 Holländer, 6 Sortiermaschinen und 7 Dampfkessel. Es waren hier 300 Personen beschäftigt, darunter 250 Frauen. Die Fabrik erzeugte 15 000 Zentner Papier aller Gattungen im Wert von 375 000 Gulden<sup>203</sup>. Eine zweite Maschinenfabrik in Arnau gehörte Eichmann & Co. Sie war mit drei Turbinen (Gesamtleistung 68 PS) und zwei Dampfmaschinen ausgestattet. Neben zwei Papiermaschinen nach deutschem System wurden 15 Holländer, 4 Dampfkessel, 6 Sortiermaschinen und 2 Hadernwölfe verwendet. Es waren 171 Personen, darunter 159 Frauen, beschäftigt, die 108 000 Reiß-, Brief-, Schreib-, Druck-, gefärbtes Seiden-, Kopier-, Zigaretten-, Pack- und Kartonpapier im Wert von 190 000 Gulden erzeugten. Ende der sechziger Jahre erhöhte sich der Produktionswert auf 210 000 Gulden und der Beschäftigtenstand auf 358. Eine dritte große Maschinenfabrik gehörte Jordan & Söhne in Birkigt, die 1866 250 Arbeiter beschäftigte, darunter 150 Frauen, und einen Produktionswert von 160 000 Gulden erzielte. Ende der sechziger Jahre arbeitete der Betrieb mit 2 Dampfmaschinen und 19 Holländern. Aber es gab auch eine Reihe von Maschinenpapierfabriken, die diesen raschen Aufschwung nicht

<sup>197</sup> Hallwisch: Weltausstellung, Heft 5, S. 16.

<sup>198</sup> E b e n d a 19.

<sup>199</sup> E b e n d a, Heft 4, S. 20.

<sup>200</sup> E b e n d a 19.

<sup>201</sup> E b e n d a.

<sup>202</sup> Großindustrie Österreichs IV (1908), 184.

<sup>203</sup> E b e n d a V (1898), 25. — Heřtová 113.

mitmachten. Eine solche war Kwasney, die Anfang der fünfziger Jahre zu den florierendsten Unternehmungen gehört hatte, 1866 jedoch nur mehr 31 Personen beschäftigte und etwa 3000 Zentner ordinäres Konzept- und Packpapier im Wert von 40 000 Gulden erzeugte. Im Jahre 1866 erwarb der Unternehmer Piette in Freiheit eine bereits bestehende Papierfabrik, wo er die Zigarettenpapierfabrikation aufnahm. Ende der fünfziger Jahre entfiel bei der Papiererzeugung im Reichenberger Handelskammerbezirk auf einen Arbeiter ein Wertanteil von etwa 523 Gulden, dieser stieg bis 1866 auf über 1000 Gulden an.

Buchdruckereien bestanden in Teplitz, Reichenberg und Jungbunzlau. Die Druckerei in Jungbunzlau wurde 1848 von Philipp Geršábek gegründet und publizierte unter anderem den „Reichenberger Wochenbericht“<sup>204</sup>. Der Buch- und Steindruck der Gebrüder Stiepl wurde 1857 in Reichenberg gegründet und beschäftigte 1866 130 Arbeiter<sup>205</sup>. Der 1848 in Teplitz von Karl Opitz neu eingerichtete Betrieb bedruckte vor allem Kartonagen und Artikel für die pharmazeutische Industrie<sup>206</sup>.

Die Lederfabrik und Konfektionsanstalt für Heeresausrüstung von H. Bergmann & Sohn in Neubydžow erhielt 1851 die Landesfabriksbefugnis und beschäftigte durchschnittlich 300 bis 400 Arbeiter. In den siebziger Jahren verfügte sie über 140 Arbeitskräfte und 2 Dampfmaschinen und produzierte Waren im Werte von 300 000 Gulden<sup>207</sup>. Eine Leder- und Schuhfabrik führten Josef Seykora und Sohn in Adler-Kosteletz. Diese zählte 1866 über 500 Arbeitskräfte und produzierte Waren im Wert von 780 000 Gulden. In der Krise verringerte sich die Beschäftigtenzahl und der Produktionswert<sup>208</sup>. Die etwas ältere Schuhfabrik der Brüder Haan in Münchengrätz beschäftigte 1866 80 Personen.

Mit der Produktion von Chemikalien befaßten sich Mitte der sechziger Jahre im Handelskammerbezirk 441 Betriebe, wovon allerdings nur drei als Industrieunternehmen angesehen werden können. Nur neun Betriebe zahlten über 50 Gulden Steuern, über 1000 Gulden allein die chemische Fabrik in Aussig. Im Jahre 1856 war der österreichische Verein für chemische und metallurgische Produktion unter Führung der Fürsten Schwarzenberg, Clary-Aldringen und Fürstenberg ausschließlich mit Adelskapital gegründet worden. Von den fünf Millionen Aktienkapital wurde eine Million sofort eingezahlt. Bereits gleich nach der Gründung waren 250 Arbeiter beschäftigt. Der Platz an der Eisenbahn Aussig—Teplitz und in der Nähe der Kohlenreviere war gut gewählt. Das österreichische Salzmonopol machte zunächst bei der Produktion Schwierigkeiten, als aber eine eigene Importgenehmigung für Staßfurter Salze gegeben worden war, begann nach 1857 die Salzsäurefabrikation und später die Erzeugung von Leuchtgas und Schwefelsäure. Erfolge blieben zunächst aus, weil es an einer geeigneten technischen Leitung fehlte. Erst durch das kluge Management des Fachmannes Max Schaffner konnten ab dem Jahre 1859 die ersten Gewinne erzielt werden. 1866 waren bereits 500 Arbeiter beschäftigt. Als neuer Geldgeber wurden J. Mildner & Co gewonnen und die Fabri-

<sup>204</sup> Hallw ich, H.: Reichenberg und Umgebung. Reichenberg 1874, S. 534.

<sup>205</sup> Großindustrie Österreichs VI (1898), 155.

<sup>206</sup> E b e n d a V, 73.

<sup>207</sup> E b e n d a III, 362—364. — H a l l w i c h : Weltausstellung, Heft 4, S. 6.

<sup>208</sup> E b e n d a.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



- ▲ ■ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- △ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ◐ ◑ ◒ ◓ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- △ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

○ Metallverarbeitende Industrie

1. Aussig
2. Gablonz
4. Leitmeritz
6. Nixdorf
7. Reichenberg
8. Teplitz
9. Tetschen
11. Wölmsdorf

△ Maschinenindustrie

7. Reichenberg
8. Teplitz
13. Chlumetz
15. Krischwitz
60. Alt-Harzdorf
60. Harzdorf
16. Lissa a. d. Elbe
17. Trautenau
18. Tannwald
20. Warnsdorf
22. Böhmisches-Kamnitz
50. Lomnitz
51. Engenthal
19. Tiefenbach
70. Königgrätz

○ Leder

1. Aussig

21. Adlerkostelec
24. Münchengrätz
25. Neubydžow
7. Reichenberg
22. Böhmisches-Kamnitz
26. Raudnitz
23. Hohenbrücke

□ Ziegel, Tonwaren

1. Aussig
9. Bodenbach
27. Dux
28. Eichwald
29. Hohenstein
56. Pŕichowitz
57. Schelten
31. Miskoles
8. Teplitz
52. Mariaschein
53. Klentsch
54. Klein-Skal
30. Kosten

□ Holzverarbeitende Industrie

22. Böhmisches-Kamnitz
34. Niemes
35. Schönau
1. Aussig
33. Turnau

□ Papierindustrie, Buchdruck

36. Altstadt
37. Arnau
1. Aussig
38. Bensen
22. Böhmisches-Kamnitz
40. Dessendorf
41. Freiheit
2. Gablonz
42. Hohenelbe
43. Kwasnei
44. Lauterwasser
45. Marschendorf
46. Nieder Hohenelbe
47. Ober-Kamnitz
48. Senftenberg
17. Trautenau
7. Reichenberg
8. Teplitz
49. Jungbunzlau
59. Birkigt
58. Rokytitz

Karte 12: Handelskammerbezirk Reichenberg

kation von Salpetersäure, Chlorkalk und Kupfervitriol aufgenommen. Lange Jahre galt dieses Unternehmen als führender chemischer Betrieb auf dem Kontinent. Max Schaffner entwickelte unter anderem die Gewinnung von Schwefel aus Sodarückständen. Im Jahre 1873 waren 1200 Arbeiter beschäftigt, die in 12 Einzel-fabrikationen arbeiteten. Es wurden unter anderem 100 000 Zollzentner calcinier-tes Soda, 200 Zollzentner Sulfat, 180 000 Zollzentner Salzsäure, 300 000 Zoll-zentner Schwefelsäure und 40 000 Zentner Chlorkalk mit einem Wert von 2 Mil-lionen Gulden gewonnen<sup>209</sup>. Stärkemehl wurde von der „Ersten böhmischen Ak-tienstärkefabrik“ in Tyništ Anfang der siebziger Jahre mit einem Produktions-wert von 300 000 Gulden hergestellt. Paraffin- und Stearinkerzen bzw. leichte Öle erzeugte zur gleichen Zeit Franz Perl in Aussig im Wert von 400 000 Gul-den<sup>210</sup>. Zu Beginn der fünfziger Jahre wurde die erste Fabrik „vegetabilischer Farben“ in Böhmen, und zwar in Tetschen, errichtet, die 1866 22 Arbeiter zählte und einen Produktionswert von 80 000 Gulden erreichte. Es stand eine Dampf-maschine mit 10 PS in Verwendung. Desinfektionspulver erzeugten Blumenberg und Rindskopf in Zuckmantel<sup>211</sup>. Die Produktion erreichte Anfang der siebziger Jahre einen Wert von 500 000 Gulden und das Pulver wurde bis nach Rußland und in die Donaufürstentümer exportiert. Eine Kautschukfabrik errichtete A. M. Birnbaum im Jahre 1855 in Teplitz. Er beschäftigte um 1860 ca. 400 Arbeiter und verfügte auch über eine Dampfmaschine. Hergestellt wurden Hosenträger und verschiedene Gummiwaren, die nach Deutschland, Rußland und England exportiert wurden<sup>212</sup>. 1250 Zentner Baumwolleinen-, Schafwoll- und Gummibänder sowie Hosenträger im Werte von 200 000 Gulden erzeugte eine Fabrik in Schönau, die 1866 über zwei Wasserräder mit 12 PS verfügte und 390 Personen, darunter 200 Frauen, beschäftigte. Anfang der siebziger Jahre produzierte Vinzenz Wagner in Aussig Firnisse und Öle. Seine Firma erlangte später auch in Wien größere Bedeutung<sup>213</sup>. Zündwaren stellten im Handelskammerbezirk mehrere kleine Be-triebe her. Die Produktion betrug 1860 eine Milliarde Zündhölzer mit einem Wert von 150 000 Gulden. Obwohl sich die Produktionsstätten in den folgenden Jahren vermehrten, verringerte sich der Produktionswert erheblich. Die k. k. priv. Triester Gas-Gesellschaft errichtete in Aussig ein Leuchtgaswerk, vor allem für die Bedürf-nisse der chemischen Fabrik. Insgesamt wurden 1866 im Handelskammerbezirk 24 Millionen Kubikfuß Leuchtgas im Wert von 800 000 Gulden erzeugt. Weitere Gasanstalten waren in Reichenberg, Swarow, Tannwald, Eisenbrod, Trautenau und Tetschen.

Im Jahre 1866 zählte der Reichenberger Handelskammerbezirk 208 Brauereien, davon neun mit Dampfkraft, die insgesamt 11 Dampfmaschinen mit 161 PS ver-wendeten. Die Produktion erreichte 1,6 Millionen Eimer fast ausschließlich unter-gärigen Bieres. Im Jahre 1871 erzeugten 203 Brauereien 2 029 000 Eimer Bier. Von den Reichenberger Brauereien waren nur vier auf der Wiener Weltausstellung

<sup>209</sup> Die chemische Fabrik in Aussig 5 ff.

<sup>210</sup> Halwich: Weltausstellung, Heft 2, S. 14.

<sup>211</sup> E b e n d a 10 f.

<sup>212</sup> E b e n d a, Heft 4, S. 7.

<sup>213</sup> E b e n d a, Heft 2, S. 14.

vertreten<sup>214</sup>. Über die Qualität des Reichenberger Bieres wurde mehrfach „als ungenießbares und teures Getränk“ Klage geführt, „welches den gemeinen Mann zum Genuß des Branntweins zwingt“<sup>215</sup>. Zu den größten Brauereien zählte die Fürst-Clarysche in Turn, die von 1856 bis Anfang der siebziger Jahre ihre Produktion von 23 000 auf 100 000 Eimer steigern konnte. Sie verfügte über zwei Dampfmaschinen<sup>216</sup>. Ebenfalls an die 100 000 Eimer produzierte die Bierbrauerei des Grafen Waldstein in Kloster im Jahre 1874. Zu den größeren Betrieben des Handelskammerbezirkes zählten noch zwei Braustätten in Leitmeritz, davon war eine als Aktiengesellschaft Ende der fünfziger Jahre gegründet worden<sup>217</sup>, weiters die Brauerei des Grafen Thun in Bodenbach<sup>218</sup> und die 1872 entstandene Bierbrauerei und Malzfabrik in Maffersdorf<sup>219</sup>. Im Jahre 1860 zählte man im Handelskammerbezirk 114 Spiritusbrennereien, die 690 000 Eimer Maische verarbeiteten und einen Produktionswert von 1,6 Millionen Gulden erzielten. Sechs Jahre später bestanden 250 Brennereien, davon waren 11 mit Dampfkraft (86 PS) ausgestattet. Der durchschnittliche Produktionswert betrug 1,5 Millionen Gulden. In Schönpriesen gründeten 1849 L. Brausch & Co eine Preßhefe-, Spiritus-, Likör- und Stärkefabrik, die später an die Gebrüder Eckelmann übergang. Seit 1862 war der Betrieb vollmechanisiert und in Verbindung mit einer Landwirtschaft produzierte man im Werte von 240 000 Gulden<sup>220</sup>. Die Likörfabrik „La Fermé“ bei Solnitz wurde 1867 von Freiherrn von Huppmann ins Leben gerufen und stellte im Jahr 1872 Liköre im Wert von 200 000 Gulden her<sup>221</sup>. Im Jahre 1863 wurde von Julius Schmelzer eine Likörfabrik in Teplitz gegründet<sup>222</sup>.

Die Kaffeesurrogaterzeugung hatte in diesem Handelskammerbezirk eine besonders weit zurückreichende Tradition. August Tschinkl hatte 1806 in Schönfeld ein kleines Unternehmen gegründet, welches 1856 wesentlich erweitert wurde, Anfang der siebziger Jahre bereits 200 Arbeiter beschäftigte und 30 000 Zentner Surrogate erzeugte<sup>223</sup>. Die Familie Tschinkl erweiterte den Produktionsumfang mit der in Lobositz 1856 gegründeten Feigenkaffee-, Kaffeesurrogat-, Schokolade- und Kanditenfabrik<sup>224</sup>. Die bekannte Firma Jordan und Thimäus besaß zwei Niederlassungen, in Bodenbach und in Ulgersdorf.

<sup>214</sup> E b e n d a 23.

<sup>215</sup> Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg. Erstattet an das hohe k. k. Ministerium für Handel und Volkswirtschaft über den Zustand der Industrie, des Handels und der Verkehrsmittel des Kammerbezirkes von 1861—1863. Reichenberg 1864, X + 102 S., hier S. 66.

<sup>216</sup> Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg über die Gewerbs- und Handelsstatistischen Verhältnisse ihres Bezirkes im Jahre 1856. Reichenberg, 311 S. — Statistik der österreichischen Industrie in Nahrungsmittel und sonstigen Verzehrgegenständen. Wien 1876, S. 437.

<sup>217</sup> E b e n d a 436. — H a l l w i c h : Weltausstellung, Heft 2, S. 23.

<sup>218</sup> E b e n d a.

<sup>219</sup> Großindustrie Österreichs V (1898), 239.

<sup>220</sup> H a l l w i c h : Weltausstellung, Heft 2, S. 25.

<sup>221</sup> E b e n d a.

<sup>222</sup> Großindustrie Österreichs V (1898), 300.

<sup>223</sup> H a l l w i c h : Weltausstellung, Heft 2, S. 20 f. — Jahresbericht der HGK zu Reichenberg 1852. Reichenberg 1853, S. 97.

<sup>224</sup> Großindustrie Österreichs V (1898), 190—193.

Die Zuckerindustrie nahm im Berichtszeitraum bis zum Einsetzen der großen Depression einen kontinuierlichen Aufschwung. 1856 zählte man 15 Zuckerfabriken mit 1900 Arbeitern, 17 Dampfmaschinen und 26 Dampfkesseln. Aus 705 000 Zentnern Rüben wurden 80 000 Zentner Zucker im Wert von 2,8 Millionen Gulden hergestellt. 1860 erweiterte sich die Anzahl der Fabriken auf 18 mit 2300 Arbeitern, 19 Dampfmaschinen und 30 Kesseln mit einer Zuckeraufbereitung von 100 700 Zentnern. Im Jahre 1866 existierten bereits 22 Fabriken mit 4600 Arbeitern, 99 Dampfmaschinen (von 890 PS) und ebenso vielen Dampfkesseln. Es wurden 2,5 Millionen Zentner Rüben zu 194 000 Zentner Rohzucker mit einem Wert von 4,7 Millionen Gulden verarbeitet. Im Jahr 1871 bestanden bereits 52 Fabriken. Zu den größten Fabriken zählte die in Dobrowitz, die dem Fürsten Thurn und Taxis gehörte und im Jahre 1852 bereits 72 688 Zentner Rüben verarbeitete<sup>225</sup>. Im Jahre 1866 waren hier 200 Arbeiter beschäftigt und sieben Dampfkessel à 52 PS in Betrieb. Es wurden 15 000 bis 18 000 Zentner Rohzucker im Wert von 400 000 Gulden hergestellt. Im Jahre 1849 gründete Michael Freiherr Dobřenský von Dobřenitz eine Zuckerfabrik in Syrowatka, die 1862 in das Eigentum der Firma Karl Weinrich's Erben überging. Weinrich war einer der großen Experimentatoren der Zuckerindustrie<sup>226</sup>. Im Jahre 1866 besaß die Rübenzuckerfabrik Syrowatka fünf Hochdruckdampfmaschinen mit 34 PS und vier Dampfkessel à 30 PS, weiters fünf Pressen, eine Reibmaschine, einen Robertapparat und eine Vakuummaschine. Es waren 300 Arbeitskräfte beschäftigt, darunter 85 Frauen und 50 Kinder. Es wurden 67 496 Zentner Rüben zu 4700 Zentner Rohzucker im Wert von 126 900 Gulden verarbeitet. Im Reichenberger Handelskammerbezirk kam es weniger zur Gründung bäuerlicher Zuckerfabriksaktiengesellschaften, wie zum Beispiel um 1870 in Swijan-Podol, als vielmehr zur Errichtung von Zuckerfabriken durch Industrielle, die damit ihren Besitz abrundeten, wie zum Beispiel die Gebrüder Tschinkl in Lobositz. Die Lobositzer Zuckerfabrik wurde 1858 gegründet und war mit 9 Hochdruckdampfmaschinen von 86 PS und 8 Dampfkesseln ausgestattet. Sie beschäftigte rund 300 Arbeitskräfte, darunter 60 Frauen und 15 Kinder. Im Jahre 1866 wurden aus 200 000 Zentnern Zuckerrüben ca. 17 000 Zentner Mellis-, Lompen- und Rohzucker im Wert von 50 000 Gulden gewonnen. Auch Liebig & Co gründeten 1868 in Smiřitz eine Zuckerfabrik.

Im Jahre 1870 existierten 210 Dampf- und Kunstmühlen und die Zahl der gewöhnlichen Wassermühlen wurde auf über 7000 geschätzt. Etwa ein Drittel aller Mühlenwerke Böhmens befanden sich im Reichenberger Handelskammerbezirk. Tschinkl betrieb Ende der fünfziger Jahre eine große Dampfmaschine in Lobositz, Liebig Anfang der siebziger Jahre eine Kunstmühle in Haratitz. In Smiřitz an der Elbe bestand eine k. k. landesbefugte Kunstwalzmühle des Johann Smiřitzky Ritter von Smiřitz<sup>227</sup>. Ende der fünfziger Jahre wurde in der Strafanstalt Karhaus eine Kunstmühle von 40 Sträflingen betrieben. Die Firma Ignaz Klepsch & Söhne stellte in Aussig Anfang der siebziger Jahre konservierte Früchte her<sup>228</sup>.

<sup>225</sup> Diviš: Příspěvky 116.

<sup>226</sup> Ebenda 119 f. — Großindustrie Österreichs V (1898), 174—177.

<sup>227</sup> Ebenda 100 f.

<sup>228</sup> Hallwich: Weltausstellung, Heft 2, S. 22.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



- ▲ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- ⊙ ▲ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ⊙ ▲ ■ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- △ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

□ Bier, Spiritusbrennereien, Kaffeesurrogate

46. Arnau
47. Dřewenitz
6. Bodenbach
17. Chlumetz
48. Hainspach
49. Josefstadt
4. Jungbunzlau
50. Böhmisches-Kamnitz
51. Klein Rohozetz
52. Kloster
53. Köninghof
7. Böhmisches-Leipa
55. Leitmeritz
57. Niemes
30. Opočno
59. Podhrad
69. Schönriesen
61. Senftenberg
58. Böhmisches-Skalitz
54. Starckenbach
36. Smiřitz
62. Trautenau
63. Turn
  1. Aussig
55. Leitmeritz
65. Tschischkowitz
66. Branna
67. Ober Rochlitz
68. Maffersdorf
91. Theresienstadt
92. Sobochleben
69. Schönriesen
70. bei Solnitz
71. Teplitz

2. Lobositz
3. Schönfeld
4. Ulgersdorf

□ Dampf- u. Kunstmühlen, Lebensmittel

1. Aussig
43. Karthaus
26. bei Lobositz
44. Swarow
45. Theresienstadt
36. Smiřitz
78. Haratitz

○ Chemische Industrie

1. Aussig
2. Dobern
91. Herrnskretschen
4. Jungbunzlau
5. Königgrätz
6. Tetschen
7. Böhmisches-Leipa
8. Darenitz
9. Mariaschein
10. Reichenberg
11. Sandau
12. Turnau
13. Týniřt a. d. A.
14. Schönau
15. Teplitz
72. Ringelhain
79. Zuckermantel
80. Swarow
100. Eisenbrod
101. Tannwald
62. Trautenau

△ Zuckerindustrie

16. Bělohrad
6. Tetschen
17. Chlumetz
18. Dobrowitz
19. Doxan
20. Hoch Wesely
4. Jungbunzlau
21. Kuklena
22. Ledetz
23. Libochowitz
25. Lissa
26. Lobositz
27. Münchengrätz
28. Neubydžow
29. Obora
30. Opočno
31. Ronov
32. Sadowa
33. Syrowatka
34. Skřiwan
35. Smidar
36. Smiřitz
37. Sullowitz
38. Swijan
39. Trebowetitz
40. Türmitz
41. Wegstadel
42. Wrutitz
  5. Königgrätz
76. Litol
75. Enzowan
91. Daudleb
75. Köninghof
90. Dux
74. Ulbersdorf

Karte 13: Handelskammerbezirk Reichenberg

Die Baumwollspinnerei im Reichenberger Handelskammerbezirk bestand 1852 aus 30 Fabriken mit 182 621 Feinspindeln. Bis 1860 erhöhte sich die Zahl der Fabriken auf 46 und die der Spindeln auf 330 026. Sechs Jahre später zählte man bereits 45 Spinnereien mit 374 734 Spindeln und 1878 waren es 75 Betriebe mit 581 050 Spindeln. Im gleichen Zeitraum fiel die durchschnittliche Beschäftigtenzahl einer Fabrik von 203 auf 120<sup>229</sup>. Mitte der sechziger Jahre wurden 118 075 Zentner Garne im Wert von 10,2 Millionen Gulden erzeugt. Die Baumwollkrise Mitte der sechziger Jahre führte zu temporären, aber auch zu endgültigen Betriebsstilllegungen. So sollen im gesamten Handelskammerbezirk 25 meist bedeutende Firmen gezwungen gewesen sein, ihre Zahlungen einzustellen. Ihre Gesamtschuld betrug 7,5 Millionen Gulden<sup>230</sup>. Der größte Unternehmer in dieser Branche war Johann Liebig. Er hatte 1845 eine Spinnerei in Swarow gegründet, die mit drei Turbinen von 185 PS und zwei Dampfmaschinen à 150 PS sowie 36 180 Spindeln arbeitete. 705 Personen, darunter 428 Frauen und 29 Kinder, verarbeiteten im Jahre 1866 865 000 Wiener Pfund amerikanische, ostindische und ägyptische Baumwolle zu 720 000 Wiener Pfund Garnen im Wert von 800 000 Gulden<sup>231</sup>. Eine zweite ebenso große Fabrik betrieb Liebig in Eisenbrod, die 1865 mit vier Turbinen von 385 PS, weiters einem Dampfkessel von 32 PS und mit Hilfe von 25 000 Spindeln zu produzieren begann. Als Rohstoff diente vor allem ostindische Baumwolle. Der Produktionswert betrug Mitte der sechziger Jahre bereits 1 Million Gulden<sup>232</sup>. Die kleinste Baumwollspinnerei des Liebigischen Komplexes entstand Anfang der fünfziger Jahre in Haratitz. Sie erreichte Mitte der sechziger Jahre einen Produktionswert von nur 120 000 Gulden<sup>233</sup>. In Tannwald betrieb Johann Priebisch eine große Baumwollspinnerei, in welcher ein Wasserrad mit 60 PS, vier Turbinen von 125 PS und Dampfmaschinen von 80 PS, weiters 2942 Spindeln in Verwendung standen. Er beschäftigte 912 Personen, die einen Produktionswert von 700 000 Gulden erarbeiteten<sup>234</sup>. Ihm gehörte auch eine Baumwollspinnerei in Morchenstern, die im Jahre 1850 zirka 20 500 Spindeln zählte. 1866 waren hier zwei Wasserräder von 130 PS, 2 Turbinen mit 160 PS, weiters eine Dampfmaschine von 160 PS und 53 568 Spindeln eingesetzt. Er beschäftigte 596 Personen, darunter 221 Frauen und 40 Kinder. Der Produktionswert belief sich auf rund 710 000 Gulden.

Friedrich Mattausch und Sohn besaßen 1866 eine Baumwollspinnerei in Franzenthal, die mit zwei Turbinen von 90 PS, einer Dampfmaschine von 25 PS und weiters 14 048 Spindeln ausgestattet war. Er beschäftigte 152 Arbeiter, und es wurden 4320 Zentner amerikanische Baumwolle in 4000 Zentner Garne im Wert

<sup>229</sup> Siehe Tabelle Textil, S. 43.

<sup>230</sup> Hallwisch: Reichenberg 543.

<sup>231</sup> Großindustrie Österreichs IV (1898), 169. — Jozá, J.: Z minulosti textilního průmyslu v Libereckém kraji [Aus der Vergangenheit der Textilindustrie der Reichenberger Gegend]. Reichenberg 1958, S. 106.

<sup>232</sup> Großindustrie Österreichs IV (1898), 169.

<sup>233</sup> E b e n d a. — 100 Jahre Johann Liebig u. Comp. Ein Gedenkbuch für jene, die nach uns kommen. Reichenberg 1928.

<sup>234</sup> B e n d a, Adolf: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Gablonz a. d. Neiße 1877, S. 222.

von 275 000 Gulden verarbeitet<sup>235</sup>. Weiters besaß Mattausch die Baumwollspinnerei in Bensen, die 1866 über eine Turbine von 18 PS, eine Dampfmaschine von 10 PS und über 1280 Spindeln verfügte. Er beschäftigte 36 Personen, darunter 15 Frauen und 6 Kinder. Es wurden hier 2184 Zentner ostindische Baumwolle in Schußgarne im Wert von 126 000 Gulden verarbeitet. Im Jahre 1873 vergrößerte er die Fabrik durch Ankauf der Bensener Papiermühle<sup>236</sup>. Die dritte Spinnerei der Firma Mattausch & Sohn in Scharfenstein erzeugte Garne im Werte von 400 000 Gulden. Johann Münzberg besaß vier Baumwollspinnereien: Theresienau produzierte 1866 im Werte von 930 000 Gulden, Elisenthal im Werte von 430 000, Leonorenhöhe im Werte von 250 000 und Eulau im Werte von 120 000 Gulden. In Niederkamnitz betrieb Franz Preidl eine Baumwollspinnerei mit Wasserrädern à 60 und zwei Dampfmaschinen à 100 PS sowie 20 000 Fein- und 800 Zwirnspindeln. Er beschäftigte 396 Personen, darunter 187 Frauen und 48 Kinder. Aus 20 000 Wiener Zentnern ostindischer, ägyptischer und amerikanischer Baumwolle erzeugte er 16 000 Wiener Zentner Baumwollgarne und -zwirne im Wert von 1,2 Millionen Gulden. Weitere Textilunternehmen betrieb Preidl ab Anfang der fünfziger Jahre in Böhmisches-Kamnitz und ab 1864 in Jonsbach<sup>237</sup>. Die bedeutendste mechanische Baumwollweberei des Handelskammerbezirkes war das Großunternehmen Benedikt Schroll's Sohn in Braunau. Im Jahre 1866 standen zwei Dampfmaschinen mit 50 PS und 285 Kraftstühle im Einsatz. 229 Personen, darunter 136 Frauen und 6 Kinder, produzierten 2,4 Millionen Ellen Kottone im Wert von 110 000 Gulden. In den Jahren 1869 und 1870 erfolgte der Bau einer zweiten mechanischen Weberei. Trotz Krise konnte die Produktion von 1870 bis 1875 auf 4 Millionen Meter Kottone gesteigert, also mehr als verdoppelt werden<sup>238</sup>. Johann Liebig gehörte auch die mechanische Weberei in Swarow, die, 1858 in Betrieb genommen, 1866 bereits über zwei Dampfmaschinen à 150 PS verfügte und 400 mechanische Webstühle hatte<sup>239</sup>. Es wurden 552 Personen, darunter 346 Frauen und 18 Kinder, beschäftigt und 28 000 Stück Kottone im Wert von 70 000 Gulden erzeugt. Die Firma Hirsch erzeugte in der mechanischen Weberei in Hořitz mit zwei Dampfmaschinen von 32 PS und 284 Kraftstühlen 20 000 Stück Kottone im Wert von 500 000 Gulden. 1866 waren 250 Personen, darunter 110 Frauen und 60 Kinder, beschäftigt.

Die Kammgarnindustrie, die schwer unter der französischen und deutschen Konkurrenz litt, konnte ihre dominante Stellung gegenüber Brünn behaupten. Kammgarn wird aus ausgekämmter Schafwolle gesponnen und ist, weil es nur aus langen Fasern besteht, im Gegensatz zu Streichgarn sehr gleichmäßig und glatt. Für die Herstellung von Kammgarnen standen 1860 9070 Spindeln zur Verfügung. Die Spindelzahl verringerte sich Mitte der sechziger Jahre geringfügig, konnte jedoch bis zum Jahre 1870 auf 15 600 Spindeln gesteigert werden. Die gesamte Kammgarnindustrie verfügte weiters über 2211 mechanische, 500 Regulator- und 2267

<sup>235</sup> Großindustrie Österreichs III (1908), 51—54.

<sup>236</sup> E b e n d a 52 f.

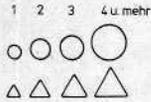
<sup>237</sup> E b e n d a 40—47.

<sup>238</sup> L a n g e r, Eduard: Firma Schroll's Sohn. Prag 1895. — Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen 4, S. 188 ff., 193.

<sup>239</sup> J o z a 106.



Betriebe pro Ort:



- ▲ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- △ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ◐ ◑ ◒ ◓ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- ◔ ◕ ◖ ◗ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

- |  |                        |  |                        |
|--|------------------------|--|------------------------|
| ○ Flachs-garnspinnereien, Leinen- u. Zwirn-erzeugung | 31. Trautenau          | 48. Klein-Wöhlen                               | 84. Pihl               |
| 1. Böhmis-ch-Leipa                                   | 32. Trübenwasser       | 49. Lautschnei                                 | 85. Warnsdorf          |
| 2. Bünauburg   | 140. Ober-Hohenelbe    | 50. Leonorenhöhe                               | 4. Dörfel              |
| 3. Döbernay  | 99. Pless              | 51. Morchenstern                               | 114. Köningin-hof      |
| 4. Dörfel  | 100. Kratzau           | 52. Nieder-Kamnitz                             | 115. Altstadt          |
| 5. Dunkelthal  | 101. Bernsdorf         | 11. Niederhohenelbe                            | 44. Gablonz            |
| 6. Eipel   | 52. Nieder-Kamnitz     | 53. Polaun                                     | 18. Nachod             |
| 7. Gabersdorf  | 102. Niederhof         | 54. Reichenberg                                | 72. Braunau            |
| 8. Gutsmuts  | 103. Marschendorf      | 55. Scharfenstein                              | 32. Trübenwasser       |
| 9. Heinzendorf                                       | 104. Arnau             | 56. Schumburg                                  | □ Baumwoll-webereien   |
| 10. Hermannseifen                                    | 105. Schatzlar         | 57. Swarow                                     | 72. Braunau            |
| 11. Hohenelbe  | 106. Tiefenbach        | 58. Tannwald                                   | 42. Franzenthal        |
| 12. Jaroměř  | 62. Kruh               | 59. Teplitz                                    | 74. Hofitz             |
| 13. Jungbuch   | 63. Lindenau           | 30. Tetschen                                   | 75. Johannesberg       |
| 14. Karbitz  | 65. Ober-Kreibitz      | 60. Theresienau                                | 76. Lomnitz            |
| 15. Köningin-hof                                     | 66. Schönlinde         | 61. Wurzelisdorf                               | 17. Maxdorf            |
| 16. Märzdorf   | 33. Warnsdorf          | 130. Wisterschan                               | 77. Nieder-Rochlitz    |
| 17. Maxdorf  | △ Baumwoll-spinnereien | 151. Podmoklitz                                | 78. Rosenthal          |
| 18. Nachod   | 33. Alt-Warnsdorf      | 107. Johnsbad                                  | 79. Swarow             |
| 19. Neupaka  | 34. Aussig             | 100. Kratzau                                   | 54. Reichenberg        |
| 20. Neustadtl  | 35. Bensen             | 111. Böhmis-ch-Skalitz                         | 58. Tannwald           |
| 21. Nieder Langau                                    | 36. Biela              | 112. Semil                                     | 59. Teplitz            |
| 22. Maffersdorf                                      | 37. Bodenbach          | 152. Friedrichsthal                            | 31. Trautenau          |
| 23. Ober-Adersbach                                   | 38. Brand              | □ Färbereien, Druckereien, Appretur u. Bleiche | 80. Wernstadt          |
| 24. Ober-Altstadt                                    | 39. Eisenbrod          | 1. Böhmis-ch-Leipa                             | 73. Grottau            |
| 25. Parschnitz                                       | 40. Elisenthal         | 81. Josefsthäl-Kosmanos                        | 16. Märzdorf           |
| 26. Proschwitz                                       | 41. Eulau              | 82. Bürgstein                                  | 18. Nachod             |
| 27. Radowetz, Radowenz                               | 42. Franzenthal        | 69. Jungbunzlau                                | 108. Böhmis-ch-Kamnitz |
| 28. Schwadowitz                                      | 43. Friedlland         | 83. Kl. Schokau                                | 45. Haindorf           |
| 29. Smiřitz  | 44. Gablonz            |  | 19. Neu Paka           |
| 30. Tetschen   | 45. Haindorf           |  | 150. Roth-Kosteletz    |
|  | 46. Haratitz           |  | 96. Rumburg            |
|  | 47. Klein-Skalic       |  |                        |

Karte 14: Handelskammerbezirk Reichenberg

gewöhnliche Handwebstühle. Man produzierte im Jahre 1870 979 260 Stück Orleans, Mohairs, Lastings und Tibets im Wert von 13 Millionen Gulden<sup>240</sup>. Die Streichgarnindustrie des gesamten Handelskammerbezirks zählte Ende 1870 ca. 120 000 Spindeln, 898 mechanische Webstühle und 6329 Handwebstühle. Man verarbeitete insgesamt 161 775 Zentner rohe Schafwolle. 138 775 Zentner Rohmaterial wurden zu 396 500 Stück Tuch und tuchartigen Stoffen im Werte von ca. 39 650 000 Gulden verwebt. Der Rest der Schafwolle fand bei der Fabrikation von Flanellen, in der Wirkwarenindustrie, bei der Erzeugung von gemischten Webwaren, den sogenannten halbwoollenen Stoffen, und bei der Decken- und Teppichfabrikation Verwendung<sup>241</sup>.

Auch in dieser Sparte der Textilindustrie war ein Unternehmen Johann Liebig's führend. Die Fabrik in Mildenau war mit zwei Wasserrädern von 60 PS und einer Dampfmaschine von 10 PS ausgestattet. Sie verfügte über 14 Feinspinnmaschinen Moule-Jenny, 3 Selfactors und beschäftigte 146 Personen, darunter 70 Frauen und 14 Kinder. Es wurden 1200 Zentner weiche Kammgarne im Wert von 305 000 Gulden versponnen<sup>242</sup>. Die größte Schafwollwarenfabrik der Monarchie bestand in Reichenberg und gehörte Johann Liebig & Co. Diese besaß ein Wasserrad und eine Turbine von 23 PS, sieben Dampfmaschinen von 286 PS sowie 600 Kraftwebstühle, 32 Handwebstühle und drei Druckmaschinen. Es waren 1946 Personen beschäftigt, darunter 1036 Frauen und 345 Kinder. Im Jahre 1866 wurden 500 000 Pfund Wirkgarn im Wert von 700 000 Gulden, 70 000 Stück Orleans, Mohairs und Alpaba im Wert von 1,4 Millionen Gulden erzeugt. Weiters wurden 15 000 Stück Wintertücher und Longshaws im Wert von 300 000 Gulden hergestellt<sup>243</sup>. Liebig besaß eine weitere Fabrik in Dörfel mit zwei Dampfmaschinen von 70 PS und sechs Dampfkesseln von 260 PS. Er beschäftigte hier 570 Personen, darunter 300 Frauen und 120 Kinder. 1866 wurden Waren im Wert von 670 000 Gulden hergestellt. In Liebenau produzierte Blaschka & Co mit Hilfe einer Hochdruckdampfmaschine von 14 PS und einer Turbine von 12 PS. Er beschäftigte 520 Arbeiter und erzeugte Waren im Gesamtwert von 200 000 Gulden. Im Jahre 1854 hatte er die Fabrik in Katharinenberg hinzugekauft, die aber 1871 den Betrieb wieder einstellte. In Böhmisches-Aicha produzierte F. Schmidt mit zwei Wasserrädern von 11 PS und zwei Dampfmaschinen von 60 PS und in Podmoklitz mit einer Dampfmaschine von 40 PS.

Er beschäftigte in Böhmisches-Aicha 1215 Personen, darunter 440 Frauen und 235 Kinder und in Podmoklitz 300 Personen, darunter 138 Frauen und 30 Kinder. Die Erzeugung betrug insgesamt 384 000 Gulden.

Die Tuchindustrie machte infolge des Krieges von 1866 eine schwere Krise durch und erholte sich erst Ende der sechziger Jahre. 1871 kam es im Tuchhandel jedoch erneut zu Absatzschwierigkeiten und Ende 1872 zur völligen Stagnation in der Tuchindustrie. Mitte der sechziger Jahre bestanden sieben k. k. privilegierte Feintuchfabriken mit 169 Kraft- und 428 Handwebstühlen. 2925 Arbeiter produzierten

<sup>240</sup> Hallwisch: Reichenberg 546.

<sup>241</sup> Ebenda 545.

<sup>242</sup> Großindustrie Österreichs IV (1898), 170.

<sup>243</sup> J o z a 106. — Großindustrie Österreichs IV (1898), 83—85 und 165 f.

Waren im Wert von 2,3 Millionen Gulden. Die Firma F. Schmidt und Söhne erzeugte in Reichenberg und Proschwitz 2000 Stück Tuche im Wert von 330 000 Gulden<sup>244</sup>. In Friedland bestand die Feintuchfabrik von Wilhelm Sigmund, die mit einer Dampfmaschine von 16 PS und zwei Turbinen von 18 PS produzierte. Sie beschäftigte 300 Arbeiter und erzeugte 1206 Stück Brasils, Musselins, Peruvienes und andere Tuchwaren im Werte von 700 000 Gulden<sup>245</sup>. In Katharinenberg bestand die Feintuchfabrik Anton Trenkler und Söhne, die über eine Jonvalsche Turbine von 50 PS, eine Hochdruckdampfmaschine von 30 PS und eine Horizontaldampfmaschine von 20 PS verfügte. Es waren 420 Personen beschäftigt, darunter 170 Frauen. Die Erzeugung von 1400 Stück Tuche im Werte von 560 000 Gulden war sowohl für den inländischen Markt als auch für den Orient, für China und Amerika bestimmt<sup>246</sup>.

In der maschinellen Flachsgarnspinnerei konnte der Produktionswert von 1856 bis 1860 fast auf das Doppelte, nämlich 9 Millionen Gulden, gesteigert werden. Im gleichen Zeitraum verringerte sich die Anzahl der Fabriken um zwei, wobei aber die Arbeiterzahl bei 6350 stagnierte. Die in der Flachsgarnspinnerei eingesetzten Dampfmaschinen brachten 1866 eine Leistung von 905 PS und zehn Jahre später eine von 3138 PS.

Die Flachsgarnkrise, die Ende der sechziger Jahre einsetzte, traf diesen Industriezweig schwer. Am Ende mußten acht größere Unternehmen ihre Produktion einstellen<sup>247</sup>. Der größte Unternehmer war Johann Faltis in Jungbuch. Im Jahre 1866 verfügte er über eine Balancierdampfmaschine von 80 PS, fünf Dampfkessel von 150 PS, zwei vertikale Dampfmaschinen von 26 PS, 5 Dampfkessel von 150 PS sowie über eine liegende Hochdruckdampfmaschine mit 50 PS und 75 Feinspinnstühle mit 15 600 Spindeln. Er beschäftigte 800 Personen, darunter 440 Frauen und 26 Kinder. Diese Firma erzeugte 19 000 Schock rohes Linné- und Taugarn im Wert von 980 000 Gulden. In Trautenau besaß er eine zweite Fabrik mit zwei Dampfmaschinen von 160 PS, sieben Dampfkesseln von 152 PS, zwei zusammengekoppelten Dampfmaschinen von 150 PS, einem Locomobile von 4 PS sowie 124 Feinspinnstühle mit 24 000 Spindeln. 1872 arbeitete man schon auf 40 000 Spindeln<sup>248</sup>. Bereits 1866 beschäftigte er 1450 Personen, darunter 850 Frauen und 60 Kinder. Faltis erzeugte 38 000 Schock rohes Linné- und Taugarn im Wert von 2,2 Millionen Gulden. Die Flachsgarnspinnerei des Josef Etrich in Jaroměř besaß drei Dampfmaschinen von 105 PS, vier Dampfkessel von 170 PS sowie 9600 Feinspindeln und beschäftigte 860 Personen, darunter 460 Frauen. Es wurden 15 000 Schock Flachs- und Werggarn im Wert von 650 000 Gulden erzeugt. Alois Haase in Trautenau besaß eine Dampfmaschine mit zwei Zylindern und 16 200 Feinspindeln. Er beschäftigte 1070 Personen, darunter 610 Frauen, und erzeugte 19 100

<sup>244</sup> Grunzel, J.: Die Reichenberger Tuchindustrie in ihrer Entwicklung vom zünftigen Handwerk zur modernen Großindustrie. Prag 1898, S. 162 (Beiträge z. Gesch. d. dt. Industrie in Böhmen 5).

<sup>245</sup> Großindustrie Österreichs IV (1898), 134—137.

<sup>246</sup> Grunzel 150, 162.

<sup>247</sup> Hallwisch, H. (Hrsg.): Zur Flachsgarnkrise. Reichenberg 1870, S. 9 ff.

<sup>248</sup> Großindustrie Österreichs IV (1898), 296.

Schock ungezwirntes Flachs- und Werggarn im Werte von 923 000 Gulden. Ein zweites kleineres Unternehmen — Produktionswert 520 000 Gulden — besaß Haase in Parschnitz<sup>249</sup>. Die Firma Rotter & Söhne in Oberhohenelbe besaß eine Flachsspinnerei mit zwei Turbinen von 180 PS, fünf Wolffschen Dampfmaschinen à 20 bis 65 PS und 19 334 Feinspindeln. Sie beschäftigte 1344 Personen, darunter 706 Frauen und 76 Kinder. Erzeugt wurden 20 000 bis 24 000 Schock Flachsgarne im Wert von 1 bis 1,2 Millionen Gulden. Die Leinenweberei wurde nur in Gewerbebetrieben durchgeführt. Es gab im Handelskammerbezirk 1866 30 373 Webstühle, die Produkte im Wert von 20 Millionen Gulden herstellten. Im Jitschiner Kreis entfiel auf 11 Bewohner bereits ein Leinenwebstuhl. Die Leinenzwirnerie wurde von einigen Fabriken mittlerer Kapazität vor allem in Schönlinde betrieben. Die gemischte Produktion von Baumwoll-, Schafwoll- und Leinenwaren war in und um Warnsdorf sowie Rumburg konzentriert. Die Firma Fröhlich & Sohn in Warnsdorf betrieb eine Baumwoll- und Leinenwarenfabrik mit zwei horizontalen Dampfmaschinen von 50 PS. Sie beschäftigte 154 Personen, darunter 50 Frauen und 20 Kinder, und erzeugte 20 000 Stück Baumwoll- und Halbschafwollwaren im Wert von 400 000 Gulden. In Reichenberg betrieb Johann Liebig seine Fabrik „Josefenthal“, die nach seinem Tode, 1870, seine Söhne weiterführten<sup>250</sup>. Die Baumwoll-, Schafwoll- und Leinenfabrik Johann Förster in Rumburg besaß eine Hochdruckdampfmaschine von 10 PS, 46 Kraftwebstühle und 4 Treibmaschinen. Insgesamt waren 663 Personen tätig, darunter 54 Frauen und 12 Kinder, die rund 40 000 Stück Leinen-, Baumwoll- und Schafwollstoffe im Wert von 700 000 Gulden erzeugten. Eine Baumwoll-, Seiden-, Leinen-, Halbwooll- und Schafwollwareweberei errichtete Isaak Mautner 1848 in Nachod; 1857 kam eine Appreturanstalt hinzu. Seit 1863 war auch eine Garnfärberei und Bleiche angeschlossen. Im Jahre 1851 gründete Franz Wagner in Maffersdorf eine Tuchleisten-, Garn-, Teppich- und Deckenfabrik. Eine bedeutende Teppich- und Wolldeckenfabrik gehörte Ignaz Ginzkey, der diese 1856 vergrößert hatte und zehn Jahre später 430 Beschäftigte zählte<sup>251</sup>. In Trübenwasser existierte eine Appretur-, Leinen-, Garn- und Stückbleiche, die bereits 1811 von den Brüdern Franz und Augustin Hanke gegründet worden war. Seit 1873 leitete Julius Hanke dieses Unternehmen<sup>252</sup>.

Seidenfabrikation gab es in Arnau und Neurettendorf. Die Fabrik in Arnau wurde 1869 von Viktor Heine gegründet<sup>253</sup>. Die Seidenweberei in Neurettendorf bestand seit 1853 und gehörte I. A. Valero und Söhne. Sie zählte Anfang der siebziger Jahre bereits 300 Weber. 1873 mußte sie wegen finanzieller Schwierigkeiten kurzfristig eingestellt werden<sup>254</sup>. In Haschkow gründete der Wiener Seidenhändler Franz Bujatti im Jahr 1874 eine Seidenwarenfabrik<sup>255</sup>.

---

<sup>249</sup> E b e n d a.

<sup>250</sup> E b e n d a 168—174.

<sup>251</sup> E b e n d a 352—355.

<sup>252</sup> E b e n d a III (1908), 132 f.

<sup>253</sup> W l a s c h e k, Rudolf M.: Seide in Böhmen und ihre Industriebetriebe in Nordböhmen. BohJb 18 (1977) 94.

<sup>254</sup> E b e n d a 87 ff.

<sup>255</sup> Großindustrie Österreichs IV (1898), 37—39.

Die Wirkwarenindustrie beschäftigte Ende 1866 3770 Personen, die 15 750 Stück Ware im Wert von 1,4 Millionen Gulden erzeugten. Eine Baumwoll-, Schafwoll- und Wirkwarenfabrik in Zeidler und Nixdorf gehörte den Gebrüdern Klinger, die 300 Personen, darunter 100 Frauen, beschäftigten. Es wurden Strümpfe, Socken und Wintermodeartikel im Wert von 150 000 Gulden erzeugt. Im Jahre 1872 wurde die Fabrik durch einen Anbau erweitert und eine Bleiche errichtet<sup>256</sup>. Die Teplitzer Wirkwarenfabriksgesellschaft beschäftigte 100 Personen in der Fabrik und 200 Weber und 100 Strumpfwirker im Verlag. Sie erzeugten 5000 Dutzend Handschuhe, Damenschals und 2000 Paar Wollstrümpfe im Wert von 200 000 Gulden.

Die Baumwolldruckerei beschäftigte im Jahre 1866 etwa 2500 Arbeiter und erzeugte 400 000 Stück Druckware im Wert von 8 Millionen Gulden. Ihr Zentrum lag vor allem im Raum Böhmisches-Leipa, Warnsdorf und Josefthal-Kosmanos. Die Firma Franz Leitenberger war mit Abstand das bedeutendste Unternehmen dieser Art im Handelskammerbezirk. Im Jahre 1866 verfügte der Betrieb über eine Turbine von 60 PS, eine Hochdruckdampfmaschine von 70 PS, weiters 13 Dampfkessel, einen Hochdruckbleichapparat, 10 Schermaschinen und 17 Druckmaschinen. Es wurden 700 Personen, darunter 180 Frauen und 70 Kinder, beschäftigt. Bei vollem Betrieb wurden 300 000 Stück Kottone von ca. 22 Millionen Wiener Ellen bedruckt. Der zum Färben verwendete Extrakt stammte von der Firma Brosche in Prag. Im Jahre 1852 wurde hier die erste Dampfmaschine aufgestellt, die eine vierfärbige Tücherdruckmaschine in Bewegung setzte. 1861 druckte man bereits sechsfärbig und 1869 achtfärbig<sup>257</sup>. Die Firma Rafael Altschuhs' Söhne in Böhmisches-Leipa besaß eine Kotton-, Tücher- und Baumwollwarenfabrik. Sie beschäftigte etwa 130 Personen, die 50 000 Dutzend Kottontücher und 8000 Stück Baumwollwaren im Werte von 400 000 Gulden erzeugten. Am gleichen Ort besaß auch Ignaz Thume eine Kottondruckfabrik mit einer Hochdruckdampfmaschine von 12 PS, weiters zwei Dampfkesseln von 30 PS, zwei Druckmaschinen, einer Mange und einer Appreturmaschine. Er beschäftigte 142 Personen und bedruckte 32 100 Dutzend Baumwolltücher im Wert von 160 500 Gulden<sup>258</sup>.

Der Reichenberger Handelskammerbezirk weist die größte Industriedichte Böhmens auf. Die vorrangige Bedeutung der Textilindustrie, die nicht nur von einigen Mammutbetrieben, sondern auch von einer Vielzahl von Klein- und Mittelbetrieben getragen wurde, prägte das Bild dieses Industrieraumes. Damit verbunden war aber auch das sporadische Auftreten von Aktiengesellschaften. Sehr unternehmungsfreudig zeigten sich die Großindustriellen Nordböhmens, die wie Liebig, Tschinkl, Riedel u. a. auch in ihnen bisher fremde Industriesparten investierten. Besonders engagiert zeigten sich die Adeligen, die nicht nur als Einzelunternehmer auftraten, sondern auch an der modernsten Form der Kapitalanlage, der Aktiengesellschaft, interessiert waren, wie die Gründung des Chemiegroßunternehmens in Aussig be-

<sup>256</sup> E b e n d a Bd. 3, 1908, S. 84.

<sup>257</sup> H a l l w i c h, H.: Firma Franz Leitenberger (1793—1893). Wien 1896 (Beiträge z. Gesch. d. dt. Industrie in Böhmen 2).

<sup>258</sup> L a h m e r, Robert: Einiges von der nordböhmischen Kattunindustrie. MNExKl 12 (1889) 298—304, hier 302. — Großindustrie Österreichs IV (1898), 296.



Betriebe pro Ort.

1 2 3 4 u. mehr



- ▲ ■ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- ⊙ ▲ ⊠ ■ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ⊙ ▲ ⊠ ■ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- △ □ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

- △ Schafwollwaren-  
erzeugung
- 34. Aussig
- 67. Böhmis-Aicha
- 68. Heinersdorf
- 4. Dörfel
- 69. Jungbunzlau
- 70. Liebenau
- 22. Maffersdorf
- 71. Bunzendorf
- 20. Neustadt
- 54. Reichenberg
- 87. Katharinaberg
- 151. Podmoklitz
- 45. Haindorf
- Tucherzeugung,  
Kammgarnindustrie
- 43. Friedland
- 44. Gablonz a. d. Neisse
- 86. Habendorf

- 97. Mildenau
- 91. Rochlitz
- 87. Katharinaberg
- 88. Machendorf
- 89. Proschwitz
- 90. Pŕichowitz
- 91. Rochlitz
- 92. Senftenberg
- 54. Reichenberg

□ Gemischte Waren,  
Wirkwaren

- 59. Teplitz
- 85. Warnsdorf
- 93. Zeidler
- 94. Gärten
- 95. Niedergrund
- 54. Reichenberg
- 66. Schönlinde
- 96. Rumburg
- 56. Schumburg

- 52. Ober-Kamnitz
- 18. Nachod
- 124. Nixdorf
- 10. Hermannseifen

□ Seidenindustrie

- 116. Neu-Rettendorf
- 117. Pilnikau
- 118. Tyssa
- 104. Arnau
- 120. Königswald
- 121. Haschkow

○ Sonstige Textilindustrie

- 86. Habendorf
- 153. Reichenau
- 119. Niedergrund
- 123. Alt-Habendorf
- 124. Nixdorf
- 54. Reichenberg

Karte 15: Handelskammerbezirk Reichenberg

weist. Von einiger Bedeutung waren auch die Glasindustrie mit ihren Zentren in Gablonz und Haida sowie die Papierindustrie. In den südlichen Raum des Handelskammerbezirkes drangen nur zwei Industriezweige vor — Bierbrauereien und vor allem Zuckerfabriken.

Besonders günstig entwickelte sich die im Westen gelegene Industrielandschaft in mehreren Produktionsbereichen gleichzeitig. So galt die Region um Tetschen bereits in den fünfziger Jahren wegen ihrer guten Verkehrsverbindung (Prag—Sachsen) und auch wegen der maschinell gut ausgestatteten und soliden Baumwollbetriebe als industrielles Erwartungsgebiet. Das Industriegebiet um Reichenberg, das bedeutendste Wirtschafts- und Kulturzentrum Nordböhmens, wurde, abgesehen von Prag, zum dichtest besiedelten Gebiet Böhmens<sup>250</sup>. So wuchs die Reichenberger Industrieregion — inklusive des Friedländer Ausläufers, der lange verkehrsmäßig isoliert und ein altes Leinen- und Tucherzeugungszentrum war — in den Jahren 1857 bis 1869 ähnlich schnell wie das Prag-Kladnoer Gebiet. Auch der Schluckenauer Ausläufer gehörte noch im Berichtszeitraum zu den bevölkerungsmäßig schnell wachsenden Gebieten, obwohl es hier nie zu einer Umorientierung auf maschinelle Produktion kam, weshalb auch die Städte Warnsdorf oder Rumburg den Charakter einer zersplitterten Industriegemeinde alten Typs beibehielten.

##### 5. Handelskammerbezirk Prag

Der Steinkohlenbergbau Mittelböhmens war in Kladno konzentriert. Er besaß die besten Bedingungen hinsichtlich des Eisenbahnnetzes und auch der Verbrauchsindustrie wie Eisenwerke, Maschinenfabriken sowie die Lebensmittelindustrie, davon besonders die Zuckerfabriken. Ein beträchtlicher Teil wurde von den Bergwerken selbst und den von ihnen zum Teil in Eigenregie betriebenen Eisenbahnen verbraucht. Der gesamte Kohlenverbrauch des Prager und Reichenberger Handelskammerbezirkes betrug im ersten Jahrzehnt des Berichtszeitraumes 3,5 Millionen Zentner, das war ein Viertel des mittelböhmischen Abbaues<sup>260</sup>. Bedingt durch die steigenden Holzpreise konnte auch die Kohle bis in die sechziger Jahre steigende Preise erzielen, so daß die Kohlenpreise um 30 bis 80 Prozent über jenen der englischen Kohle lagen<sup>261</sup>. Ende der fünfziger Jahre begann sich die Konkurrenz der Braunkohle Nordwestböhmens und Sachsens bemerkbar zu machen, die man ursprünglich verdrängen wollte und die zuletzt in der großen Krise zu einem 50prozentigen Preisverfall führte. Die mittelböhmischen Lager zählten zu den tiefsten Mitteleuropas und ihr Abbau war daher sehr kostenaufwendig<sup>262</sup>.

<sup>250</sup> K á r n í k o v á : Vývoj obyvatelstva 169.

<sup>260</sup> D i e s.: Vývoj uhelného průmyslu 114.

<sup>261</sup> E b e n d a 120.

<sup>262</sup> Dazu M a t ě j č e k, Jiří: K tvorbě důchodů v uhelném hornictví českých zemí a Německa do roku 1914 [Zur Ertragsentwicklung im Kohlenbergbau in den böhmischen Ländern und Deutschland bis zum Jahre 1914]. In: Studie o vývoji průmyslu a průmyslových oblastí. Bd. 2. Troppau 1972, S. 5—25.

Das Kladnoer Revier war schon sehr früh unter drei große kapitalkräftige Unternehmer aufgeteilt. Das Gebiet um Buschtěhrad gehörte seit 1848 Kaiser Ferdinand und war ursprünglich das größte Unternehmen<sup>263</sup>; Konkurrenz machte ihm R. Robert, der seinerseits wieder von der Kladnoer Steinkohlegewerkschaft in der Produktion überholt wurde<sup>264</sup>. Robert und die Kladnoer Steinkohlegewerkschaft schlossen sich 1857 zur Prager Eisen-Industriegesellschaft zusammen, die sich unter anderem in großem Ausmaß mit Kokerei beschäftigte. Der nördliche Teil des Beckens mit den größten Tiefen gehörte der Gesellschaft der Staatseisenbahnen<sup>265</sup>. Daneben gab es eine Reihe kleinerer Bergbaue. Die drei vorher genannten Großen schlossen sich 1858 zum ersten Kartell in Böhmen zusammen, das wegen seiner engen Verbindung zum Staatsapparat und der Beherrschung zweier Eisenbahnlinien die Preise diktieren konnte und deshalb von der privaten Industrie heftigst angegriffen wurde<sup>266</sup>. Im Kladnoer Revier kam es zu einer Reihe wichtiger Innovationen: Ende der sechziger Jahre zur Einführung des Dynamits und der elektrischen Zündung und Anfang der siebziger Jahre zur Verwendung von Kompressoren und zu ersten Versuchen mit Maschinenbohrern. In der großen Krise wurde das Kladnoer Revier am meisten geschädigt, weil die mit ihm eng zusammenarbeitenden Industrien besonders hart betroffen wurden. Im Rakonitzer Becken befand sich qualitativ hochwertige Kohle, die allerdings kaum lokalen Absatz fand und erst spät durch ein Eisenbahnnetz erschlossen wurde<sup>267</sup>. Hier dominierte der Großgrundbesitzer als Unternehmer: den Adligen Nostitz, Fürstenberg und Schwarzenberg stand ein einziger Bürgerlicher gegenüber — J. Herold. Ende der fünfziger bis Anfang der siebziger Jahre stieg die Produktion auf das Vierfache, erreichte damit aber kaum ein Zehntel des Kladnoer Abbaues. In der Gründerzeit kamen Neuunternehmer, die Aktiengesellschaft Moravia, die später eines der größten Unternehmen der böhmischen Länder werden sollte, und der Großhändler Guttman, hinzu. Das dritte bedeutende Unternehmen war 1874 die Rakonitzer Montan-AG; der Rest waren kleinere Unternehmen<sup>268</sup>. In dieser Zeit trat auch englisches Kapital in Erscheinung. Während der Krise wurde dieses Gebiet durch die benachbarte Konkurrenz der Braunkohle ebenfalls sehr hart getroffen. Es gab auch noch eine Reihe weiterer kleinerer Reviere, von denen nur das Schlaner hervorgehoben werden soll. Die Gruben befanden sich wieder hauptsächlich in den Händen des Hochadels (Clam-Martinitz), und man produzierte vor allem für den

<sup>263</sup> Schmidt von Bergenhold 309 f.

<sup>264</sup> Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag an das hohe k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten über den Zustand der Gewerbe, des Handels und die Verkehrsmittel im Jahre 1851. Prag 1852, 121 S. — Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag an das hohe k. k. Ministerium ... im Jahre 1852. Prag 1853, 115 S. — Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag an das hohe k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe, und öffentliche Bauten. Heft 1. Prag 1953, 115 S.

<sup>265</sup> Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag an das hohe k. k. Ministerium ... in den Jahren 1854—1858. Prag 1859, 219 S.

<sup>266</sup> Gruber, J.: Prager Handels- und Gewerbekammer 1850—1900. Prag 1900, S. 110.

<sup>267</sup> Kárníková: Vývoj uhelného průmyslu 121 f.

<sup>268</sup> Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag für das Jahr 1875 Prag 1879.

Lokalbedarf. In der Gründerzeit trat auch hier eine Aktiengesellschaft, nämlich Humboldt, in Erscheinung<sup>269</sup>.

Die Eisenbergbaue konzentrierten sich ebenfalls rings um Kladno. Hier sind vor allem der alte Bergbau von Hudlitz<sup>270</sup> sowie der bei Buschtěhrad, Neujoachimsthal und Maleschow zu nennen. Die Qualität des Eisens entsprach der der übrigen böhmischen Fundstellen, nur bei Nutschitz wurde eine über 50 Prozent eisenhaltige Substanz gefunden, welche die Prager Eisenindustriegesellschaft ausbeutete.

Silber wurde bei Přeboram und Kuttenberg, Blei und Zinkblende nur bei Přeboram abgebaut<sup>271</sup>. Im Jahre 1870 wurde Feinsilber im Wert von 1,6 Millionen Gulden produziert. Der Bergbau war ärarisch und verfügte über drei Wasserräder von 25 PS und vier Dampfmaschinen von 65 PS. Der ärarische Silberbergbau in Kuttenberg war bereits unbedeutend, hingegen wurden aus dem silberhaltigen Kupferkies bedeutende Mengen Schwarzkupfer gewonnen, die nach Nürnberg und Augsburg verkauft wurden. Dieser Bergbau wurde nach 1871 wieder aufgenommen<sup>272</sup>.

Zu Beginn unserer Berichtszeit werden 16 Hammerwerke erwähnt, von denen sieben in der großen Krise eingegangen sind. Zugrundegegangen sind die Werke in Hammerstadt, Pelles und Holoubkau. Neu gegründet wurden 1854 die Adalbertihütte in Kladno und 1869 die Eisen- und Stahlwarenfabrik Bubna. Im Jahre 1875 waren 11 Eisenwerke in Betrieb, darunter neun große. Am bedeutendsten war das Werk in Kladno, das ursprünglich Wenzel Novotny gehörte, der hier 1854 den ersten Kokshochofen Böhmens aufstellen ließ. 1857 übernahm dieses Werk die mit neun Millionen Gulden Gründungskapital ausgestattete Prager Eisenindustriegesellschaft, die es zum größten Eisenwerk der böhmischen Länder neben Witkowitz machte. Ende der fünfziger Jahre waren bereits über 1000 Personen beschäftigt, 1875 stieg deren Zahl auf 1429 an. Die Prager Eisenindustriegesellschaft betrieb auch den Eisenbergbau von Nutschitz und andere kleinere Werke. Nach finanziellen Schwierigkeiten im Jahr 1862 geriet sie völlig unter den Einfluß der Creditanstalt in Wien und wurde von dieser so beherrscht, daß sie sogar ihren Hauptsitz nach Wien verlegte. Ihre Produktion wurde von 1846 bis 1875 verdoppelt, wovon Kladno allein im Jahre 1875 im Wert von 2,2 Millionen produzierte. Die technische Ausstattung von Kladno bestand 1870 bereits aus 11 Dampfmaschinen mit 660 PS, die mit liegenden und stehenden Zylindergebläsen ausgestattet waren und mit Koks geheizt wurden. 1875 erfolgte die Stahlerzeugung mittels Bessemerbirnen. Im Jahre 1875 wurden in Kladno 14 000 Tonnen rohes und 6840 Tonnen weißes Roheisen produziert, wozu noch der Umguß von 7872 Tonnen altem Gußeisen kam<sup>273</sup>. Grobeisen, d. h. Walz- und Brückeisen, war das wich-

<sup>269</sup> Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag für das Jahr 1870. Prag 1873.

<sup>270</sup> Schmidt von Bergenhold 314.

<sup>271</sup> Der Bergwerksbetrieb Österreichs im Jahre 1875, S. 151. — In Přeboram wurde 1875 die beachtliche Tiefe von 1000 m erreicht. S c h e n k, Georg: Die Přeboramer 1.000-Meter-Feier im Jahre 1875. Wien 1975.

<sup>272</sup> Schmidt von Bergenhold 228.

<sup>273</sup> Sto let Kladenských železárén 8 ff. — Schmidt von Bergenhold 245 f.

tigste Produkt des Werkes in Komorau, später vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Hessen erworben und in fürstlich Hanauschen Besitz übergegangen. Im Jahre 1870 zählte es 347 Arbeitskräfte und 1875 511. Der Produktionswert betrug 1875 592 624 Gulden. Komorau verwendete als erstes Werk Böhmens zum Ausglühen der Bleche anstelle von Wasserhämmern Walzen und führte auch die Sandformerei ein. Hier wurden auch Kanonengeschöße, Ofen, Eisenmaschinen und Drahtstifte erzeugt<sup>274</sup>. Eisen und Eisenwaren erzeugte das dem Fürsten Fürstenberg gehörige Werk in Königshof, das 1870 158 Arbeitskräfte zählte, und neben einem obersechlechtigem Wasserrad von 15 PS auch zwei Jonvalsche Turbinen von 8 PS und ein Lokomobile von 10 PS im Einsatz hatte. Im Jahre 1875 zählte es 127 Beschäftigte und erzielte eine Produktion im Wert von 453 000 Gulden. Althütten bei Beraun und Popowitz gehörte Fürst Schwarzenberg, beschäftigte 1870 573 Arbeiter und verfügte über 7 Wasserräder, 3 Turbinen und eine Dampfmaschine von 14 PS. Im Jahre 1875 waren insgesamt 349 Arbeiter beschäftigt, der Produktionswert betrug 154 000 Gulden. Insgesamt erreichten die Produkte der neun großen Eisenhütten im Prager Handelskammerbezirk einen Wert von über vier Millionen Gulden. Davon entfielen 157 000 Doppelzentner auf Puddelöfen, 113 000 auf Streck-, Zain- und Feiseisen, 80 510 auf gewalztes Eisen und 63 000 Doppelzentner auf Schienen.

Bei der Maschinenindustrie wird folgendes unterschieden: Die Maschinenfabriken allgemeiner Natur, welche Dampfmaschinen und Motoren herstellen, zweitens die Produzenten von Transportmitteln und Reparaturwerkstätten, insbesondere für die Eisenbahngesellschaften, und drittens die Hersteller landwirtschaftlicher Maschinen. Von Anfang an und den gesamten Berichtszeitraum hindurch bestanden fünf große Unternehmen, ca. 25 wurden vor allem in der Gründerzeit neu ins Leben gerufen, von denen drei wieder eingingen. Dazu gehörten zwei landwirtschaftliche Maschinenfabriken in Smichow von Julius Carow<sup>275</sup>, die 1870 noch 48 Arbeiter zählten, eine in Karolinenthal, die 1870 352 Arbeitskräfte beschäftigte, und eine Eisenbahnmaterialienfabrik in Bubna, die 1870 noch 740 Arbeitskräfte zählte und bis zu ihrem Konkurs von Dr. Straußberg gepachtet war. Der Produktionswert aller dieser Unternehmen betrug im Jahre 1870 ca. 10 Millionen Gulden. Allein die Maschinenfabriken, die Dampfmaschinen und Motoren herstellten, zählten im Jahre 1875 19 Unternehmen mit 2500 Arbeitern und gaben einen Produktionswert von 6 Millionen Gulden an. Jedoch war 1875 nur eine vierzigprozentige Auslastung dieser Betriebe gegeben. Die beiden bedeutendsten Unternehmen waren die Prager Maschinenbau AG, vormals Ruston & Co, und die Waggonfabrik Tatra in Smichow. Erstere wurde 1850 von Ruston und Evans übernommen, wobei 1854 noch weitere Teilhaber auftraten. Im Jahre 1869 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Bereits ein Jahr danach konn-

<sup>274</sup> Hofmann, Gustav: Vývoj železáren v druhé polovině devatenáctého století a počátky dělnického hnutí [Die Entwicklung der Eisenwerke in der 2. Hälfte d. 19. Jh. und die Anfänge der Arbeiterbewegung]. In: Sb Komárov 1960, S. 24. — Großindustrie Österreichs II (1898), 235.

<sup>275</sup> E b e n d a III (1908), 332.

ten Dividenden in Höhe von zehn Prozent ausgezahlt werden<sup>276</sup>. In einer eigenen Schiffswerft wurden die ersten eisernen Dampfer gebaut, die unter anderem nach Norddeutschland verkauft wurden. Seit 1863 bestand eine eigene Brückenbauanstalt. 1855 wurde der Bau von Gasbehältern für Ungarn sowie von Einrichtungen für Mühlen und Zuckerfabriken aufgenommen. Seit 1858 wurden auch Lokomotiven und Hochofenanlagen gebaut. Im Jahre 1863 wurde die erste Wasserturbine nach Trautenau geliefert. 1851 bis 1858 wurde der Umsatz von 110 000 auf 187 000 Gulden gesteigert, wobei Exporte nach Rumänien und Rußland bedeutend waren. Die Krise von 1873 ging an diesem Betrieb fast spurlos vorüber. Die Arbeiterzahl, die sich Anfang der fünfziger Jahre bei 150 bewegte, stieg Ende der sechziger Jahre auf 350 und bis 1875 auf nahezu 1200. Die Fabrik war mit zwei Dampfmaschinen à 60 PS und einer Dampfmaschine à 40 PS ausgestattet<sup>277</sup>. Die Waggonfabrik in Smichow, 1852 gegründet, erzeugte in den fünfziger Jahren bereits jährlich ca. 700 Waggon. Im Jahre 1852 waren 120 Arbeiter beschäftigt, bis 1854 stieg deren Zahl auf 230, in den sechziger Jahren kam es zu großen Entlassungen — 140 Arbeiter —, zwischen 1872 und 1874 wurde die Firma durch Umbau vergrößert. In der großen Krise schwankten die Arbeiterzahlen stark. Im Jahre 1870 werden in der Firma Ringhoffer 318 Beschäftigte in Smichow angegeben und weitere 295 in Karolinenthal, für 1893 wird — vermutlich für den gesamten Konzern Ringhoffers — eine Beschäftigtenzahl von 2200 Arbeitern und 78 Beamten genannt, wobei allerdings im gleichen Jahr noch große Entlassungen erfolgten. In Smichow waren 1870 zwei Dampfmaschinen mit 24 PS, in Karolinenthal drei mit 21 PS im Einsatz<sup>278</sup>. Hinzu kam eine Kupfer- und Kesselschmiede. Einrichtungen für Spiritusbrennereien und Bierbrauereien wurden vor allem nach Rußland, Finnland, Deutschland und Rumänien geliefert. Ringhoffer war zweimal Bürgermeister von Smichow und auch als Politiker tätig. Kaiser Franz Joseph erhob ihn in den Freiherrnstand<sup>279</sup>. Eine weitere große Fabrik gehörte Breitfeld und Evans in Prag. Breitfeld hat sich als erster in Böhmen mit dem Bau von Zuckerfabrikseinrichtungen befaßt. Ein Ingenieur dieses Unternehmens, Čeněk Daněk, machte sich 1854 selbständig. Beide Fabriken wurden 1872 von der Živno-Bank und der Allgemeinen Böhmisches Bank aufgekauft. Die früheren Besitzer konnten sich nicht nur ihre führenden Positionen, sondern auch Anteile an der Aktiengesellschaft sichern. Ein Jahr zuvor war die Erste Böhmisches-Mährische Maschinenfabriks-AG in Prag entstanden<sup>280</sup>.

Borrosch und Eichmann leiteten ihr Unternehmen für landwirtschaftliche Maschinen in Prag. In Althütten bestand eine zweite Fabrik dieser Art von William A. Stone, die 1873 gegründet wurde<sup>281</sup>. Karl Umrath betrieb eine Eisengießerei, eine Kesselschmiede sowie eine Lokomobilfabrik und erzeugte auch landwirtschaft-

<sup>276</sup> V r b o v á : Hlavní otázky 94.

<sup>277</sup> 75 Jahre Maschinenbau AG (1832—1907), S. 6 ff.

<sup>278</sup> Č h v o j k o v á , Marie: Vagonka Tatra Smichov [Waggonfabrik Tatra Smichov]. Prag 1968, S. 15 ff. — Der Ringhofferkonzern in Wort und Bild (1871—1927). Prag 1927.

<sup>279</sup> Großindustrie Österreichs III (1898), 105—110.

<sup>280</sup> V r b o v á : Hlavní otázky 98. — Großindustrie Österreichs II (1908), 265.

<sup>281</sup> Großindustrie Österreichs III (1898), 118.

liche Maschinen<sup>282</sup>. In Althütten bestand eine Motorenfabrik von Fürst Colloredo-Mannsfeld, die 1870 158 Arbeiter zählte, in Königsaal bei Wran eine Motorenfabrik von Gottlieb Haase & Söhne, die 1870 89 Arbeiter beschäftigte. Weiters gab es eine Gießerei und Maschinenfabrik von Josef Prokop, 1860 gegründet, in Pardubitz, die hauptsächlich Mühleneinrichtungen produzierte<sup>283</sup>, und eine kleinere Maschinenfabrik in Kolin, 1868 von Carl Wiesner gegründet. Es gab auch mehrere Großreparaturwerkstätten der Eisenbahngesellschaften, wie die 1872 in Bubna gegründete, die 1875 bereits 700 Arbeiter zählte.

In der Blech-, Metall- und Gußwarenerzeugung war ein Unternehmen in Smichow führend, das im Jahre 1870 105 Arbeitskräfte zählte und über eine Dampfmaschine von 10 PS verfügte. Der Wert der Produktion betrug 367 000 Gulden. Eisengeschirr wurde in Hořowitz und Neujoachimsthal sowie in Komorau erzeugt. In Prag gab es eine Luxus- und Jagdwaffenerzeugung von A. V. Lebeda & Söhne mit 67 Beschäftigten im Jahre 1870. Die Nähmaschinenfabrik des Johann Klima, 1864 gegründet, zählte 151 Beschäftigte und hatte zwei Dampfmaschinen à 16 PS.

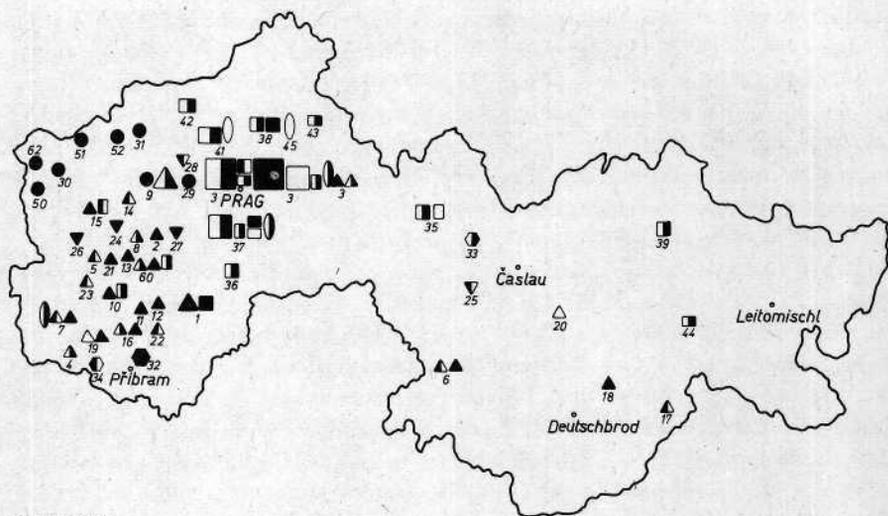
Bei der Hohlglaserzeugung gab es größere Unternehmen, während es sich bei der Glasschleiferei meist um Kleinbetriebe handelte<sup>284</sup>. In der Hohlglasindustrie bestanden zehn Betriebe den ganzen Berichtszeitraum hindurch, davon im Jahre 1870 zwei mit Steinkohlen-, der Rest mit Holzfeuerung. Drei Betriebe wurden neu gegründet, davon ging einer ein. Diese Neugründungen erfolgten in Moran, Antonienthal und St. Margarethen, wobei der letzte Betrieb auch einging. In der Glasschleiferei existierten zwei Betriebe durchgehend, fünf Neugründungen erfolgten in Josephsthal, Kochanow, Deutschbrod, Schützensdorf und Radnow; letzterer ging wieder ein. Bei Hohlglas ging der Produktionswert vom Jahr 1857 bis zum Jahre 1870 von 543 000 Gulden auf 539 000 Gulden zurück. Es wurde vor allem Bouteillen-Glas künstlich gefärbt und weißes Schleif- und Kristallglas erzeugt. Zu den bedeutendsten Glashütten zählten Glashof bei Simmersdorf, im Besitz von Franz Kůš<sup>285</sup>, wo 1870 34 Personen beschäftigt waren, die St. Johanneshütte bei Světlá, im Besitz von Johann Wagner, wo 1870 34 Personen beschäftigt waren, und Wostrow, im Besitz von Johann Rückl, wo 1870 29 Personen beschäftigt waren. Die im Jahre 1874 von Josef Inwald in Deutsch-Schützensdorf gegründete Glasfabrik war später eine der besteingerichteten Glasraffinerien der Monarchie und beschäftigte mehrere 100 Arbeiter. Der Produktionswert bei geschliffenem Glas stieg zwischen 1865 und 1870 von 122 000 Gulden auf 216 000 Gulden, wobei sich der Beschäftigtenstand von 258 auf 600 Arbeiter erhöhte. Erzeugnisse waren vor allem geschliffene Service und andere Gattungen von Hohlglas. Die größten Betriebe bestanden in Josephsthal seit 1862, wo 1870 92 Arbeiter beschäftigt waren und ein Oberschlechtes Wasserrad und eine Dampfmaschine mit 8 PS im Einsatz standen, weiters in Pollerskirchen, wo bei ähnlicher technischer Ausstattung 77 Arbeiter beschäftigt waren, und in Světlá, wo man 1870 75 Arbeits-

<sup>282</sup> E b e n d a 121.

<sup>283</sup> E b e n d a 103. — H a m p l o v á 62.

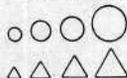
<sup>284</sup> Es gab im gesamten Kammerbezirk nur eine, bereits 1792 gegründete, Fabrik, die Tafelglas herstellte: Firma Hafenbrödl in Heraletz. L a h m e r : Glasgeschichtliches 186.

<sup>285</sup> E b e n d a 185.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



- ▲ ■ □ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
- △ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
- ▲ ■ □ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
- △ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

- |                              |                                 |  |
|------------------------------|---------------------------------|--|
| △ Eisenwerke                 | 25. Maleschau                   |  |
| 1. Althütten bei Dobříš      | 26. Krušná Hora                 |  |
| 2. Althütten bei Beraun      | 27. Nučitz                      |  |
| 3. Karolinenthal-Bubna       | 28. Rapitz                      |  |
| 4. Dobřív                    | ○ Kohlenbergbau                 |  |
| 5. Franzensthal              | 9. Kladno                       |  |
| 6. Hammerstadt bei Ledec     | 29. Buschtěhrad                 |  |
| 7. Holoubkau                 | 30. Rakonitz                    |  |
| 8. Karlshütte, Königshof     | 31. Schlán                      |  |
| 9. Kladno und Adalbertihütte | 50. Lubna                       |  |
| 10. Komorau, Komarau         | 51. Lužna                       |  |
| 11. Giftberg                 | 52. Studňowes                   |  |
| 12. Jinetz                   | 62. Přílep                      |  |
| 13. Tihawa                   | ○ Metallbergbau                 |  |
| 14. Neuhütten                | 32. Přebiram                    |  |
| 15. Neu-Joachimsthal         | 33. Kuttenberg                  |  |
| 16. Obecnitz                 | 34. Birkenberg                  |  |
| 17. Pelles                   | □ Motoren u. Maschinenindustrie |  |
| 18. Ransko                   | 35. Kolin                       |  |
| 19. Straszitz                | 3. Prag                         |  |
| 20. Třemoschnitz             | 36. Königsaal, Wran             |  |
| 21. Cerhowitz                | 37. Smichow                     |  |
| 22. Jinetz                   | 38. Holeschowitz-Bubna          |  |
| 23. Zbirow                   | 1. Althütten                    |  |
| 60. Hořowitz                 | 39. Pardubitz                   |  |
| △ Eisenbergbau               |                                 |  |
| 24. Hudlitz                  |                                 |  |
|                              |                                 | □ Email- u. Gußwaren, Blech-Metall-Eisen, Nähmaschinen-erzeugung |
|                              |                                 | 37. Smichow  |
|                              |                                 | 35. Kolin  |
|                              |                                 | 60. Hořowitz   |
|                              |                                 | 15. Neu-Joachimsthal   |
|                              |                                 | 10. Komorau, Komarau   |
|                              |                                 | 3. Prag  |
|                              |                                 | □ Mechanische Werkstätten, Landwirtschaftliche Maschinen         |
|                              |                                 | 41. Bubna  |
|                              |                                 | 3. Prag  |
|                              |                                 | 42. Kralup   |
|                              |                                 | 43. Nimburg  |
|                              |                                 | 44. Chrudim  |
|                              |                                 | 37. Smichow  |
|                              |                                 | ○ Sonstiges  |
|                              |                                 | 45. Lieben   |
|                              |                                 | 41. Bubna  |
|                              |                                 | 37. Smichow  |
|                              |                                 | 3. Prag  |
|                              |                                 | 7. Holoubkau   |

Karte 16: Handelskammerbezirk Prag

kräfte zählte. Ein Betrieb gleicher Kapazität befand sich in Deutschbrod und gehörte ebenfalls Josef Inwald<sup>286</sup>.

Die Ziegelbrennereien konnten infolge des Einsatzes von Ringöfen und technischen Verbesserungen ihre Produktion trotz herabgesetzter Beschäftigtenzahl stark steigern und unterlagen einem Konzentrationsprozeß. Im Jahre 1856 zählte man im Handelskammerbezirk 412 Ziegelbrennereien, 1870 nur mehr 205. Im Jahre 1875 werden überhaupt nur 34 größere Ziegelbrennereien angeführt. Die Anzahl der in der Ziegelbrennerei beschäftigten Personen fiel von 1857 bis 1875 von 1860 auf 612, darunter 175 Frauen und 34 Kinder. Der Produktionswert fiel von 1857 bis 1870 von 533 000 Gulden auf 477 000 Gulden und dann bis 1875 infolge der Krise auf 270 000 Gulden. Dies widerspiegelt auch den Preisverfall der Ziegel. In Lahowitz existierte eine Tonwaren-Kunst-Ziegelei des Fürsten Karl von Ottingen-Wallerstein, die 1870 48 Personen beschäftigte und eine Dampfmaschine von 10 PS verwendete. Die Siderolithwarenfabrik des A. Heřmann in Prag zählte 1865 36 Arbeiter und erzielte einen Produktionswert von 12 000 Gulden. 1870 verwendete sie eine Dampfmaschine von 4 PS. Mitte der siebziger Jahre entstand in Rakonitz eine Schamottewaren-, Mosaikplatten- und Ofenfabrik von Kasalowski & Sommerschuh<sup>287</sup>. Tonpfeifen wurden in Kolin hergestellt, wo 1870 acht Personen beschäftigt waren.

Die Porzellanfabrik in Smichow ging 1842 an Hoffmannsthal & Kriegl über und erzeugte vor allem künstlerisch wertvolle Porzellanplastiken. In den fünfziger Jahren allerdings erfolgte eine Kommerzialisierung, die Geschirrerzeugung wurde aufgegeben und nur mehr technisches Porzellan hergestellt. 1865 zählte das Unternehmen 300 Arbeiter, die Hälfte davon Frauen, und produzierte im Wert von 225 000 Gulden. 1870 sank die Arbeiterzahl auf 269 und der Produktionswert fiel auf 215 000 Gulden. Infolge der Krise ging die Arbeiterzahl bis 1875 auf 193 zurück, 131 Frauen und 62 Kinder, und der Produktionswert auf 147 000 Gulden. Der Export erfolgte vor allem in die Walachei, Levante, nach Griechenland, später nach England, Deutschland und Amerika. Im Jahre 1870 waren zwei Dampfmaschinen mit 20 PS in Betrieb. Die Produktion bestand aus Tafel-, Kaffee- und Teeservice, Blumenvasen, Blumentöpfen und anderen Luxusgegenständen, Waschgarnituren, Badewannen, Telegraphenglocken und Porzellannägeln<sup>288</sup>.

In Podol wurde 1872 eine Zementfabrik gegründet, die der böhmischen Aktiengesellschaft zur Gewinnung und Verwertung von Baumaterial in Prag gehörte. Im Jahre 1875 beschäftigte diese 19 Arbeiter und verfügte über eine Dampfmaschine von 100 PS. Die Produktion betrug 18 000 Doppelzentner Zement im Wert von 50 000 Gulden. Eine zweite Zementfabrik wurde von Max Herget im Jahre 1870 in Radotin errichtet.

Die chemische Industrie beschäftigte im Jahre 1865 319 Arbeiter und erzeugte Waren im Wert von 1 170 000 Gulden; bis 1870 erhöhte sich der Warenwert auf 1 440 000 Gulden. Im Jahre 1875 waren bereits 823 Arbeiter, darunter 41 Frauen und 60 Kinder, beschäftigt und der Warenwert stieg auf 3 165 000 Gulden. In

<sup>286</sup> Großindustrie Österreichs II (1898), 172.

<sup>287</sup> E b e n d a 63—66.

<sup>288</sup> P o c h e 54. — W e b e r 56, 120 f.

erster Linie wurden 34 000 Zentner Schwefelsäure, 19 500 Zentner Superphosphat, 16 200 Zentner Kalisalpeter und 12 000 Zentner Salzsäure erzeugt. Das größte Mineralwerk war das des Grafen Auersperg in Lukawitz, dem auch ein Bergbau angeschlossen war<sup>289</sup>. 1867 zählte dieser 58 Arbeiter, man erzeugte vor allem Schwefelsäure, Salpetersäure und Eisenvitriol. Weitere Werke waren in Drozdov und Kralup. Eine Zündhütchen- und Patronenfabrik von Sellier & Bellot (gegründet 1825) bestand in der Nähe von Prag, diese beschäftigte 1857 ca. 100 Arbeiter, die Produktion belief sich im Jahre 1865 auf 180 Millionen Stück im Wert von 80 000 Gulden. Im Jahre 1875 waren 177 Arbeiter beschäftigt, davon 97 Frauen und 25 Kinder, und der Produktionswert erreichte 525 000 Gulden. Die Erzeugnisse wurden im Inland abgesetzt, aber auch nach Rußland, Italien, Spanien, in den Orient und nach Ägypten exportiert. Im Jahre 1870 stand eine Dampfmaschine mit 6 PS in Verwendung. Nach dem Tode von Louise Sellier wurde das Unternehmen 1875 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt<sup>290</sup>. Dynamit wurde in Zámky von 40 Arbeitern erzeugt, wobei 1875 drei Dampfmaschinen mit 15 PS im Einsatz standen. Im Jahre 1854 gründete A. M. Pollak in Prag eine Zündwarenfabrik als Zweigfirma eines Wiener Unternehmens. Im Jahre 1870 beschäftigte diese 75 Arbeiter, darunter 40 Frauen und 17 Kinder; es stand auch eine Dampfmaschine zur Verfügung. Eine Zündholzerzeugung von Gustav Adolf Hoffmann & Sohn bestand in Wysotschan, die, 1846 gegründet, 1870 bereits wieder außer Betrieb war. Die Zündwarenfabrik in Chrast wurde 1852 von Franz R. Patočka & Sohn gegründet. In den Jahren 1870 bis 1875 existierten im Bezirk sieben Zündwarenfabriken, die 1870 einen Produktionswert von 280 000 und 1875 von 256 000 Gulden erzielten. Eine Schieß- und Sprengpulvermühle in Štěchowitz zählte 1875 35 Arbeiter und produzierte 1400 Doppelzentner Schieß- und Sprengpulver. Eine Wagenfett-, Dachpappe- und Asphaltfabrik wurde 1868 von Josef Fillén in Prag gegründet, die seit 1876 die Erzeugung von Teerprodukten aufnahm<sup>291</sup>. Eine Lack- und Firnisfabrik von Josef Eichler bestand in Wisotschan bei Prag. Sie wurde in den sechziger Jahren vergrößert<sup>292</sup>. 1865 scheint die Gummi- und Guttaperchawarenfabrik Pick & Winterstein in Prag auf, die über vier Walzwerke verfügte, aber nur vier Arbeiter zählte. Sie erzeugte technische Artikel aus vulkanisiertem Gummi wie Ringe, Pumpen, Schläuche, Armaturen und Zentrifugen im Wert von 100 000 Gulden jährlich. Seit 1857 gab es in Prag zwei chemische Fabriken der Firma Brosche, von denen die eine 42 und die andere 50 Arbeiter zählte. Im Jahre 1870 wurde Leuchtgas im Wert von 522 600 Gulden, im Jahre 1875 im Wert von 970 000 Gulden hergestellt. 1875 betrug die Produktion 17,9 Millionen Doppelzentner Gas, in vier Werken waren 242 Arbeiter beschäftigt. Die Breslauer Gasbeleuchtungsanstalt errichtete 1847 in Karolinenthal ein Gaswerk, das 1870 50 Ar-

<sup>289</sup> Hain 199.

<sup>290</sup> Blechta, František: Továrny na střelné zápalky a náboje dřívě Sellier a Bellot v Praze [Prager Zündwaren- und Patronenfabriken früher Sellier und Bellot]. Příspěvky k historii československého chemického průmyslu 7 (1979) 15 f. — Großindustrie Österreichs II (1908), 169 f.

<sup>291</sup> E b e n d a 334.

<sup>292</sup> E b e n d a 252.

beiter beschäftigte und über zwei Dampfmaschinen mit 12 Pferdestärken verfügte. Diesem folgte 1858 das Gaswerk der „Allgemeinen Österreichischen Gasgesellschaft in Triest“ in Smichow. Das Gaswerk in Petschek versorgte vor allem die Zuckerfabrik. Weiters bestand seit 1870 ein Gaswerk in Prag-Weinberge, das zwei Dampfmaschinen mit je 10 PS besaß und 153 Arbeiter beschäftigte.

Im Prager Bezirk waren etwa 155 größere Brettsägen in Betrieb. Wesentlich zu einer Vergrößerung des Betriebsumfanges trugen die Dampfbrettsägen bei, wobei die ersten drei 1865 aufscheinen. 1875 zählte der Bezirk bereits 25 Dampfbrettsägen; 700 Arbeiter waren in dieser Sägeindustrie beschäftigt. Der Produktionswert betrug 1870 über eine Million Gulden und erreichte 1875 1,4 Millionen Gulden. Die drei von den Gebrüdern Klein gegründeten Dampfbrettsägen befanden sich in Strašic, Slichov und Holaubkau. Alle drei verfügten über relativ große Dampfmaschinen von 32 bis 50 PS mit mehreren Gattersägen und Zirkularsägen. Sie beschäftigten pro Betrieb 90 bis 110 Arbeiter. 1859 bestand in Dobříš eine Dampfbrettsäge des Fürsten Colloredo-Mannsfeld und seit 1865 eine weitere in Zbirov mit 98 Arbeitern. In Goltsch-Jenikau gründete Josef Silberstern im Jahre 1848 ein Dampfsägewerk in Verbindung mit einer Holzhandlung<sup>293</sup>. Die Parkettfabrik in Prag beschäftigte 1870 40 Arbeiter und erzeugte 260 000 Stück Parketten im Wert von 300 000 Gulden. In Bubentsch führte Friedrich Röhrs eine Kunsttischlerei und Fabrik für Möbel und Dekorationsarbeiten, die zeitweise an die 100 Arbeiter zählte<sup>294</sup>. In Prag existierten 1875 zwei weitere Bautischlereien mit zusammen ca. 100 Arbeitern, die Fenster und Holztüren im Wert von 80 000 Gulden herstellten.

Die Papiererzeugung hatte im Prager Kreis ihr zweitwichtigstes Zentrum Böhmens. Ende der fünfziger Jahre existierten hier zwei Maschinenpapierfabriken und noch 18 alte Papiermühlen. Die beiden Maschinenpapierfabriken waren Vorder-Owenetz und Wran. Der Produktionswert betrug insgesamt 420 000 Gulden, wobei auf die Papiermühlen 76 000 Gulden entfielen. Bis 1875 erhöhte sich der Produktionswert auf 700 000 Gulden. Im Jahre 1865 existierten bereits drei Maschinenpapierfabriken, davon eine ab 1861 in Hinterwasser, während sich die Zahl der Papiermühlen auf sieben verringert hatte. Die Papierfabrik Vorder-Owenetz, die Karl Bellmann gehörte, beschäftigte 1870 95 Arbeiter, darunter 65 Frauen, und verfügte über sechs Wasserräder, eine Turbine und zwei Dampfmaschinen von 30 PS. Mit Abstand die größte war die Papierfabrik von Gottlieb Haase & Söhne in Wran mit 220 Arbeitern, darunter 130 Frauen, drei Turbinen und vier Dampfmaschinen mit 80 PS. Gottlieb Haase & Söhne verfügten auch über eine Buchdruckerei und Buchdruckerletternherstellung in Prag mit 139 Arbeitern und einer Dampfkraft von 18 PS im Jahre 1865<sup>295</sup>. In Prag existierte weiters die Buntpapierfabrik Karl und Wilhelm Weiß, die 1870 165 Arbeiter zählte, darunter 90 Frauen und 35 Kinder<sup>296</sup>. Im Jahre 1875 hatte diese nur mehr 42 Arbeiterinnen und vier Kinder. In Bubentsch gründete Piette im Jahre 1869 eine

<sup>293</sup> E b e n d a II (1908), 369.

<sup>294</sup> E b e n d a VI (1898), 233.

<sup>295</sup> E b e n d a 146 f.

<sup>296</sup> E b e n d a V, 28.

Zigarettenpapierfabrik. Er hatte vorher bereits die Papierfabrik „Kaisermühle“ bei Prag gepachtet und 1866 die Freiheiter (Reichenberger Handelskammerbezirk) Papierfabrik erworben. Die Firma Piette erzeugte vor allem Zigarettenpapier nach französischer Art und exportierte dieses nach Südamerika und Ostindien. Im Jahre 1875 wurde die Fabrik „Kaisermühle“ an R. Kubik verpachtet. Piette betrieb auch eine Tapetenfabrik in Prag-Dejvitz mit 16 Arbeitskräften, die 1875 2800 Dutzend Rollos im Wert von 30 000 Gulden erzeugte<sup>297</sup>. Eine weitere Tapetenfabrik gründete Robert Sieburger im Jahre 1847 in Vorder-Owenetz. Diese beschäftigte im Jahre 1870 80 Arbeiter, darunter 30 Kinder. Sie besaß Niederlassungen in Wien und Pest und war in der großen Krise nur zur Hälfte ausgelastet. Im Jahre 1865 gründete Siegmund Weiser in Sasso eine Zigarettenpapierfabrik, die sehr großen Aufschwung nahm<sup>298</sup>.

Die Zuckerfabrikation entwickelte sich im Berichtszeitraum im Prager Handelskammerbezirk enorm. Am Beginn der Periode bestanden 16 Fabriken, von denen sich 14 bis zum Ende hielten. Im Berichtszeitraum wurden 64 Fabriken neu gegründet, allerdings gingen 6 von diesen sehr rasch wieder zugrunde. Somit bestanden 1875 noch 70 Zuckerfabriken. Die Zahl der Beschäftigten in der Zuckerindustrie belief sich 1865 auf 11 500 Personen, darunter waren 3300 Frauen und 670 Kinder, bis 1869 stieg diese auf 23 000 Personen an und fiel bis 1875 wieder auf 19 000 Arbeiter ab, davon waren 5600 Frauen und 700 Kinder. Der Produktionswert der Zuckerindustrie betrug anfangs 8,8 Millionen Gulden, erhöhte sich bis 1870 auf 19 Millionen Gulden und erreichte 1875 23 Millionen Gulden. Die Fusionsmethode verdrängte bis zum Ende der Berichtszeit alle älteren Verfahren. Im Jahre 1875 wurden 417 000 Doppelzentner Rohzucker, 229 000 Doppelzentner weiße Ware und 218 000 Doppelzentner Melasse und Sirup erzeugt. Die älteren Zuckerfabriken waren zumeist noch von den adeligen Grundherrn gegründet worden, während in der Gründerzeit die Aktiengesellschaften verstärkt auftraten, die in der Krise häufig ihren Besitzer wechselten. Im Jahre 1875 waren in einer Zuckerfabrik durchschnittlich 270 Personen beschäftigt, allerdings zumeist nur während der Kampagne<sup>299</sup>.

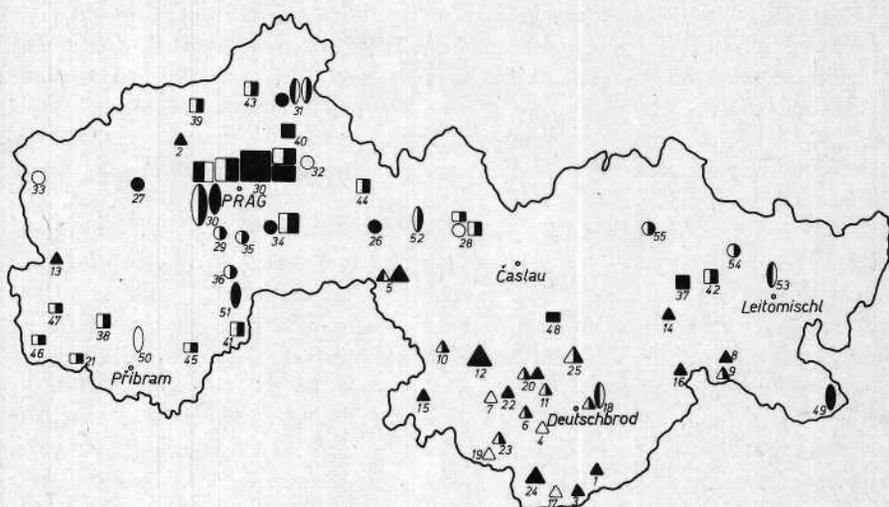
Die Bierproduktion stagnierte im Zeitraum von 1859 bis 1865 bei einem Ausstoß von ca. 1,5 bis 1,6 Millionen Eimern und stieg bis 1870 auf 1,7 Millionen Eimer mit einem Wert von 7,4 Millionen Gulden. In der Krise erhöhte sich — obwohl mehrere Brauhäuser ihren Betrieb einstellten — die Menge des erzeugten Bieres auf 2,5 Millionen Eimer. Die bedeutendsten Brauereien 1874 waren in Prag die Firma Kittl mit einer Produktion von 40 000 Eimern und die neugegründete Aktienbrauerei in Smichow mit einem Ausstoß von 120 000 Eimern im gleichen Jahr<sup>300</sup>. Der Firma Ringhoffer gehörte die Großbrauerei in Großpopowitz, die

<sup>297</sup> E b e n d a 35 f., 43.

<sup>298</sup> E b e n d a 49 f.

<sup>299</sup> Da es sich bei den Zuckerfabriken im Prager Handels- und Gewerbekammerbezirk um sehr viele und oft gleich große Unternehmen handelt, sind bei allen die Besitzer und das Gründungsjahr in den Erläuterungen der Industriekarten angeführt.

<sup>300</sup> Beiträge zur Statistik der österreichischen Industrie. In: Nachrichten über Industrie, Handel und Verkehr aus dem Statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. Wien 1873—1876, S. 436 f.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



● ▲ ■ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche  
 ◐ ◑ ◒ ◓ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr  
 ◔ ◕ ◖ ◗ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche  
 ○ △ □ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

## △ Glaserzeugung

1. Antonienthal bei Stecken
2. Eichthal bei Wolwarn
3. Glashof bei Simmersdorf
4. Guttenbrunn
5. Sazau
6. Johanneshütte
7. St. Margarethen
8. Marienwald
9. Millay
10. Mořan
11. Pawlow
12. Tasitz
13. Theresienthal
14. Unter Bradlo
15. Wostrow, Unterkralowitz
16. Heraletz

## △ Geschliffenes Glas

17. Pollerskirchen
18. Deutschbrod
19. Radnow
20. Josefthal
22. Swětla
23. Kochanow
24. Simmersdorf
5. Sazau
12. Tasitz
25. Deutsch-Schützendorf

## ○ Tonwaren, Ziegelnereien, Zement- u. Porzellanerzeugung

26. Kouřim
27. Kladno
28. Kolin
29. Lahowitz
30. Prag
31. Vorder-Owenetz
32. Zaběhlitz
33. Rakonitz
34. Smichow
35. Podol
36. Radotin
54. Hohenmauth
55. Pardubitz

## □ Chemische Industrie u. einschlägige Erzeugnisse

37. Lukawitz
38. Drozdow
39. Kralup
40. Lieben
28. Kolin
30. Prag-Wysotschan
41. Stechowitz
42. Chrast
43. Zámky
30. Prag-Karolinenthal

30. Prag-Weinberge
44. Petschek
30. Prag
30. Prag-Střešowitz
34. Prag-Smichow

## □ Holzindustrie

45. Dobříš
30. Prag-Bubentsch
46. Holaubkau
28. Kolin
30. Prag-Smichow
47. Zbirow
48. Goltsch-Jenikau
30. Prag-Weinberge
30. Prag-Modřan
21. Strašic

## ○ Papierindustrie

30. Prag-Bubentsch
30. Prag-Dejvitz
49. Hinterwasser
50. Lochowitz, Wobora
30. Prag
31. Vorder-Owenetz
51. Wran
52. Sassow
53. Nedoschin
18. Deutsch-Brod

Karte 17: Handelskammerbezirk Prag

1875 gegründet worden war und über ein Doppelsudwerk und eine Dampfkochung verfügte<sup>301</sup>. Spiritus wurde im Jahre 1875 in 125 Brennereien von 1220 Arbeitern hergestellt; es wurden 420 000 Eimer erzeugt. Der Wert der Spirituserzeugung stieg von 1865 bis 1875 von 3,3 auf 5 Millionen Gulden. In Poděbrad bestand seit 1863 eine Kunstmühle mit einer Turbine von 85 PS. Die erste privilegierte Dampfmühlengesellschaft gründete 1846 eine Dampfmühle in Smichov, deren Direktor Ignaz Korda war.

Zichorienkaffee und Kaffeesurrogate wurden auch in Welim erzeugt. Die Firma beschäftigte im Jahre 1870 70 Arbeitskräfte, die 24 000 Surrogate mit einem Produktionswert von 208 000 Gulden erzeugten. Eine Schokolade- und Kanditenerzeugung bestand in Prag mit 180 Arbeitern, darunter 127 Frauen. Sie verfügte im Jahre 1875 über zwei Dampfmaschinen. Hier bestand auch die einzige große Selchwarenfabrik, die Johann Dlouhý 1870 gründete<sup>302</sup>. Die Tabakfabrik in Sedletz hatte 1865 325 Arbeiter und produzierte 2232 Zentner. Im Jahre 1870 zählte sie 2259 Arbeiter, darunter 1942 Frauen, die Produktion erreichte 96 376 Zentner. Im Jahre 1875 erhöhte sich die Arbeiterzahl auf 2408, darunter 2100 Frauen, und die Produktion auf 70 000 Doppelzentner. Eine zweite, etwas kleinere staatliche Fabrik befand sich in Landskron, die im Jahre 1875 158 Arbeiter zählte, darunter 620 Frauen, und 31,4 Millionen Stück Zigarren erzeugte. Der Produktionswert von Sedletz und Landskron zusammengenommen ergab 8,4 Millionen Gulden.

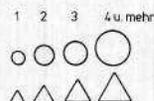
Von Anfang an existierten im Bezirk fünf Baumwollspinnereien, zwei wurden in der Berichtszeit neu gegründet (Kuttenberg und Cholin im Jahre 1871), ein Betrieb ging ein, die Fabrik in Lodenitz brannte 1866 ab. Im Jahre 1857 zählte die Baumwollspinnerei 1307 Arbeitskräfte, darunter 587 Frauen und 229 Kinder. Aufgrund der Baumwollkrise ging der Beschäftigtenstand bis 1865 auf 1074 zurück und infolge der großen Krise bis 1875 neuerdings auf 976, darunter 374 Frauen und 88 Kinder. Die Frauen- und Kinderarbeit ging somit stärker zurück als die Beschäftigung von Männern. Der Produktionswert, der 1870 2,8 Millionen betragen hatte, fiel bis 1875 auf ca. 2,5 Millionen Gulden. Zu den größten Baumwollspinnereien zählte das alte Unternehmen des Friedrich Kubinsky in Beraun, das über eine Dampfmaschine von 80 PS verfügte. Ein zweites besaß Kubinsky in St. Johann. Anton Bernhard Gelinek beschäftigte in seiner Spinnerei in Lochowitz 200 Arbeiter, darunter 140 Frauen und 30 Kinder. Die Baumwollspinnerei F. Richter & Co in Smichov, die 1845 gegründet worden war, zählte 1857 236 Arbeiter, darunter 105 Frauen und 10 Kinder. 1870 verfügte sie über eine Dampfmaschine von 180 PS und beschäftigte 281 Arbeiter, darunter 121 Frauen und 82 Kinder. Von den Baumwollwebereien existierten zwei von Anfang an den gesamten Berichtszeitraum hindurch, fünf wurden neu gegründet und eine davon ging wieder ein. 1865 zählte die Baumwollweberei 982 Arbeiter, darunter 527 Frauen und 8 Kinder, und erzielte einen Produktionswert von 2 Millionen Gulden. Bis 1870 stieg die Arbeiterzahl auf 1417 und bis 1875 auf 1794, darunter 1037 Frauen und

<sup>301</sup> Großindustrie Österreichs III (1898), 106.

<sup>302</sup> E b e n d a V, 362.



Betriebe pro Ort:



● ▲ ■ □ Betrieb bestand während der ganzen Epoche  
 ○ △ □ □ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr  
 ○ △ □ □ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche  
 ○ △ □ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

## △ Zucker

1. Auřinowes
2. Auřitz
3. Bečwar
5. Caslau
6. Bučitz
7. Choltitz
8. Chrudim
9. Daschitz
10. Philipshof
11. Groß-Cakowitz
12. Groß-Jirna
13. Groß-Kostomlat
14. Groß-Wossov
15. Hohenmauth
16. Horkau
17. Hořomeritz
18. Hospozín
19. Kouřim
20. Hostačov
21. Kolin
22. Königsaal
23. Königstättl
24. Kralup
25. Kuttenberg
26. Libeznitz
27. Liblitz
28. Libnowes
29. Alt-Lieben
30. Luschwitz
31. Maleč
32. Milčitz
33. Mochau
34. Močowitz
35. Modřan
36. Morawan

37. Mratin
38. Nimburg
39. Opatowitz
40. Owčar
41. Pardubitz
42. Petschek
43. Plaňan
44. Poděbrad
45. Přelauč
46. Radbor
48. Ronow-Woskořinek
49. Rositz-Prestavek
50. Rousowitz
51. Rusin
52. Sadska
53. Schlan
54. Sehuschitz
55. Slatinan
56. Slibowitz
57. Smichow
58. Studnowes
59. Swojschitz
60. Swolenowes
4. Böhmisch-Brod
61. Touschim
62. Tupadl
63. Unter Beřkowitz
64. Welim
65. Welwarn
66. Winař
67. Wisočan
68. Wodolka
69. Wrđy
70. Záboř
72. Zditz
74. Žleb

75. Zlonitz
80. Neuhof
71. Zasmuk

○ Bierbrauereien,  
 Spirituosenherzeugung

76. Prag
77. Groß-Popowitz
90. Braník
91. Chlumetz
8. Chrudim
92. Golč. Jenikau
21. Kolin
93. Königsaal
94. Leitomischl
95. Přibram
96. Rakonitz
57. Smichow

□ Tabak

78. Landskron
79. Sedletz

□ Kaffeesurrogate,  
 Schokolade- u. Kan-  
 ditenerzeugung,  
 Selchwarenfabrik,  
 Molkerei

76. Prag
57. Smichow
64. Welim
98. Hostiwitz

□ Dampfmlhlen

57. Smichow
82. Poděbrad

Karte 18: Handelskammerbezirk Prag

26 Kinder. Trotz der Krise erhöhte sich der Produktionswert auf 3,9 Millionen Gulden. Friedrich Kubinsky betrieb in Beraun auch eine Baumwollweberei, die 1875 300 Arbeiter beschäftigte, darunter 160 Frauen. In Prag-Lieben bestand (von Moritz Graf 1836 gegründet) eine Ledertuch-, Wachstuch- und Fußtapetenfabrik, die auch Gummistoffe, Baumwollwaren und später Grabiol-Lederimitationen herstellte<sup>303</sup>. In den vier erwähnenswerten Schafwollspinnereien des Prager Handelskammerbezirkes waren 1875 276 Arbeiter beschäftigt, die Waren im Wert von 780 000 Gulden produzierten. Demnach ist gegenüber 1870 nicht nur die Arbeiterzahl, sondern auch der Produktionswert gesunken. Die bedeutendste neugegründete Schafwollspinnerei und -weberei war die Fabrik Aron und Jakob Beer's Söhne, 1854 gegründet, in Elisenthal. Ihr Beschäftigtenstand bewegte sich Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre zwischen 200 und 250 Arbeitern, wovon etwa die Hälfte Frauen waren. Die Lohnspinnerei war auch im Prager Handelskammerbezirk von der maschinellen zurückgedrängt und überholt worden. So betrug 1870 der Produktionswert der Lohnspinnerei nur mehr die Hälfte des Produktionswertes der Garne, die in Fabriken hergestellt wurden. Die wenigen Schafwollwebereien des Bezirkes sind über das Niveau eines mittleren Betriebes kaum hinausgekommen. Die einzige größere Weberei in Altenberg, die auch mit einer Spinnerei gekoppelt war und Enoch Kern's Sohn gehörte, wurde in den Handelskammerberichten des Jahres 1870 zum letzten Mal genannt. Die gesamte Schafwollweberei des Prager Handelskammerbezirkes produzierte 1875 mit 335 Arbeitskräften Garne im Wert von 340 000 Gulden. 1856 gibt es noch 15 Kotton-Druckereien (wobei auch Kleinbetriebe von der Handelskammer mitgezählt werden), 1865 sind es, dezimiert durch die Baumwollkrise, nur mehr acht und 1875 nur mehr vier Baumwolldruckereien. Parallel dazu steigt jedoch die Arbeiterzahl von 1857 bis 1875 sukzessive von 1300 auf 1600 Arbeiter an, wobei die männlichen Arbeiter überwiegen. Der Produktionswert betrug 1870 6 Millionen Gulden und konnte trotz der Krise im Jahre 1875 auf 6,3 Millionen gesteigert werden. Über die ganze Epoche hinweg existierten die Fabriken in Holleschowitz, Kuttenberg und Smichow. Alle drei Betriebe zusammen hatten fast ein Drittel der in diesem Produktionszweig tätigen Arbeiter angestellt. Die Baumwolldruckerei Vinzenz Schimmer in Prag wurde im August 1866 aufgelassen und nach Biel bei Böhmisches-Leipa verlegt.

Garne und Gewebe aus Flachs und Garn wurden in Chotzen bei Hohenmauth hergestellt<sup>304</sup>. Die Gründung erfolgte 1861 durch B. von Schabel, der bereits 1865 einen Produktionswert von einer Million Gulden erzielte. Im Jahre 1870 zählte der Betrieb 668 Arbeitskräfte, darunter 423 Frauen, und arbeitete mit drei Turbinen mit 220 PS und einer doppelwirkenden Dampfmaschine von 120 PS. Es wurden 23 250 Schock Flachsgarn und Werggarn mit einem Wert von 1,2 Millionen Gulden hergestellt. Im Jahre 1875 waren nur mehr 645 Arbeiter beschäftigt, darunter 445 Frauen, der Gesamtwert der Produktion sank etwa auf die Hälfte. Eine Seilereie in Wrschowitz beschäftigte 1875 22 Arbeiter und erzielte einen Produktions-

<sup>303</sup> Großindustrie Österreichs III (1908), 121.

<sup>304</sup> E b e n d a IV (1898), 296.

wert von 19 002 Gulden. Gewirkte Stoffe wurden in Rostok hergestellt, auch hier waren nur 19 Beschäftigte. Der Produktionswert gewebter und gewirkter Stoffe hat im Jahr 1870 nur 195 000 Gulden ausgemacht. Das Zentrum für gewebte und gewirkte Stoffe, insbesondere für Wäsche und Weißwaren, befand sich in Prag, wo 1870 110 Frauen beschäftigt, und zwei Dampfmaschinen mit 60 PS im Einsatz waren. Wachstuch, Fußtapeten, Wachsleinen und wasserdichte Decktücher stellten die Fabriken in Weingarten (Kajetanka) und in Prag (Pelz und Tirolka) mit insgesamt 88 Arbeitskräften und einem Produktionswert von 105 000 Gulden her. Webwaren aus verschiedenen Garnen produzierte in Leitomischl eine Firma, die im Jahre 1870 über 90 Arbeitskräfte, darunter 25 Frauen und 15 Kinder, verfügte und eine Dampfmaschine mit 10 PS im Einsatz hatte. Diese stellte Schiffsegeltücher, Güterdecktücher, Laufteppiche, Schafwoll- und leinene Preßtücher mit einem jährlichen Produktionswert von 250 000 Gulden her. In Wiese bei Iglau bestand eine im Jahre 1855 von Samuel Jolesch als Tuchwarenfabrik und Spinnerei gegründete Strick- und Wirkwarenfabrik, die ursprünglich Militärtuche herstellte und über 60 Strickmaschinen verfügte<sup>305</sup>.

Die Seidenfabrikation zählte im Jahre 1865 173 Arbeitskräfte, darunter 38 Frauen und 38 Kinder. Bis 1875 blieb die Beschäftigtenzahl gleich, während sich die Anzahl der Frauen erhöhte. Der Produktionswert betrug 160 000 Gulden. Es wurden vor allem glatte Seidenstoffe, Unterstoffe für Sonnenschirme und façonierte Tücher hergestellt. Eine weitere Fabrik wurde in Hinterwasser durch Josef Rauchberg im Jahre 1862 gegründet. Im Jahre 1870 zählte sie 68 Arbeiter, davon 10 Frauen; es waren 60 einfache Handwebstühle und 8 Jacquard-Handwebstühle in Betrieb. Im Jahre 1863 wurde in Prag von dem Hutmachermeister Mathias Veider eine Stroh- und Filzhutfabrik gegründet, die bis 1874 nur Strohhüte fabrizierte und 1863 40 bis 50 Beschäftigte zählte<sup>306</sup>. In Rostok waren 1870 58 Arbeiter, darunter 25 Frauen, mit der Herstellung von Flanellstoffen beschäftigt. Sie produzierten 3500 Stück im Wert von 120 000 Gulden. Aus „animalischen“ Stoffen stellten 1870 drei Fabriken in Prag und Umgebung Hüte her, die insgesamt 515 Arbeiter, darunter 189 Frauen, beschäftigten. Es standen drei Dampfmaschinen mit 54 PS zur Verfügung. Die Produktion betrug 37 600 Filz- und Seidenhüte mit einem Wert von 928 000 Gulden. In Rostok wurde 1862 eine Kunstwolleerzeugung von Stichel & Co gegründet. Kunstwolle wurde aus Woll- und Baumwollhadern hergestellt. 1865 zählte die Fabrik 141 Arbeiter, davon 112 Frauen, die um ca. 100 000 Gulden Waren produzierten. Perelis und Pollak gründeten 1862 eine Bettfedernreinigungsanstalt, in der 1865 eine einzigartige Erfindung — ein Sortierapparat — gelang. Insgesamt waren hier im Jahre 1865 281 Arbeiter beschäftigt, darunter 244 Frauen; bis zum Jahre 1870 ging deren Zahl auf 154 zurück.

Loh- und rotgegerbtes Leder stellten 1870 sieben Betriebe her, von denen einer in Prag mit einer Dampfmaschine von 15 PS und 104 Arbeitern sowie ein zweiter in Smichow mit einer Dampfmaschine von 16 PS und 41 Arbeitern die größten

<sup>305</sup> Ebenda III (1908), 93.

<sup>306</sup> Ebenda 314.

waren. Insgesamt wurden in dieser Sparte 171 Arbeiter beschäftigt und ein Wert von 922 000 Gulden erzielt. Dazu kamen lackierte und gefärbte Ledersorten, unter anderem für Kappenschirme und Sturmbänder im Wert von 650 000 Gulden. Saffian und lackiertes Leder wurden in Prag im gleichen Jahr von 120 Arbeitern unter Verwendung einer Dampfmaschine von 15 PS verarbeitet. Herren- und Damenfußbekleidung erzielte einen Produktionswert von 120 000 Gulden. Die größte Fabrik in Leitomischl zählte im Jahre 1870 185 Arbeitskräfte, darunter 70 Frauen. Die zweitgrößte Fabrik in Prag hatte im gleichen Jahr 56 Arbeitskräfte.

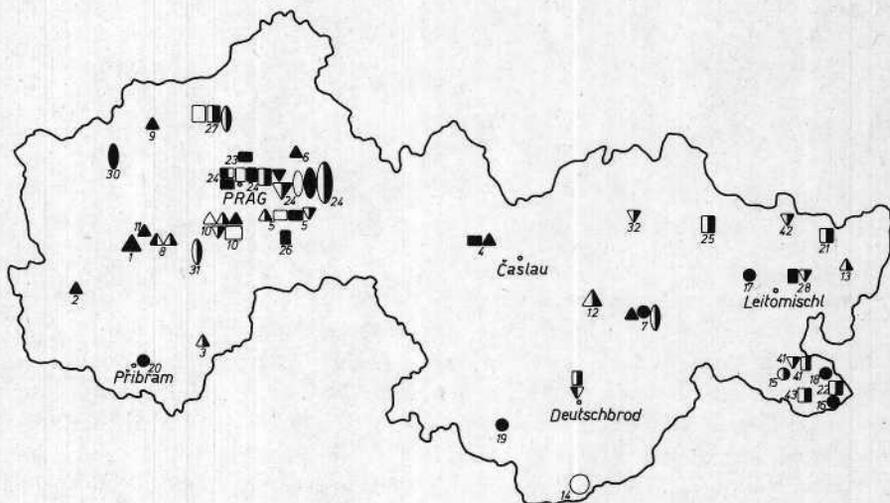
Eine einzigartige Produktion von Globen, Tellurien und Planetarien bestand in Rostok. Es wurden 1870 25 Arbeitskräfte beschäftigt und ein Produktionswert von 50 000 Gulden erzielt. Die Erzeugnisse gingen in viele Länder der Welt.

Die Industrialisierung im Prager Handelskammerbezirk war vor allem durch dessen günstige Verkehrslage und die ideale Kombination von Bergbau und Fertigungsindustrien weit fortgeschritten. Dies begünstigte den Konzentrationsprozeß und später die Kartellbildung. Das Schwergewicht lag im Westen beim Kohlenbergbau sowie bei der Eisen- und Maschinenindustrie und im Osten bei der Lebensmittelindustrie, insbesondere den Zuckerfabriken.

Die hervorragendste Bedeutung kam im Handelskammerbezirk der Hauptstadt Prag selbst zu. Sie war nicht nur der bedeutendste Verkehrsknotenpunkt der böhmischen Länder, sondern auch das wichtigste Handels-, Finanz-, aber auch Kulturzentrum. Die eigentliche Stadt Prag wuchs in den sechziger Jahren nur mehr relativ langsam, während vor allem die Vororte Karlín, Smíchov aber auch Holešovice-Bubna bedeutende Wachstumsraten erzielen konnten. So lebten im Jahre 1869 in der Stadt Prag etwa 160 000 Menschen, in dem Vorort Karlín über 70 000 und im Vorort Smíchov bereits fast 50 000<sup>307</sup>. Das nahe der Hauptstadt gelegene Kladno war von seiner Produktion her eine wichtige Ergänzung zum Prager Industriezentrum. Das Kladnoer Gebiet erreichte den Höhepunkt seiner wirtschaftlichen Entwicklung und Bedeutung ebenfalls Anfang der siebziger Jahre<sup>308</sup>.

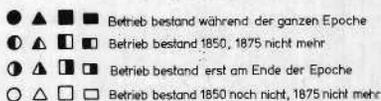
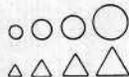
<sup>307</sup> Boháč, A.: Hlavní město Praha. Studio o obyvatelstvu [Die Hauptstadt Prag. Bevölkerungsstudie]. Prag 1923, S. 15 f. — Dějiny Prahy [Geschichte Prags]. Prag 1964, S. 451 ff. — Kárníková: Vývoj obyvatelstva 142 ff.

<sup>308</sup> Ebenda 145.



Betriebe pro Ort:

1 2 3 4 u. mehr



△ Baumwollspinnereien,  
-Webereien

- 1. Beraun
- 2. Lochowitz
- 3. Cholin
- 4. Kuttenberg
- 5. Karolinenthal
- 6. Prag-Lieben
- 7. Hlinsko
- 8. Lodenitz
- 9. Schlan
- 10. Prag-Smichow
- 11. St. Johann
- 12. Willimow
- 13. Parnik

○ Schafwollspinnereien  
u. -Webereien

- 14. Altenberg
- 15. Elisenthal
- 16. Brünntitz
- 17. Nedoschin

- 18. Böhmisches-Wiesen
- 19. Humpolec
- 7. Hlinsko
- 20. Pířbram

□ Seide

- 43. Swojanow
- 21. Hilbetten
- 22. Hinterwasser

□ Bedruckte Baumwoll-  
gewebe

- 5. Karolinenthal-Hezinsel
- 23. Holleschowitz
- 4. Kuttenberg
- 24. Prag
- 10. Smichow

□ Flachsgarnindustrie,  
Gewirkte Stoffe,  
Seilerwaren

- 25. Chotzen

- 26. Wrschowitz
- 27. Rostok
- 28. Leitomischl
- 24. Prag
- 41. Wiese bei Iglau
- 40. Deutsch-Brod

▽ Lederindustrie

- 32. Daschitz
- 28. Leitomischl
- 24. Prag
- 5. Karolinenthal
- 40. Deutsch-Brod
- 41. Wiese bei Iglau
- 42. Wildenschwert
- 10. Smichow

○ Sonstiges

- 7. Hlinsko
- 24. Prag
- 27. Rostok
- 30. Sternberg bei Schlan
- 31. Jinonitz

Karte 19: Handelskammerbezirk Prag

# T. G. MASARYK UND DIE VOLKSDEMOKRATIE

*Von Eva Schmidt-Hartmann*

## I.

Mit dem Begriff „Volksdemokratie“ verbinden die Tschechen keine guten Erfahrungen, weil man ihn nur allzu rasch mit der aktuellen Wirklichkeit assoziiert. Es gibt aber unterschiedliche Vorstellungen von Volksdemokratie, auch nach ihrer historischen Begrifflichkeit, und allen gemeinsam ist ein Grundproblem unserer modernen Demokratie: nämlich die Verbindung zwischen dem Plebiszit des Souveräns und der führenden Elite. Das marxistische Modell ist nur eine Variante davon. Sein Volksbegriff ist klassenbezogen. Im Laufe der letzten 200 Jahre hat sich auch noch ein anderer Volksbegriff entwickelt, beeinflusst von romantischen Vorstellungen einer Wesenheit oder Volksseele, und er wurde in Abwandlungen als das „gesunde Volksempfinden“ in faschistischen Herrschafts-Strukturen virulent. Es bleibt noch eine dritte Spielart, die dem Volk gegenüber an sich pessimistisch eingestellt ist, aber von dem aufgeklärten Optimismus seiner Belehrbarkeit getragen wird. In diesen Zusammenhang ist augenscheinlich das politische Denken Masaryks einzuordnen, so stupend auch fürs erste die Verbindung zwischen seinem Namen und dem Begriff der Volksdemokratie erscheinen mag.

Denn es läßt sich doch kaum eine historische Persönlichkeit der Tschechen nennen, aus deren Namen eine solche Inspiration für Freiheit und Demokratie über Generationen hinweg gewirkt hätte. Es läßt sich aber auch keine andere Persönlichkeit finden, deren Wort und Werk so wenig nüchterne Kritik ausgelöst hätte. Gewiß ist es auch notwendig und gut, daß der demokratische Wille der Tschechen und Slowaken in diesem Namen ein Symbol findet; dennoch wäre Masaryk der letzte, der eine unkritische Ehrfurcht vor irgendwem hätte gelten lassen wollen. Um sein Lieblingswort zu benützen, muß nach dem Nutzen, dem Sinn dieses Symbols gefragt werden. Andernfalls mündete die Ehrfurcht vor dem Namen Masaryk in unkritische Abstinenz, oder man begäbe sich gar auf das Gebiet bewußter Unwahrheit, wenn man überall dort nicht kritisch aufträte, wo es die Arbeit des Historikers erfordert. Der Name T. G. Masaryks als demokratisches Symbol wird nicht ohne, sondern nur durch das kritische Gespräch mit der Geschichte als Monument für die Demokratie in Mitteleuropa erhalten werden.

## II.

Die folgenden Überlegungen über einige Elemente in Masaryks politischem Denken sollen nicht als Versuch angesehen werden, Masaryks Werk als Ganzes zu interpretieren oder gar auszuwerten. Dementsprechend wurde darauf verzichtet, die Entwicklung seiner Ideen im gesamten Zeitraum zu berücksichtigen oder die

Fülle seiner oft widersprüchlichen Auffassungen erschöpfend darzustellen. Seine eher publizistische als akademisch-konsistente Darstellungs-, Ausdrucks- und Denkweise bringt alle seine Interpretationen in beträchtliche Schwierigkeiten, wenn sie versuchen, seine Ideen in einem logisch-konsistenten Erklärungsrahmen zu erfassen<sup>1</sup>. Es erscheint daher fruchtbarer — wie es im folgenden versucht wird —, nur auf einzelne Elemente in seinem Denken hinzuweisen. Allerdings sollte aber auch dann nicht geleugnet werden, daß eine gewisse Vorentscheidung über Masaryks Aussageabsichten unvermeidbar ist, da sich aus dem Mangel an logischer Strenge in allen seinen Werken oft gegensätzliche Aussagen mit hinreichender Evidenz begründen lassen<sup>2</sup>.

Diesem Aufsatz liegt also die Annahme zugrunde, daß Masaryk sich mit all seinem Denken darum bemühte, die freiheitlich-demokratischen Prinzipien der westeuropäischen politischen Tradition in seiner eigenen Umwelt zu fördern und in seiner politischen Praxis zu verwirklichen — und daß er daher zu Recht bis heute als ihr Symbol empfunden wird. Dort, wo widersprüchliche Denkelemente in seinen Arbeiten zu finden sind, handelt es sich — dieser Auffassung nach — nicht um bewußt beabsichtigte Abweichungen, sondern um mangelndes Sachverständnis.

Für dieses Verständnis muß man freilich die freiheitlich-demokratischen und die volksdemokratischen Grundprinzipien einmal einander gegenüberstellen: Die freiheitlich-demokratische politische Ordnung basiert auf der Einschränkung der politischen Macht, wie auch immer diese legitimiert sei. Sie schreibt die Regierungskompetenz den regelmäßig festzustellenden Mehrheiten zu und setzt ihren Freiheitsbegriff aus zwei gleichwertigen Elementen zusammen, nämlich aus dem Recht auf Beteiligung an der Machtausübung sowie aus dem Recht jedes einzelnen, sein Privatleben frei zu gestalten. Der Grundton solcher Überlegungen ist das Mißtrauen gegenüber jeder politischen Macht sowie das Vertrauen in jeden einzelnen, sich an die festgelegten Spielregeln zu halten. Die prozeduralen Regeln bilden in jenem System das einzige Element der Sicherheit und Beständigkeit, während offen bleibt, welche konkreten Inhalte die jeweils zustandekommenden Entscheidungen zum Tragen bringen werden. Dem freiheitlich-demokratischen politischen System liegt also ein kontinuierliches Risiko zugrunde, den solcherart freigesetzten politischen Kräften zum Opfer zu fallen. Das System übt vom Gesichtspunkt seiner funktionalen Effizienz überdies eine dauernde Verschwendung, ebenso wie die

---

<sup>1</sup> Dazu demnächst meine Arbeit: T. G. Masaryk's Realism: the Origins of a Czech Political Concept, 1882—1914.

<sup>2</sup> Als Beispiel kann die kluge Interpretation der Demokratietheorie Masaryks von R. Szporluk gelten, gegen dessen Auffassung, daß Masaryk im Unterschied zu gängigen Meinungen niemals nach einer Demokratie im Sinne der Regierung des Volkes und für das Volk, sondern eher zu einem System des aufgeklärten, humanen und weitgehend demokratischen Absolutismus strebte, sich nichts Nennenswertes einwenden läßt — bis auf die intuitive Überzeugung, daß diejenigen Passagen seiner Werke, die jener Interpretation widersprechen, von Szporluk unterbewertet wurden. Vgl.: Szporluk, R.: Masaryk's Idea of Democracy. SEER (1962) 30—49. — Ders.: Masaryk in Search of Authority. Canadian Slavonic Papers (1965) 235—252. Das neuerdings erschienene Buch desselben Autors „The Political Thought of Thomas G. Masaryk“ ist mir leider noch nicht zugänglich gewesen.

Unmöglichkeit offen zutage tritt, solcherart mehr als nur Kompromißlösungen aller anstehenden Probleme herbeizuführen.

Ganz anders die Konzeption der Volksdemokratie. Sie basiert auf der Bemühung, die offenen Stellen des soeben beschriebenen politischen Systems mit eindeutigen Lösungen auszufüllen. Die marxistische bzw. osteuropäisch-kommunistische Auffassung der Volksdemokratie als Vorstufe der sozialistischen Gesellschaftsordnung soll hier außer acht gelassen werden. Vielmehr gilt es, den Begriff anhand des tschechoslowakischen politischen Systems von 1945—48 zu interpretieren. Daraus ergibt sich Volksdemokratie als Bezeichnung entsprechender Bemühungen um eine eindeutig garantierte Regierung des Volkes für das Volk. Das Volk wird dabei als eine Demonstration gesehen, deren artikulierter Wille für die ganze Gesellschaft maßgebend sei und daher eine unbeschränkte Basis der Regierungslegitimität bilde. Volksmeinung ist freilich, anders als im formalen Skrutinium der Mehrheitsbildungen in der freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung, niemals so ganz eindeutig zu bilden und zu erfahren. Minderheiten- und Individualrechte werden jedenfalls nur soweit eingeräumt, als sie mit den Interessen des Gemeinwohls übereinstimmen oder dies fördern. Wie dieses Gemeinwohl interpretiert wird, wie dabei Freiheit in ihrem funktionalen Sinn aufgefaßt wird, bleibt dem jeweiligen Volksrepräsentanten überlassen. Seine Legitimität wird nicht aus einer Mehrheitsbildung, sondern aus der An- oder Abwesenheit einer Mehrheitsablehnung hergeleitet. Eine so verstandene volksdemokratische politische Ordnung ist dann offen, sich zu den unterschiedlichen Stufen zwischen einem freiheitlichen und einem totalitären politischen System zu entwickeln, je nach den jeweiligen konkreten historischen Bedingungen.

### III.

Schon aus Masaryks Terminologie allein ließe sich weit mehr seine Neigung zur Volks- als zur freiheitlichen Demokratie herleiten. Bereits 1890 machte das von ihm mitformulierte erste politische Programm der „Realisten“ — der bekannten, von Masaryk geführten, wenn auch von mehrmals wechselnder Anhängerschaft getragenen tschechischen politischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg — einen klaren Unterschied zwischen verschiedenen Konzeptionen der Demokratie: Die eigene sollte einen „erweiterten“ demokratischen Standpunkt darstellen, womit gemeint war, daß die ältere „abstrakte“ Auffassung von Demokratie nun zu einem „wahrhaft volksbezogenen Standpunkt“ („lidový“) ausgebildet werden müßte. Ohne eingehende Erläuterungen illustrierte das Programm seinen Standpunkt am Beispiel des Freiheitsbegriffs, der von nun an nicht mehr als Freiheit an sich diskutiert werden sollte, sondern nur unter dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, gemessen an dem Kriterium der Förderung einer „einheitlichen, organischen Entwicklung unseres Volkes“<sup>3</sup>.

In anschließenden öffentlichen Diskussionen des Programms haben sich die „Realisten“ dann eindeutig von dem formalen Demokratiebegriff distanziert: „... unser Programm ist ‚lidový‘, nicht demokratisch. Wir verwerfen nicht Havlíčeks (— zuvor als der ältere, abstrakte Demokratiebegriff bezeichnet —)

<sup>3</sup> Návrh programu lidového [Entwurf eines Volksprogrammes]. Čas 4 (1890) 688.

Demokratie, sondern wir sagen, daß diese Demokratie erweitert werden müßte. Wir sind ‚lidovci‘, wir sind nicht mehr Demokraten.“ Die gewünschte „Erweiterung“ wurde nun als das Bemühen erklärt, die Dominanz des abgelehnten formalen Demokratiedenkens an den „Fragen der Regierungssysteme“ durch ein gesteigertes Interesse an den „Inhaltsfragen“ zu ersetzen <sup>4</sup>.

Masaryk hat den Unterschied zwischen jenen beiden Demokratieauffassungen sein ganzes Leben hindurch aufrechterhalten, stets die Unzulänglichkeiten der konstitutionell-formalen Demokratiebestimmung hervorhebend, und sich zu dem hier angedeuteten inhaltsbestimmten Demokratiebegriff bekannt. Allerdings hat er dabei seit Ende der neunziger Jahre, und besonders seit dem Ersten Weltkrieg, seine Auffassung von Demokratie nicht mehr mit einer terminologischen Unterscheidung zum Ausdruck gebracht, sondern er sprach nur noch von Demokratie und identifizierte nun diesen Begriff mit seiner eigenen Konzeption. Das Eigenständigkeitsmerkmal seiner Auffassung, „lidovost“ („Volksbezogenheit“), wurde zunehmend durch eingehende normative Präskriptionen bezüglich aller Aspekte des nicht nur politischen und staatlichen, sondern auch kulturellen und gesellschaftlichen Lebens überhaupt spezifiziert. Der Demokratiebegriff war solcherart bei ihm zu einer allumfassenden normativen Aussage über sein subjektives Wertesystem geworden.

Als solche wurde dann auch seine Demokratiekonzeption seither popularisiert. Es sollte nun erst angedeutet werden, daß auch in den eigentlichen inhaltlichen Aussagen starke Ähnlichkeiten zwischen politischen Wertvorstellungen Masaryks aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und denen der führenden politischen Parteien in der ČSR nach 1945 vorhanden waren, während ihre Problematik erst später beleuchtet wird. Masaryk, wie man immer wieder zitiert, sagt: „Demokratie ist eine Gesellschaftsorganisation, die auf Arbeit beruht; sie kennt keine Leute und Klassen, die die Arbeit der anderen ausbeuten; der demokratische Staat kennt keinen Militarismus, keine geheime Diplomatie, die innere als auch äußere Politik untersteht der parlamentarischen Kontrolle. Demokratie ist Diskussion: Die Menschen richten sich nach Argumenten, nicht nach Willkür oder Gewalt. Demokratie ist nicht möglich ohne Wissenschaft, Demokratie ist die Organisation des Fortschritts in allen Bereichen der menschlichen Tätigkeit“ <sup>5</sup>.

Man könnte leicht eine solche Demokratieauffassung als ein optimistisches Bild einer idealen Gesellschaft interpretieren. In Masaryks Fall kommen dann noch die häufigen Hinweise auf die ethischen Verpflichtungen des menschlichen Lebens im allgemeinen und des politischen im besonderen hinzu. Er räumte der Bedeutung der Liebe eines jeden Menschen zu seinen Nächsten eine Schlüsselstellung in allen seinen Arbeiten ein und die Verwirklichung dieser Liebe in allen Bereichen war für ihn das höchste humanitäre Ideal <sup>6</sup>. Gleichzeitig betrachtete er die Verwirklichung der menschlichen Ideale als möglich <sup>7</sup>, und die Demokratie war für ihn „die poli-

<sup>4</sup> Glosy ku programu lidovému [Anmerkungen zum Volksprogramm]. Čas 4 (1890) 712.

<sup>5</sup> Dresler, J. (Hrsg.): Masarykova abeceda [Masaryks ABC]. Zürich 1976, S. 58.

<sup>6</sup> Masaryk, T. G.: Ideály humanitní. Několik kapitol [Ideale des Humanismus. Einige Kapitel]. Prag 1946, S. 54—62 (1. Aufl. Prag 1901).

<sup>7</sup> Masaryk, T. G.: The Making of a State. London 1927, S. 438 (1. Aufl.: Světová revoluce. Prag 1925. — Deutsch: Die Weltrevolution, 1914—1918. Berlin 1925).

tische Form des humanitären Ideals“<sup>8</sup>. Es bietet sich also direkt an, einen solchen Demokratiebegriff als Utopie zu interpretieren im Sinne der populären Auffassungen von Utopie als Illusion eines Optimalzustandes; Masaryk könnte dann unterstellt werden, daß er durch seine subjektiv-normativen Aussagen über die demokratische Ordnung seiner Hoffnung auf die Verwirklichung der Ideale Ausdruck zu verleihen bemüht war. Dementsprechend muß man allerdings darauf hinweisen, daß er in der Praxis eine durchaus formal funktionierende freiheitliche Demokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik förderte und seine „Idealvorstellungen“ eben nur als Leitgedanken gelten ließ.

Freilich ergeben sich aus einer solchen Interpretation Schwierigkeiten. Die Erste Republik war nicht imstande, ein schwerwiegendes — oder vielleicht gar fatales — Problem zu lösen, nämlich die Nationalitätenfrage. Darüber hinaus sind einige Erscheinungen ihrer politischen Traditionen nicht mit den freiheitlich-demokratischen Prinzipien in Einklang zu bringen, wie z. B. die außerparlamentarischen Entscheidungszentren der Koalitionsausschüsse, wobei in unserem Kontext Masaryks Bejahung solcher Praktiken von größerer Bedeutung ist als ihre eigentliche Existenz. Nicht zuletzt müßte zu jenen fraglichen Praktiken auch sein eigenes, aller öffentlichen Kontrolle entzogenes Machtzentrum gezählt werden, die „Burg“<sup>9</sup>. Aber es gab auch eine ganze Reihe von Einzelsituationen, durch die Masaryk vielleicht kompromittiert würde, wenn diese Affären je zu einem Objekt der Geschichtsschreibung würden<sup>10</sup>.

Sehr aufschlußreich in unserem Zusammenhang wäre dann schließlich auch noch eine eingehende Erörterung der Frage nach Masaryks Legitimation während des Krieges, wobei hier wiederum nicht so sehr die eigentliche historische Tatsache selbst angesprochen werden müßte, nämlich das eindeutige Fehlen einer solchen Legitimation, sondern seine geistige Einstellung dazu. Er „fühlte“ sich offenbar doch legitimiert durch seine Überzeugung.

#### IV.

Wenden wir uns jetzt einmal der Entwicklung nach 1945 zu. Da ist auffallend, daß zwar Sprache und Argumentation von Masaryks Nachfolger in der Leitung des Staates nach 1945 an die normative Demokratievorstellung erinnert, daß aber das politische System in der Zeit von 1945—1948 in vieler Hinsicht der herkömmlichen Praxis und den Grundprinzipien der freiheitlichen Demokratie widersprach: Das markanteste Beispiel wäre die Abmachung und Akzeptierung einer festgelegten Parteienstruktur und die Ausschaltung politischer Opposition, wie sie von den

<sup>8</sup> E b e n d a 441. — Siehe auch M a s a r y k, T. G.: Nesnáze demokracie [Schwierigkeiten der Demokratie]. Prag 1913, S. 15.

<sup>9</sup> Vgl. B o s l, K. (Hrsg.): Die „Burg“. Einflußreiche politische Kräfte um Masaryk und Beneš. 2 Bde. München-Wien 1973/74.

<sup>10</sup> Vgl. S t ř í b r n ý, J.: TGM a 28. říjen [TGM und der 28. Oktober]. Prag 1938. — K r a m á ř, K.: Kramářův soud nad Benešem. Spor dr. K. Kramáře s ministrem zahraničních věcí dr. E. Benešem [Kramářs Urteil über Beneš. Der Streit von Dr. K. Kramář mit dem Außenminister Dr. E. Beneš]. Prag 1938.

staatstragenden — d. h. auch den sogenannten demokratischen — Kräften beschlossen und ausgeführt wurden, abgesehen von der Ungeheuerlichkeit des ganzen Geschehens um die Vertreibung der Deutschen. Masaryk selbst kann natürlich für diese Entwicklung nicht verantwortlich gemacht werden. Doch beweisen diese Entwicklungen im Bereich der Gedanken und Begriffe, daß seine Lehre seinen Nachfolgern offenbar kein Verständnis für die freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien vermittelt hat. Die Berufung auf einen unüberwindbaren machtpolitischen Druck seitens der Sowjetunion erklärt dabei die Dinge nicht. Sie rechtfertigt nicht jene gesamte Systemkonstruktion, da für eine direkte Einmischung der Sowjetunion in die Entscheidungen der tschechoslowakischen Politiker vor dem Sommer 1947 keine Beweise zu finden sind — abgesehen von einer weitgehenden Kontinuität in den politischen Grundvorstellungen vieler führender Persönlichkeiten von 1945 vor und nach dem Zweiten Weltkrieg <sup>11</sup>.

Nun geht es aber nicht nur um Hinweise aus der politischen Praxis des von Masaryk gegründeten Staates. Es geht auch um eine eingehende Analyse seiner Demokratievorstellungen selbst, die deutlich zeigt, daß Masaryk kein Träumer war. Im Gegenteil. Er hatte keine Hoffnung auf eine autogene Realisierung seiner Ideale, sondern versuchte in seiner Demokratiekonzeption zu verhindern, daß das von ihm vorausgesetzte „Böse“ in den Menschen zur Wirkung kommt. Das ist ein Grundzug, nebenbei, der fast alle utopischen Konstruktionen begleitet <sup>12</sup>. Auch Masaryks Demokratieauffassung zeigt sich also vom Gesichtspunkt utopischer Ansätze interpretierbar, als ein Versuch, das risikoreiche Vertrauen in den Menschen, das vage Verhaltensmuster und nur formale Modell der freiheitlich-demokratischen Konzeption mit Garantien zu versehen, die alle Gefahren ausschalten und dem „Guten“ zur Durchsetzung in der Gesellschaft verhelfen sollten, so daß also seine Demokratiekonzeption dem Anliegen der Volksdemokratie und nicht dem der freiheitlichen Demokratie entspricht. Anhand dieser Interpretation lassen sich dann auch jene merkwürdigen Entwicklungen des tschechoslowakischen politischen Selbstverständnisses nach 1945 beleuchten.

Masaryk war also kein Idealist im Sinne eines Illusionärs und erst recht nicht ein Idealist in seinem Menschenbild: Er nannte sich selbst sehr gerne einen Realisten. Freilich könnte man von seinem Idealismus insofern sprechen, als er überwiegend an die Kraft des Bewußtseins als des bestimmenden Faktors der menschlichen Natur glaubte. Aber weder Idealismus, noch Materialismus in dieser Hinsicht sind in unserem Kontext der Demokratietheorie von Bedeutung — höchstens dort, wo es um die Entscheidung geht, mit welchen Mitteln Menschen beeinflußt werden können, wobei eine solche Entscheidung erst im Rahmen der volksdemokratischen Auffassung relevant wird. Es ist jedenfalls in Masaryks Arbeiten nicht viel Gutes über die Menschen gesagt worden — wenn man von den Wunscherklärungen, Zukunfts-

<sup>11</sup> Dazu näheres in meiner früheren Arbeit: Innenpolitische Voraussetzungen für die Machtübernahme der Kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei. *BohJb* 19 (1978) 197—246. Vgl. die neueste und umfassende Studie zu diesem Thema: Kaplan, K.: *Der kurze Marsch. Kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei 1945—1948.* München-Wien 1981 (Veröffentl. d. Collegium Carolinum 33).

<sup>12</sup> Vgl. Quabe, G.: *Das letzte Reich. Wandel und Wesen der Utopie.* Leipzig 1933.

visionen oder Prognosen absieht. Für seine unmittelbaren Mitmenschen, die Tschechen, hatte Masaryk bekanntlich wesentlich mehr kritische als lobende Worte, wenn nicht gar von Geringschätzung gesprochen werden muß. Das wurde im allgemeinen bis heute darauf zurückgeführt, daß Masaryks weltweiter intellektueller Horizont dem provinziellen geistigen Leben Prags weit überlegen war. Die Tatsache allerdings, daß Masaryk schon gleich nach seiner Ankunft aus Wien 1882 allgemeine Unterstützung für seine Vorhaben fand — ja sogar selbst keine Vorschläge mehr zu machen vermochte, die nicht schon vor ihm in Prag selbst angestrebt wurden —, oder die genaue Einsicht in die tiefgehenden kritischen Analysen und Argumente vieler seiner späteren Prager Kritiker deuten darauf hin, daß die Prager intellektuelle Atmosphäre keineswegs so war, wie sie in seinen kritischen Betrachtungen erscheint und oft zur Rechtfertigung seiner Kritik dienen muß. Natürlich war das Prager Kulturklima damals provinziell, verglichen mit westeuropäischen oder nordamerikanischen Zentren: Aber wie sollte es anders sein? Liegt das nicht in der Natur einer mittelgroßen europäischen Stadt in der Provinz eines weiten Reiches, so daß ihre Bewohner dafür nicht verantwortlich gemacht werden können? Um so weniger, wenn — wie Masaryk richtig beobachtete — es sich dabei vor allem um die Kultur einer erst sich etablierenden ethnischen Nation handelt?

Aber es waren nicht nur die Tschechen, für die Masaryk nicht viel Lob und Begeisterung übrig hatte. Noch bevor er überhaupt zu seiner tschechischen Nationalidentität fand, während seiner Studienjahre in Wien, betrachtete er die Menschen im allgemeinen sehr mißbilligend.

Schon sein erstes Buch — seine Habilitationsschrift: „Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation“<sup>13</sup> — ist eine entschiedene Anklage gegen die ganze moderne europäische Welt, der — von Masaryk später als extrem pessimistisch bezeichneten — Kritik Nietzsches keineswegs nachstehend. Sogar in den beiden so bedeutenden Bereichen der modernen Errungenschaften wie der Bildung und der sozio-politischen Diskussion zeigte sich Masaryk als außerordentlich kritisch, indem er die beiden Sphären bezüglich der psychischen Gesundheit der Menschheit für gefährlich erklärte. Das läßt aufmerken:

„Soziale Interessen hatten schon immer psychische Störungen zur Folge; aber diese haben sich nun um so mehr vermehrt, je häufiger und kräftiger die Reizungen, die Erregungen des Denkens wurden. Deshalb gibt es heute mehr geistig Kranke als im Mittelalter, weniger in Rußland als in England und Frankreich, und deshalb ist ihre Zahl bei den Türken und Arabern begrenzt . . . Sobald das Gleichgewicht zwischen Vernunft und Herz verloren geht, schwindet auch die geistige Frische und Widerstandskraft, und Spannung, Erregung, geistige Krankheit folgen. Unsere rationale Bildung hat wirklich diesen Fehler und ist daher die Ursache der allgemein verbreiteten Neurose und Psychose“<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> Masaryk, T. G.: Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation. Wien 1881.

<sup>14</sup> Ders.: Sebevražda hromadným jevem společenským moderní osvěty (deutsch wie in Anm. 13). Prag 1926, S. 122 f.

Das Buch ist voller Anklagen, so daß jedes zur Charakterisierung ausgewählte Zitat nur als zufälliges Beispiel anzusehen ist; nach der sachlichen Berechtigung soll hier ebensowenig gefragt werden wie nach den von Masaryk vorgesehenen Heilmitteln. An dieser Stelle gilt es lediglich festzuhalten, daß Masaryk von Anfang an eine sehr negative Attitude zur modernen Gesellschaft im allgemeinen hatte — und sie auch im wesentlichen nie veränderte.

Von Bedeutung für unsere Überlegungen ist nun allerdings die Frage nach dem Menschen- und Gesellschaftsbild, das Masaryk seiner Sicht der so sehr kritisierten Realität gegenüberstellte. Nur so erklärt sich nämlich seine Grundauffassung von Demokratie als dem angestrebten Gesellschaftszustand im Sinne der beiden oben aufgestellten Modelle.

Masaryks Schriften sind voll von normativen Aussagen bezüglich des menschlichen Verhaltens und der gesellschaftlichen Zustände. Alles in allem wünschte Masaryk ein zwischen Vernunft, Emotion und Willen gut ausgeglichenes Individuum, das selbstlos und liebevoll seinen Mitmenschen gegenübertritt und seine eigene Selbstverwirklichung im Dienst an seiner Umwelt findet. Ein solches Individuum wäre frei und selbständig — im Sinne der Überwindung blinder Vorurteile und innerer Zwänge —, eine Gesellschaft solcher Menschen wäre frei und autonom, indem sie keine Hindernisse zur vollen Selbstverwirklichung jedes einzelnen im Dienste des Gesamtwohls kennen würde. Masaryks Vorstellung von einem solchen Ziel stimmt voll mit den Grundzügen der europäischen Tradition des sozial-utopischen Denkens überein<sup>15</sup>.

## V.

Sozial-utopische Bilder spielen gewiß eine wichtige Rolle, wenn sie als positive Inspiration für menschliches Tun, und für das politische im besonderen Maße, betrachtet werden. Die Geschichte hat aber auch viele Beispiele dafür, daß das Bemühen um die Gestaltung der sozialen und politischen Umwelt nach solchen Leitbildern zu verhängnisvollen Folgen für alle Beteiligten führte. Die Spannung zwischen Idealen und Wirklichkeitsempfinden durch die bewußte Anstrengung im Denken zu bewältigen, bildet eine der schwierigsten Aufgaben der menschlichen Vernunft. Eine Vernebelung im Bereich der leitenden Wertvorstellungen gegenüber der Wirklichkeit führt notwendigerweise zum Verlust der Ideale, zur resignierten Abkehr vor der fehlerbeladenen Realität, und läßt alle Bemühungen um Besserung der Misere erlahmen. Die unbedingte Treue zu politischen Idealen schwächt aber die Fähigkeit ab, der Wirklichkeit aufgeschlossen, selbstbewußt und lernfähig gegenüberzutreten. Nur die Bereitschaft, das Bestmögliche in Richtung der Ideale

<sup>15</sup> Vgl. Seibt, F.: Utopica. Modelle totaler Sozialplanung. Düsseldorf 1972. — Für die Inhalte von Masaryks Wunschvorstellungen siehe die gute Analyse, die allerdings recht wenig bekannt ist: Trapl, M.: Vědecké základy Masarykovy politiky. Pokus o soustavný výklad Masarykovy politické sociologie [Wissenschaftliche Grundlagen der Politik Masaryks. Ein Versuch um die systematische Erläuterung Masaryks politischer Soziologie]. Brünn 1947.

zu tun und gleichzeitig die Autonomie der unvollkommenen Wirklichkeit zu respektieren, erscheint als die einzig mögliche Grundlage, auf der sowohl die Ideale des menschlichen Sozialdenkens als auch die Realität unserer Welt eine gleichwertige Rolle zu spielen vermögen. Diesem Denkansatz entspricht im politischen Bereich das Modell der freiheitlichen Demokratie mit seiner Offenheit für alle möglichen — vielleicht bislang noch nicht denkbaren — Bestrebungen der Menschen einerseits, aber auch mit seinen eingebauten Hindernissen für mehr als nur Kompromißlösungen.

In Masaryks Denken fällt die Diskrepanz zwischen den negativ-kritischen Wirklichkeitsurteilen und den positiv-utopischen Normvorstellungen besonders auf. Sie wurde oft von seinen Anhängern und Interpreten als ein Zeichen seiner hohen ethischen Ansprüche und persönlichen Integrität gepriesen. Seine Kritiker suchten dann höchstens nach Beispielen, wo sein Handeln jenen hohen ethischen Ansprüchen nicht zu entsprechen schien, was etwa gelegentlich während des Ersten Weltkrieges leicht nachzuweisen war. Viel schwerwiegender aber als die Frage nach seiner persönlichen Integrität erscheint die Frage nach den Folgen der Beziehungen zwischen Ideal und Wirklichkeit für sein politisches Denken.

Masaryk wandte seine Idealvorstellungen als Kriterien an, um die ihn umgebende Wirklichkeit zu beurteilen. Er suchte stets danach, wie die Welt, besonders etwa die tschechische „Welt“, sein könnte, und beobachtete gleichzeitig, wie sie war, um den Unterschied zwischen dem „Soll“ und „Sein“ als den eigentlichen Inhalt seiner Kritik darzustellen. Er suchte nicht nach den historischen und idiosynkratischen Bedingungen jeder einzelnen Situation, er versuchte nicht, nur jene Bereiche zum Inhalt seiner kritischen Auseinandersetzungen zu machen, wo unmittelbar agiert werden konnte, und er verurteilte alle Kompromißlösungen. In seiner Gegenüberstellung der eigenen Konzeption, seines sogenannten Realismus, und des zeitgenössischen Historismus (den er im Grunde als das wichtigste Negativ-Definitionsmerkmal benutzt hat), in seinen Bemühungen um ein „allumfassendes“ politisches Programm oder aber in seiner Weigerung, die Realistische Partei „nur“ als eine politische Partei unter anderen zu sehen, zeigt sich deutlich, wie Masaryk nach mehr als nach den einfachen, den üblichen politischen Reformen suchte. Nur „tiefe“, „echte“ Reformen interessierten ihn. Alles andere erschien als oberflächliche Halbheit gegenüber den bestehenden Problemen: „Politische und wirtschaftliche Verhältnisse sind nur die äußere Seite des seelischen Lebens jeder Nation, sie sind durch das innere geistige Leben bedingt und deshalb soll sich der Arzt diesem widmen. Die Versuche und Streitigkeiten unserer Parlamentarier, Politiker und Ökonomen erscheinen mir häufig sehr kleinlich und hohl; die Gesellschaft wird ganz bestimmt nicht durch politische und ökonomische Konzessionen, Reparaturen und Reparaturürchen gerettet“<sup>15a</sup>.

Masaryk meinte in seinen späten Jahren als Präsident, daß er öfters intolerant zu seinen Mitmenschen gewesen sei, zu abrupt reagiert und daher unnötig viele Menschen verletzt habe<sup>16</sup>. Aus dem Gang unserer Überlegungen ergibt sich aber,

<sup>15a</sup> Masaryk: Sebevražda 248.

<sup>16</sup> Vgl.: President Masaryk Tells his Story. Recounted by Karel Čapek. London 1934, S. 176.

daß es sich nicht — vielleicht nicht nur — um eine jugendliche Ungeduld handelte, sondern vielmehr um eine Folge seiner Grundeinstellung zur Welt.

Und tatsächlich, Masaryks Idealkriterien gingen Hand in Hand mit einem negativen Menschenbild. Der Mensch erschien ihm prinzipiell faul<sup>17</sup>. Er selbst gab zu, wie schwer es ihm fiel, ein einmal gewonnenes Vorurteil abzubauen<sup>18</sup>. Den Menschen sah er nicht als ein souveränes Wesen, sondern als einen, der gehorchen will<sup>19</sup>, und gelegentlich wandte er sich in diesem Sinn auch gegen „gesunden Menschenverstand“ als ungenügende Grundlage für politisches Handeln<sup>20</sup>. Er glaubte, daß die Menschen den Mythen verhaftet seien und bleiben würden<sup>21</sup>. Insgesamt entsteht aus Masaryks Schriften der Eindruck, daß er mit seinem negativen Menschenbild nur seine persönliche, lieblose oder gar feindliche Einstellung zum Menschen zum Ausdruck brachte, um sich gleichzeitig an die Hoffnung zu klammern, daß durch harte Anstrengungen und unbeirrte Treue zu seinen Idealen die unvollkommene menschliche Natur zum Besseren gewandelt werden könne<sup>22</sup>.

Dem entsprach auch die Betonung, die er der Bildung und der unermüdlichen Alltagsarbeit gab, und die so oft von seinen Bewunderern als ein Zeichen seiner Bereitschaft zur Verbesserung der menschlichen Welt gepriesen wurde. Sicherlich, an Bildung und Kleinarbeit kann es wohl nie zu viel geben; aber es ist ein Unterschied, ob man durch jenes Gebot die Menschen zur weiteren Anstrengung anzuregen bemüht ist, oder ob man es mit einem durchaus negativen Menschenbild verbindet. Bei Masaryk trifft die zweite Alternative zu: Sein Gebot im Kontext seiner Kritik an seinen Zeitgenossen erscheint als eine Anleitung zur Überwindung der eigentlichen menschlichen Natur.

Soviel im Hinblick auf die eine Konsequenz der gefährlichen Beziehung, die Masaryk zwischen seinen utopischen Idealvisionen und seiner Umwelt hergestellt hatte, nämlich auf seine allzu negative Einstellung zur Wirklichkeit. Nun läßt sich an seinem Leben aber auch die andere Gefahr studieren, nämlich die Vernebelung der Ideale. Es wurde häufig beobachtet, daß während des Ersten Weltkrieges ein Wandel in Masaryks Demokratietheorie stattfand, indem er die bislang nur langfristige und mühevoll erreichbare Demokratievorstellung dadurch ersetzte, daß er den Ersten Weltkrieg als Konfrontation zwischen reaktionären autokratischen Tendenzen und der Demokratie proklamierte, also die militärische Auseinander-

<sup>17</sup> Masaryk: *Idéaly humanitní* 58. — Ders.: *Jak pracovat. Přednášky z roku 1898* [Wie soll man arbeiten. Vorträge aus dem Jahre 1898]. Zürich 1977, S. 15.

<sup>18</sup> *President Masaryk* 29.

<sup>19</sup> Masaryk: *The Making of a State* 296.

<sup>20</sup> Masaryk, T. G.: *Karel Havlíček. Snahy a tužby národního probuzení* [Karel Havlíček. Bemühungen und Sehnsüchte der nationalen Erweckung]. Prag 1920, S. 504 (1. Aufl. Prag 1896).

<sup>21</sup> Masaryk: *The Making of a State* 397 f.

<sup>22</sup> Anschaulich ausgearbeitet wurde Masaryks Bild des „Übermenschen“ in Rádľ, E.: *Masaryk a Nietzsche* [Masaryk und Nietzsche]. In: *T. G. Masarykovi k šedesátým narodeninám* [T. G. Masaryk zum sechzigsten Geburtstag]. Hrsg. von Edvard Beneš und anderen. 2. Ausg. Prag 1930, S. 72—89. — Siehe auch Patocka, J.: *Dvě studie o Masarykovi* [Zwei Studien über Masaryk]. Toronto 1980.

setzung zwischen den Zentral- und den Westmächten zu einem Krieg um die demokratischen Prinzipien deutete<sup>23</sup>.

Und tatsächlich: Die Errichtung des tschechoslowakischen Staates, die im Zuge des Sieges der Westalliierten vonstatten ging, wurde bei Masaryk und seinen Anhängern als die Verwirklichung der siegreichen demokratischen Prinzipien interpretiert. Alle rein machtpolitischen Handlungen — und solche könnten wohl durchaus in vielen Fällen mit unterschiedlichen und schwerwiegenden Argumenten verteidigt werden — wurden dann aber, weil man für sich die Identität zwischen ethischen Maximen und politischen Entscheidungen in Anspruch nahm, als ethisch und demokratisch gerechtfertigt. Damit verloren selbstverständlich die proklamierten Idealvorstellungen an Glaubwürdigkeit bei den einen, oder wurden, mit dem gegebenen Maß an Opportunismus vermischt, von anderen übernommen. Im Grunde scheint es aber, daß Masaryk während des Krieges nichts anderes getan hat, als seine eigene Politik (und es war das erstmal, daß er zum einflußreichen Politiker wurde) innerhalb jenes Denkschemas zu rechtfertigen, in dem er schon immer gedacht hatte: Das Positive in der Wirklichkeit stimmt mit den Idealen überein, erfolgreich sind nur fundamentale Veränderungen, und Kompromißlösungen sind keine Lösungen — folglich mußte er wohl diejenige Kriegspartei, mit der er sich identifizierte, mit seinen Idealen identifizieren, mußte ihren Erfolg als „fundamentalen Sieg“ erklären und konnte schließlich keine Kompromisse schließen, weder mit den Deutschen noch mit anderen Verfassungsmodellen in seinem neuen Staate.

Daß er in späteren Jahren, als es nicht mehr um grundlegende Entscheidungen des neuen Staates ging, nicht selten eine vermittelnde Rolle spielte, mag wohl seiner politischen Einsicht zugesprochen werden. Die verfehlten Grundlagen seines Staates vermochte er aber nie einzusehen; und noch weniger taten es seine Nachfolger, die seine Denkmuster, aber nicht seine menschliche Größe geerbt hatten.

## VI.

Nun erhebt sich aber die Frage: Wenn die menschliche Natur zu einem so tiefgehenden Wandel gebracht werden soll, wie es Masaryk aufgrund der Diskrepanz zwischen Wirklichkeit und Idealen vorgesehen hatte, welches Kriterium rechtfertigt dann eigentlich die Gültigkeit der Leitideale? Masaryk war sein Leben lang tief religiös; doch stand er zeitlebens in Konflikt mit allen kirchlichen Organisationen. Den Menschen im Grunde mißtrauend, hätte er wohl nicht ihrem subjektiven ethischen und religiösen Gefühl vertrauen dürfen. Die Quellen seiner eigenen geistigen Sicherheit fand er dagegen in der Wissenschaft. Zwar wurde darauf hingewiesen, daß er in seinem ersten Buch vor den negativen Folgen der modernen Bildung gewarnt hatte; es wurde hier allerdings nicht eigens ausgeführt, daß er dort auch schon eine „Alternative“ vor Augen hatte. Konkretisiert wurde diese Vorstellung am ausführlichsten in seinem zweiten Buch „Versuch einer concreten

<sup>23</sup> Vgl. vor allem Masaryk, T. G.: *Nová Evropa. Stanovisko Slovanské* [Das neue Europa. Der Slawische Standpunkt]. Prag 1920. — Detailliert wurden die dort entwickelten Gedanken später ausgeführt in Masaryk: *Die Weltrevolution*.

Logik“<sup>24</sup> und dann immer wieder aufgegriffen in den meisten seiner späteren Arbeiten.

Masaryks Wissenschaftsbegriff bietet ein weites Feld für unsichere Interpretationen, die sich zwischen den beiden extremen Haltungen vom strikten Comteschen Positivismus zu einer religiös-utilitaristischen Auffassung der Wissenschaft als bloßes Rechtfertigungsinstrument für normative Haltungen bewegen können<sup>25</sup>. Für unsere Überlegungen ist eine Analyse von Masaryks Wissenschaftsbegriff allerdings nicht von Bedeutung, sondern die Frage nach der Funktion, die Masaryk den Wissenschaften für das gesellschaftliche und politische Leben zugeordnet hatte.

Dabei ist festzuhalten, daß er an eine Möglichkeit glaubte, eine allumfassende einheitliche Weltanschauung wissenschaftlich zu begründen. Er bemühte sich sogar unermüdlich, eine neue, wissenschaftliche Religion zu popularisieren<sup>26</sup>. Auch in der Politik, so glaubte er, müsse man wissenschaftlich vorgehen<sup>27</sup>, und er kritisierte die existierende politische Praxis, auch die parlamentarische an sich, wegen ihres Mangels an „Wissenschaftlichkeit“<sup>28</sup>. Zweifelsohne, Masaryk sah in der „Verwissenschaftlichung“ eine Möglichkeit, eindeutig korrekte, richtige Entscheidungen zu treffen und zu begründen, im individuellen sowie im gesellschaftlichen und politischen Leben. Auch das ist, nota bene, ein utopischer Denkansatz, den im tschechischen Geistesleben zuvor Comenius eingeführt hatte<sup>29</sup>.

Es ist wohl ohne weitere Begründung einleuchtend, daß die Annahme, normative politische Entscheidungen eindeutig und zuverlässig „wissenschaftlich“ zu begründen, jenes institutionelle Schema von freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien zur Herstellung eines pluralistischen Gleichgewichts zwischen gleichwertigen unterschiedlichen Meinungen überflüssig macht. Es erübrigt sich auch, an dieser Stelle der Frage nachzugehen, wie weit Masaryk ein Übergewicht der „Wissenden“ in seinem Demokratiekonzept zu garantieren versucht hatte<sup>30</sup>. Für

<sup>24</sup> Masaryk, T. G.: Základové konkrétné logiky: Třídění a soustava věd [Grundlagen der konkreten Logik: Die Klassifizierung und das System der Wissenschaften]. Prag 1885. (Deutsch: Versuch einer konkreten Logik . . . Wien 1885).

<sup>25</sup> Vgl. Masaryk, T. G.: The Spirit of Russia. Studies in History, literature and philosophy. 2 Bde. London 1919, S. 208 f. — Ders.: Rukověť sociologie: podstata a metody sociologie [Handbuch der Soziologie: Grundlagen und Methoden der Soziologie]. Naše doba 8 (1901) 11 f. — Unter zahlreichen Interpretationsversuchen siehe vor allem: Preston Warren, W.: Masaryk's Democracy. A Philosophy of Scientific and Moral Culture. London 1941. — van den Beld, A.: Humanity. The Political and Social Philosophy of Thomas G. Masaryk. Mouton-Den Haag-Paris 1975.

<sup>26</sup> Unter den zahlreichen Arbeiten Masaryks, die sich mit diesem Thema beschäftigen vgl. insbesondere: Moderní člověk a náboženství [Der Moderne Mensch und die Religion]. Naše doba 4/5 (1897/98). — V boj o náboženství [In den Kampf um die Religion]. Prag 1905. — Intelligence a náboženství [Intelligenz und Religion]. Prag 1907.

<sup>27</sup> Vgl. Masaryk, T. G.: Politika vědou a uměním [Politik durch Wissenschaft und Kunst]. In: Tobolka, Z. V. (Hrsg.): Česká politika [Tschechische Politik]. Bd. 1. Prag 1906, S. 1—31.

<sup>28</sup> Masaryk, T. G.: Otázka sociální [Die Soziale Frage]. 7. Aufl. Bd. 2. Prag 1948, S. 339 ff.

<sup>29</sup> Vgl. Blekastad, M.: Comenius. Versuch eines Umrisses von Leben, Werk und Schicksal des Jan Amos Komenský. Oslo-Prag 1970.

<sup>30</sup> Für eine gute Analyse dieser Frage siehe Szporluk (Anm. 2).

unsere Überlegungen soll nur darauf hingewiesen werden, daß Masaryks Auffassung von der Rolle der Wissenschaft im menschlichen Leben ihn zusätzlich daran hinderte, seiner Umwelt gegenüber tolerant aufzutreten.

Es soll nun freilich keineswegs geleugnet werden, daß gerade Masaryk zu den engagiertesten Wächtern der bürgerlichen Freiheiten im Alten Österreich gehörte, und daß auch die ČSR unter seiner Führung keine schwerwiegenden Verstöße gegen die Toleranz der geistigen und politischen Pluralität kannte. Gleichzeitig soll aber noch einmal auf die schon erwogenen Schwierigkeiten in Masaryks Einstellung zu seinen Mitmenschen hingewiesen werden. Die selbstbewußte Anwendung seiner Idealvorstellungen als Kriterium zur Einschätzung der Wirklichkeit wurde sicherlich bei dem kompromißlosen Masaryk durch seine Wissenschaftsgläubigkeit gefördert. Eine Ähnlichkeit zwischen dem bis ins Religiöse hinreichenden Glauben an eine besondere „Wissenschaftlichkeit“, wie sie uns heute am ehesten von Marxisten bekannt ist, und dieser Seite Masarykschen Denkens ist auffallend und unbestreitbar, auch wenn sie von seinen Anhängern nicht oft erkannt wird. Nun läßt sich aber auch eine praktische Ausprägung dieser Ähnlichkeit feststellen — ohne dabei allerdings etwa eine Parallele zwischen der eigentlichen politischen Wirkung Masaryks und der der Marxisten ziehen zu wollen: Seine Wissenschaftsgläubigkeit führte Masaryk nämlich dazu, nicht so sehr die eigentliche Aussage in der Argumentation seiner Gegner und Kritiker zu suchen, sondern viel eher ihre versteckten oder unbewußten Motive<sup>31</sup>.

Es läßt sich wohl kaum eine bedrohlichere Haltung für menschliche Kommunikation und menschliches Zusammenleben finden als die Unterstellung böser Willens bei abweichenden Meinungen. In bezug auf unsere beiden Demokratie-Modelle gilt eine solche Haltung als ein fundamentaler Verstoß gegen das Prinzip des Vertrauens, das der freiheitlich-demokratischen Auffassung zugrunde liegt. Nach Masaryks Versuchen, versteckte Motive zu „enthüllen“, war die diskursive Gleichberechtigung unter Partnern prinzipiell unmöglich: Es galt nur eine Wahrheit.

## VII.

Masaryk schrieb auffälligerweise sehr wenig über die Natur und Eigenart des Staates. Charakteristisch für seine Auffassung ist die oft zitierte Definition des Staates als „eine positive und dauerhafte Organisation der Gesellschaft, durchdachte und durchgearbeitete Koordination und Subordination der Individuen und ihrer verschiedenen Vereinigungen in ein Ganzes“. Er fuhr fort: „Der Staat war und ist berechtigt, d. h. er entstand aus Ursachen und Gründen, die Vernunft und Ethik bejahen können. Ich verneine nicht, daß der Staat von Anfang bis heute unvollkommen ist und häufig sehr unvollkommen, aber das ist auch wahr von der

<sup>31</sup> Vgl. Masaryk, T. G.: Naše nynější krise [Unsere gegenwärtige Krise]. Prag 1948, S. 390 (1. Aufl. Prag 1895). — Besonders häufig wurden solche Diskussionsmethoden in Masaryks und Herbens Polemik gegen Pekař angewandt; vgl. Masaryk, T. G.: Ke sporu o smysl českých dějin [Zum Streit um den Sinn der tschechischen Geschichte]. Naše doba 20 (1912) 6 ff. — Herben, J.: Masarykova sekta a Gollova škola [Masaryks Sekte und Golls Schule]. Prag 1912.

Kirche, der Organisation der Wissenschaft und Kunst, von der Wirtschaft — von allen gesellschaftlichen Einrichtungen. Ich verneine auch nicht, daß der Staat unberechtigte und ungerechtfertigte Gewalt anwenden kann — aber ich verneine, daß er nur aus Herrschaftswillen entstanden wäre. Ich behaupte, daß der Mensch von Natur aus nicht nur gern regiert, sondern sich ebenso gern unterordnet und gehorcht. Und diese menschliche Eigenschaft ist staatsbildend, nicht nur der Kampfwille und die Herrschsucht. Schon Platon erfaßte diese soziale Kraft, als er sagte, daß man einmal die guten Menschen zum Regieren werde zwingen müssen<sup>32</sup>.

In dieser Ausführung Masaryks über den Staat sind mehrere für unsere Überlegungen wichtige theoretische Grundauffassungen enthalten. Zunächst: Masaryk beachtete hier keine Trennung zwischen Staat und Gesellschaft. „Staat“ erschien ihm nur als eine der gesellschaftlichen Organisationen, ohne daß er die spezifischen Eigenarten der Staatlichkeit berücksichtigt hätte. Dadurch ist es für ihn unmöglich, zwischen staatlich-politischen und gesellschaftlich-unpolitischen Sachbereichen zu unterscheiden. Dadurch entfiel auch in seinem Denken der prinzipielle Dualismus zwischen Regierung und Volk, bzw. Regierung und Parlament, womit selbstverständlich auch die Fragen der Machtkontrolle ebenso wie die der Freiheit vom Staate in seinem Denken an Bedeutung verloren. Gleichzeitig sind aber auch alle gesellschaftlichen Probleme — wirtschaftliche, soziale, kulturelle — zu unmittelbar staatlichen Problemen geworden. Die Frage nach der Legitimierung der so weitreichenden Regierungsgewalt schrumpfte zum Problem der Repräsentation. Man begegnet hier wieder einem integrativen Bild, wie es alle großen und kleinen Sozialutopien auszeichnet.

Es ist dann auch nur logisch, daß Masaryk die wichtigste staatliche Aufgabe in Organisation und Koordination der einzelnen und ihrer Vereinigungen sah. Im Einklang mit seiner Auffassung, daß Wissenschaft eindeutige Antworten zu allen denkbaren Fragen zu liefern imstande sei, überrascht dann sein Nachdruck auf die „Verwissenschaftlichung“ der Politik wohl kaum: Eine einheitliche Organisation, die ausschließlich auf Effizienz des eigenen Funktionierens gerichtet ist, muß logischerweise die Mittel der wissenschaftlichen Problemuntersuchung und -lösung maximal anwenden, soll sie den Ansprüchen an ihre Rationalität genügen. Politische Auseinandersetzung in seinem in dieser Weise konzipierten Staate wird zu einem Mittel der Findung und Durchsetzung der eindeutig „richtigen“ Problemlösungen und nicht „nur“ der akzeptablen Kompromisse zwischen verschiedenen gleichwertigen Interessen und Meinungen. Das Problem der Freiheit schrumpft dann zur Frage nach der Freiheit zum Beitrag, zur Partizipation an der Herbeiführung und Durchsetzung des Staatswillens.

In seiner Beziehung zur Politik erscheint der einzelne nach dieser Konzeption vor allem in seiner Funktion als Partizipant an der Staatsgestaltung. Seine Individualität bleibt darauf beschränkt, innerhalb der Gesamtheit eine förmliche Vielfalt zu gewährleisten, oder aber, um diese Auffassung ins Extrem zu führen, individuelle Vielfältigkeit erscheint der unvermeidlichen Tatsache Rechnung zu tragen, daß die Menschen eben doch recht unterschiedlich geprägt sind. Auf jeden Fall setzt Masa-

---

<sup>32</sup> Masaryk: *Otázka sociální II*, 122.

ryks Staatsbegriff nicht das Individuum und seine Selbstverwirklichung als den letzten Zweck allen staatlichen Lebens voraus, sondern das Kollektiv. Der individuelle Mensch wird in einem „guten“ Staate eine vollberechtigte Möglichkeit finden, sich an der Verwirklichung des Gesamtwohls zu beteiligen, ohne jedoch von dem Staat in seiner Individualität im gehörigen größtmöglichen Grade beschützt zu werden; der Staat wird für ihn ein Instrument zur positiven Selbstverwirklichung in dem sozialen Aspekt seiner Persönlichkeit werden, aber nicht ein Instrument der negativen Verteidigung seines Privatlebens bzw. ein Instrument der Freiheit zu seiner individuellen Selbstverwirklichung. Auch alle Utopien sind in vergleichbarer Weise anti-individualistisch <sup>33</sup>.

Dem Begriff des Volkes — das in dem freiheitlich-demokratischen Modell eigentlich nur durch eine nicht im voraus bestimmbare, ausschließlich nach festgelegten formalen Regeln zustandgekommene Repräsentation auftritt — wird in Masaryks Denken ein korrespondierendes Objekt in der Wirklichkeit zugeschrieben: Das Volk ist die Zusammenfassung aller Bürger. Jeder einzelne gehört diesem Volke unabhängig von seinem Willen an und kann sich dem Volks- bzw. dem staatlichen Leben nicht entziehen, wenn der Staat vom Volke regiert wird. Eine solche Entziehung wird nämlich zu einem politischen Akt. Für das politische Leben ist dann der einzelne nur noch als ein Volksangehöriger interessant.

Nun strebt aber Masaryks Volksstaat nach größtmöglicher funktionaler Effizienz und muß daher natürlich daran interessiert sein, von den möglichst besten Fachleuten regiert zu werden. Nicht, daß dies nicht für jeden Staat zuträfe, aber für das Masaryksche Staatsdenken stellt sich die Frage nach der Versöhnung seiner technokratischen und demokratischen Kriterien als besonderes Problem. Masaryk war sich dessen selbst bewußt: „Das Problem ist, wie der Gesellschaftseinfluß der politischen Experten organisch gewährleistet werden kann ... ein dauerhafter Einfluß, nicht ein zufälliger und vorübergehender zeitbeschränkter Einfluß <sup>34</sup>.“ Er formulierte hier eindeutig einen Wunsch, wenn auch nur indirekt, der den begrenzten Möglichkeiten des Einflusses von Experten in einer liberal-parlamentarischen Demokratie überhaupt nicht Rechnung trägt. Es ist nicht wichtig, an dieser Stelle der Frage nachzugehen, in welchem Grade er sein „Expertenwissen“ durch autoritäre Mittel in seiner Demokratievorstellung verwirklichen wollte <sup>35</sup>; sondern es geht um die Feststellung, daß Masaryk die Fragen des Wissens und seiner Funktion im politischen Leben nicht im Kontext der autonomen politischen Entscheidungen diskutiert hatte, für welche das Expertenwissen nur eine Hilfeleistung darstellt. Er stellt vielmehr das Wissen als das eigentliche Kriterium der politischen Rechtfertigung vor Augen.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint dann seine Annahme, daß es unter den Menschen sowohl regierungs- als auch unterordnungswillige gibt, weit bedeutungsvoller als nur die Behauptung eines empirisch überprüfbaren Tatbestandes. Offensichtlich ging es Masaryk nicht darum, daß jede von den beiden Gruppen ihren

<sup>33</sup> Vgl. Nipperdey, T.: Die Funktion der Utopie im politischen Denken der Neuzeit. Archiv für Kulturgeschichte 44 (1962) 357 ff.

<sup>34</sup> Masaryk: Otázka sociální II, 341.

<sup>35</sup> Vgl. Szporluk (Anm. 2).

eigenen Neigungen nachgehen sollte bei entsprechender Verteilung der Regierungsfunktionen. Vielmehr erscheint seine Ansicht darauf hinzuweisen, daß man eine nicht durch subjektiv-individuelle Entscheidungen zustandegekommene Übertragung der Regierungsgewalt an die Volksrepräsentanten rechtfertigen könne. Der europäische Parlamentarismus beruht auf der Annahme, daß jeder einzelne jederzeit zu regieren imstande sei und dazu die gleiche Chance habe; Masaryks Staatsauffassung begnügte sich nicht mit einer solchen allgemein-theoretischen Grundlage, sondern versuchte zu spezifizieren, welche persönlichen Voraussetzungen mit der Übernahme der Regierungsfunktion verbunden werden sollten. Der Hinweis auf den Willen zum Gehorsam mancher Menschen, auch wenn er empirisch zutreffen mag, läßt sich in diesem Kontext nicht anders interpretieren denn als Negation der oben erwähnten allgemeinen Voraussetzungen des Parlamentarismus. Allem Anschein nach rechnete Masaryks Staatsmodell schon von vornherein mit einer festen Aufteilung der Menschen in Regierende und Regierte.

### VIII.

Volksdemokratie wie freiheitliche Demokratie bilden „Regierungen des Volkes für das Volks“. Aber das westliche Verständnis dieses Vorgangs ist rein abstrakt. In Masaryks Denken zeigt sich die Bemühung, die abstrakten demokratischen Prinzipien, wie sie in Westeuropa entwickelt und praktiziert wurden, mit konkreten Inhalten zu füllen. Vor allem ging es ihm darum, das „Risiko-Element“, das im System einer freiheitlich-demokratischen Ordnung eingebaut ist, zu überwinden: das Risiko des Vertrauens, um im freien Wechselspiel aller Einstellungen und politischen Bemühungen nicht dem Bösen zur Herrschaft zu verhelfen, sondern das Gute durchzusetzen. Dieser Glaube, daß es in der Gesellschaft immer eine genügende Anzahl von engagierten, kompetenten und ethisch motivierten Menschen geben werde, welche abweichende politische Kräfte auszugleichen vermögen, muß entweder als eine sehr positive, aber richtige Einschätzung der menschlichen Natur, oder aber als ein utopischer Glaube bezeichnet werden. Masaryks Menschenbild war, wie gezeigt, viel zu negativ, und jenes Vertrauen mußte ihm wohl daher als illusionär erscheinen; auf jeden Fall ist seine Bemühung offensichtlich, das „Risiko-Element“ zu überwinden und durch „Sicherheit“ zu ersetzen. Für einen Demokraten vornehmlich im angelsächsischen Sinne des Wortes muß Masaryks Mißtrauen gegenüber den allgemeinen Fähigkeiten zur Selbstverwaltung ganz unannehmbar erscheinen.

Masaryk beschäftigte sich aber in seinem politischen Denken nicht mit den klassischen — und immer wieder neu zu lösenden — Problemen der freiheitlich-demokratischen politischen Systeme. Er kannte nicht das prinzipielle Mißtrauen gegenüber der politischen Macht jeder Art, sondern er widmete sich den Fragen nach der Schaffung und Ermöglichung der optimalen Machtausübung. Dazu half ihm die Vorstellung, daß ethisch und funktional eindeutig optimale Entscheidungen mit Mitteln der Wissenschaft getroffen werden könnten. „Das Volk“ erscheint in seinem Denken nicht nur als eine abstrakte Bezeichnung für ein kontinuierliches Wechselspiel autonomer Individuen und Gruppen, sondern als eine empirisch ge-

gebene und in sich abgeschlossene Entität, innerhalb derer das Individuum ein freies Feld zur Mitbeteiligung in Anspruch nehmen kann, nicht aber einen Schutz für die unabhängige Gestaltung seines Privatlebens. Das Individuum in seinem Privatleben ist nicht das letzte Ziel in Masaryks Konzeption des politischen Lebens, sondern — gemessen an seinem negativen Menschenbild — es muß überhaupt zunächst aufgeklärt und gebildet werden, um ein Privatleben zu führen, das nicht mit den Anforderungen des Gesamtwohls, das ausschließlich im Mittelpunkt steht, in Konflikt gerät. Masaryk vertraut nicht auf die Durchsetzungskraft des „Guten“ innerhalb eines freien Wechselspiels freier Individuen, sondern beschäftigt sich ausschließlich mit den Fragen, wie der politische Sieg — die politische Macht — des „Guten“ garantiert und die Menschen zu seiner Erkenntnis und Förderung ausgebildet werden sollen.

Der Staatspräsident Masaryk selbst zeigte sich freilich als ein „guter“ Herrscher, und unter seiner Führung wurde in der Ersten Tschechoslowakischen Republik ein hohes Maß an bürgerlichen Freiheiten gewährleistet; wenigstens für alle diejenigen — und das war ja die Mehrheit —, die seine Führung für sich wünschten. Es erscheint auch durchaus berechtigt anzunehmen, daß sich Masaryk ehrlich um eine freiheitliche Demokratie in der Praxis bemühte: Dort, wo seine Politik anders zu lauten scheint, wie in der Frage der nationalen Gleichberechtigung, stand nämlich seine Auffassung ganz eindeutig mit seinen eben erörterten theoretischen Grundannahmen im Einklang. Danach konnte man kein Verständnis für eine übernationale Konzeption erwarten, die durch eine Zusammenfassung unabhängiger und in sich abgeschlossener ethnischer Gruppen — wie es wohl in einem echten multinationalen Staat der Fall hätte sein müssen — gebildet wäre. Sein monistischer Volksbegriff mußte ihn mit gutem Gewissen zu der Überzeugung bringen, daß die Nationalitätenfrage mit der Gewährleistung der Minderheitenrechte voll gelöst wäre. Ebenso ist es aus seinem Denken allein zu erklären, daß auch unter seinen Nachfolgern keine Zweifel dabei entstanden, als sie etwa die Zahl der nach dem Zweiten Weltkrieg zuzulassenden politischen Parteien allein am grünen Tisch im Exil überlegten. Aus seiner Vorstellungswelt ist auch ohne Schwierigkeiten zu erklären, warum sich die in seinem Denken geschulten Tschechen ohne Einwände der Führung seines Nachfolgers Edvard Beneš in den kritischen Jahren um den Zweiten Weltkrieg unterstellten: Sie gaben ihm ihr Vertrauen, ohne die sachliche Seite seiner Argumentation zu prüfen, sie waren bereit, auf eigene Individual- und Gruppenrechte zugunsten der von ihm behaupteten Interessen der Gesamtheit zu verzichten, und sie suchen bis heute die politischen Ereignisse, welche zum Februar 1948 führten, entweder aus Benešs persönlichen Fehlern oder aber aus der Annahme einer ausgewogenen Lage zu erklären. Kaum wird jedoch in solchen Überlegungen die Frage gestellt, warum es so wenige Individuen oder gar irgendwelche Gruppen unter der tschechischen Bevölkerung gab, die für die eigenen Freiheitsrechte damals ihre Stimme erhoben.

Masaryks Gedankenwelt leitete zwar ihre Adepten an zur Achtung der höchsten ethischen Werte ebenso wie zu Bildung und Rationalität. Im politischen Bereich allerdings kann ihr keine Inspiration für die Herausbildung selbstbewußter politischer Menschen entnommen werden, und noch weniger die Kenntnis der Grund-

prinzipien einer stets flexiblen, offenen, freiheitlich-demokratischen politischen Ordnung. Man kann von daher auch nur mit Schwierigkeiten die prinzipiellen Unterschiede zwischen einer solchen Ordnung und einem totalitären kommunistischen Regime erkennen, und ist womöglich gar versucht, den gegenwärtigen Kommunismus nur für das ethisch ungerechtfertigte Verhalten seiner Machthaber, für seine mangelnde funktionale Effizienz und für die fehlende demokratische Legitimität zu kritisieren.

Die Wurzeln liegen tiefer. Wohl kann man Thomas G. Masaryk im historischen Überblick für eine Schlüsselfigur der tschechischen Demokratie erachten, aber diese Persönlichkeit, so reich, so gebildet, so entschieden sich für das Gute einsetzend, litt nicht nur an den kleinen Fehlern aller großen Geister, sondern sie stellte dem Volk auch ein Gesellschaftsverständnis vor Augen, das nur auf den utopischen Hoffnungen auf eine „geschlossene“ nationale Entität beruhte, und dem die Flexibilität der „offenen“, der westlichen Demokratie in ihrem Grundansatz fehlte. Ist das Ausdruck der Verspätungen in Mitteleuropa?

## BRAUCHTUM UND RELIGIÖSE KUNST IN DER BAYERISCH-BÖHMISCHEN KULTURLANDSCHAFT

Von Winfried B a u m a n n

Absicht dieses Beitrages ist es, Brauchtum und religiöse Kunst an der bayerisch-böhmischen Grenze vorzustellen und dabei den Wechselbeziehungen zwischen Bayern und seinem Nachbarn im Osten nachzugehen. Eine umfassende Darstellung dieser volkskundlichen Thematik ist noch nicht geschrieben; die Handbücher, die sich mit Ostbayern befassen, setzen verständlicherweise nicht diesen Schwerpunkt<sup>1</sup>. Doch beginnt sich in Einzeluntersuchungen das Bild dieser Bezüge zu konkretisieren.

Der Raum, von dem hier gehandelt wird, umschließt die beiden Regierungsbezirke Niederbayern im Süden und die Oberpfalz im Norden. Im Norden war es gerade das Stiftland, das sich mit seinem Zentrum, der Zisterzienserabtei Waldsassen, nach Böhmen hinein und damit dem nachbarlichen kulturellen Austausch gegenüber öffnete. Wer sich besonders mit der Siedlungsgeschichte des nordbayerischen Raumes befaßt, wird den slawischen Einfluß dort nicht übergehen können<sup>2</sup>. Die Oberpfalz ist vom böhmischen Erbe mitgeprägt worden. Doch auch weiter südlich verhinderten die Berge und urwaldähnlichen Waldbestände des Bayerischen Waldes und des Böhmerwaldes<sup>3</sup> nicht die Verbindung zwischen hüben und drüben (ermöglicht v. a. durch solche Täler wie die Further Senke und den Engpaß von Bayerisch-Eisenstein nach Böhmisches-Eisenstein). Ich möchte im folgenden auf einige Tatbestände hinweisen, die mehr die bayerisch-böhmische Kulturlandschaft im südlichen Teil des Grenzlandes charakterisieren, ohne das Ganze aus den Augen zu verlieren<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Hofbauer, J.: Ostbayern. Vom Leben und Brauchtum. Regensburg 1980. — Benker, G.: Heimat Oberpfalz. 1. Aufl. Regensburg 1965; 5. Aufl. 1980. — Bleibrunner, H.: Niederbayerische Heimat. 1. Aufl. Landshut 1963. — Scherzer, H.: Gau Bayerische Ostmark. Land, Volk und Geschichte. München 1940.

<sup>2</sup> Schwarz, E.: Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960.

<sup>3</sup> Wild, K.: Der Böhmerwald als Name in Geschichte und Gegenwart. Ostbairische Grenzmarken 5 (1961) 207—225.

<sup>4</sup> In Einzeluntersuchungen zu diesem Kulturraum werden Geschichtliches, Volkskundliches, Landschaftliches etc. einbezogen. Ich verweise zur ersten Orientierung auf grundlegende und Einzelaspekte herausstellende Arbeiten: Raffelsberger, E.: Der Böhmerwald als Kulturprovinz. Ostbairische Grenzmarken 6 (1962/63) 127—132. — Schaffner, G.: Von Passau nach Böhmen. Der Zwiebelturm 19 (1964) 157—159. — Herzogenberg, J. v.: Zwischen Donau und Moldau. München 1968. — Pscheidl, J.: Tief drin im Böhmerwald. 1. Aufl. Grafenau 1966; 2. Aufl. 1973. — Piendl, M.: Böhmen und die Grafen von Bogen. Zur Geschichte der Bayern. Darmstadt 1965, S. 510—527; zuerst BohJb 3 (1962) 137—149. — Blau, F.: Landes- und Volkskunde der Tschechoslowakischen Republik. 1. Aufl. Reichenberg 1921; 2. Aufl.

Als erstes sollen hier die noch im Regierungsbezirk Oberpfalz gelegene Grenzstadt Furth i. Wald und ihr Brauchtum in Erinnerung gebracht werden. Der Kranz von Waldbergen, der sich an der bayerisch-böhmischen Grenze entlangzieht, wird zwischen dem Oberpfälzer Wald und dem sich im Böhmerwald fortsetzenden Bayerischen Wald auf einer Strecke von einigen Kilometern unterbrochen durch die Further Senke, das wichtigste Quertal des ganzen Waldes von der Donau bis zur Eger. Das vielgestaltige landschaftliche Bild wird dort beherrscht vom Čerkov auf der böhmischen und von Gibacht, Osser und Hohenbogen auf der bayerischen Seite (alles Berge und Waldrücken mit über tausend Meter Höhe). Wie feindlich gesinnte Wächter stehen sie sich gegenüber, eine Landschaft prägend, die auf den ältesten bayerischen Landkarten als „Kampfheide“ bezeichnet wird<sup>5</sup>. Den Weg zwischen Bayern und Böhmen bewachten dort seit dem Mittelalter auf der einen Seite die Further, auf der anderen die Choden, ein Bauerngrenzvolk um die Stadt Taus (tschech. Domažlice). Die Ableitung von „choditi“ (gehen) weist schon auf die vorrangige Aufgabe dieses westtschechischen Stammes, nämlich die Grenzbegehung. Die Choden versahen für die böhmischen Fürsten den Wachdienst an der Grenze und führten als Zeichen ihrer Wachsamkeit das Bild des Hundskopfes in ihrer Fahne mit, weswegen man sie auch „Psohlavci“ (Hundsköpfige) nannte<sup>6</sup>.

In der Geschichte dieses Abschnittes des Grenzlandes heben sich besonders die Ereignisse heraus, die sich im Anschluß an die Verbrennung von Hus (1415 zu Konstanz) abspielten. Dabei erlebte die Further Senke einige Male die Brandschatzungen durch die Hussiten<sup>7</sup> und sah kaiserliche Heere, die von Žižka und Prokop vernichtend geschlagen worden waren, oder gleich beim ersten hussitischen Feldgeschrei davonliefen, auf dem Rückzug (so nach der Schlacht bei Taus 1431). Die Erinnerung an jene schrecklichen Zeiten ist in der Grenzstadt noch lebendig etwa in der Sage, die vom Schimmel ohne Kopf berichtet<sup>8</sup>. Und eine andere Ge-

---

1926. — Ders.: Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwald. Pilsen 1934. — Ders.: Geschichte der deutschen Siedlungen im Chodenwald. Pilsen 1937. — Ders.: Die Glasmacher im Böhmer- und Bayerwald. Bd. 1. Kallmünz 1954; Bd. 2. 1956. — Schwarz, E.: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. Teil 1: Böhmen. München 1965. — Bosl, K.: Böhmen und seine Nachbarn. Gesellschaft, Politik und Kultur in Mitteleuropa. München-Wien 1976 (darin besonders der Artikel: Nürnberg - Böhmen - Prag, S. 176 ff.). — Böhmen u. Bayern. München 1958 (Veröff. d. Collegium Carolinum 1). — Weitere Literatur im folgenden.

<sup>5</sup> Blau, J.: Böhmens Kampfheide, die Kriegereignisse im Angeltale und im Landstore von Neumark-Furth i. W. Pilsen 1939. — Weißthanner, A.: Der Kampf um die bayerisch-böhmische Grenze. Regensburg 1939 (Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 89).

<sup>6</sup> Albrecht, F.: Zur Besiedlung Westböhmens durch die Slaven bis zum Einsetzen der deutschen Kolonisation. Jahresbericht des deutschen Staatsgymnasiums in Pilsen 1910 und 1911.

<sup>7</sup> Die Kampfhandlungen der Hussiten im Bayerischen Wald und besonders im Böhmerwald behandelt Scheffczik, K.: Die Hussitenzeit im Böhmerwald. Ostbairische Grenzmarken 9 (1967) 238—247.

<sup>8</sup> Die Further fingen einmal einen böhmischen Raubritter. Er wollte entkommen, schwang sich auf sein Pferd (einen Schimmel) und ritt davon. Da wurde aber von der Torwache der Further Burg noch rechtzeitig das Fallgitter herabgelassen, das dem Pferd glatt den

schichte, die man sich in Warzenried (bei Neukirchen bei Hl. Blut gelegen) erzählt, kündigt vom Hussitenführer Žižka, der dort als Schmiedegeselle Pferdediebstähle organisiert habe<sup>9</sup>. Auf der anderen Seite der Grenze ist das Gedächtnis an diese Zeiten lebendig geblieben etwa in dem Roman über die Choden aus der Feder von Alois Jirásek, „Psohlavci“. Darin berichtet der Autor, die Choden hätten mehr als einmal blutige Händel mit ihren bayerischen Nachbarn auszufechten gehabt, und zwar mit Wilddieben und sonstigen Schädigern, besonders aber mit den Furthern<sup>10</sup>. Die Erinnerung an die damalige Unruhe an dieser Grenze wird schließlich jedes Jahr erneuert durch den Further Drachenstich, dem ich mich nunmehr zuwenden möchte.

Dieses Volksschauspiel hatte ursprünglich nichts mit dem Nachbarlande zu tun. Es war ein Mysterienspiel vom hl. Georg und war in die Further Fronleichnamsprozession integriert<sup>11</sup>. Dieses einmalige Ereignis hat seit jeher viele Besucher aus nah und fern angezogen. So verwundert es nicht, wenn aus früheren Zeiten berichtet wird, daß sich zu diesem Feste auch die benachbarten Böhmen versammelten und vom Drachenstich faszinieren ließen. Davon wird etwa folgendes erzählt (K. v. Reinhardtstöttner in der Erzählung „Der Bilmessschneider“<sup>12</sup>): „In der benachbarten Grenzstadt Furth ging es unendlich lebhaft her. Nicht nur der Ort selbst bot ein buntgefärbtes Bild, auch die Straßen, die zu ihm führten, wiesen Scharen fremder Pilger auf. Die Heerstraße von Cham wimmelte von Wanderern, nicht minder die schöne weiße Straße, die von Taus über Vollmau<sup>13</sup> an dem Kreuzkirchlein des Further Friedhofs vorüberleitet. Alles strömte zusammen, um das beliebte Schauspiel des Drachenstichs zu genießen, eines alten Further Festes, um welches Furth

---

Kopf wegschlug. Rumpf und Reiter blieben innerhalb der Befestigung. Der Böhme mußte dann im Hungerturm elend sterben. Der Schimmel macht dagegen noch heute nach Mitternacht seine Runde durch die Stadt (selbstverständlich ohne Kopf). Vgl. Brunner, J.: Geschichte der Grenzstadt Furth i. Wald. Furth i. Wald 1932, S. 90 f.

<sup>9</sup> Krämer, K. B.: Landkreis Kötzing. Bayerischer Wald. Straubing 1964, S. 296.

<sup>10</sup> Jirásek, A.: Psohlavci. Historický obraz [Hundsköpfige. Ein historisches Bild]. Prag 1954, S. 8: „... jak staré paměti vypravují, bylo Chodům nejednou krvavou bitku podstoupit, a to pytláky a škůdci bavorskými, zvláště brodskými.“

<sup>11</sup> Bauer, J. M.: Der Drachenstich in Furth. gehört gelesen. Die interessantesten Sendungen des Bayerischen Rundfunks, Nr. 9 (1961). — Dimpfl, E.: Der Drachenstich zu Furth i. Wald. Chronik des ältesten deutschen Volksschauspiels mit einer kurzen Zusammenfassung der Further Geschichte und des heutigen Bildes der Stadt. Furth i. W. 1977. — Brunner 257 ff. — Pongratz, J.: Ortsgeschichte Furth i. Wald. Passau 1959. — Moser, H.: Der Drachenkampf in Umzügen und Spielen. München 1934, S. 45 ff. — Schmidt, L.: Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962, S. 50, 277. — Lange, W.: Der Drachenstich in Furth im Walde. In: Plaßmann, J. O. / Trahnigg, G.: Deutsches Land kehrt heim. Berlin 1939, S. 136 ff. Letzterer Beitrag ist jedoch ein „Beispiel von reinem Dilettantismus in gelehrter Aufmachung. Musterbeispiel für das Verbiegen der wissenschaftlichen Volkskunde in nationalsozialistischer Zeit“ (Schmidt 368). Wie mir Dr. E. Hanvölk vom Inst. f. Volkskunde der Bay. Ak. d. Wiss. mitteilte, entsteht z. Zt. an der Universität München eine Dissertation zum Further Drachenstich.

<sup>12</sup> K. v. Reinhardtstöttner, der in der 2. H. d. 19. Jahrhunderts in einer Villa in Lixenried lebte, hat sich viel mit der Further Gegend beschäftigt und wichtige Abschnitte aus der Geschichte dieses Landstrichs in kulturhistorischen Bildern dargestellt.

<sup>13</sup> Tsched. Folmava; heute Grenzübergang.

von seinen Nachbarn viel beneidet wird, die ihm dies Privileg um schwere Summen abzulösen, sich mehrmals vergeblich anboten . . . Die reiche Farbenpracht der böhmischen Mädchen, in deren Kleidung vornehmlich Rot den Hauptton bildete, bringt frisches Leben in das Bild. Die zahlreiche Menge wogt auf und ab von der Kreuzkirche bis zum Bay<sup>14</sup> und wieder zurück, in Erwartung der Prozession und des sich unmittelbar anschließenden Drachenstichs<sup>15</sup>.“ Und ein Kalender für katholische Christen zum Jahre 1859 erwähnt ebenfalls die Beliebtheit des Drachenstichs bei den böhmischen Nachbarn: „Schon am Abend zuvor ziehen die benachbarten Böhmen in dichten Schaaren ein und übernachten auf dem langen und breiten Marktplatze; da sieht man fast lauter lange, einfache, weite, dunkelfarbige Mäntel; breite, niedrige, runde, schwarze Hüte; gelbe, lederne Hosen; rothe strümpfe; weiße kopftücher; rothe und sonst hellfarbige Kittel und Röcke<sup>16</sup> . . . Da bewegt sich ein braungrüner Drache — ein mit bemalter Leinwand überzogenes, von zwei im Innern verborgenen Männern dirigiertes Holzgerippe — durch die Menge, den rothen Rachen mit langen weißen Zähnen aufgesperrt, und schnappt bald nach einem Böhmen, bald nach einer Böhmin; begnügt sich aber mit einem breiten Hute, einer breiten Tellerhaube oder einem weißen Kopftuche, die er wieder fallen läßt, da er von Weitem die Prinzessin sitzen sieht, denn Silber und Gold möchte er verschlingen und den zarten Leib der Jungfrau verzehren . . . Der Drache . . . rückt nun gegen die Prinzessin vor. Der Ritter, indeß wohlgemuth, sprengt ihm entgegen und stößt ihm den Speer in's Zahnfleisch . . . so daß zur Freude des Volks, insbesondere des böhmischen, Blut aus dem Rachen — Drachenblut — fließt, in welches mancher sein Sacktuch taucht, um ein sympathetisches Mittel zu haben . . .<sup>17</sup>.“ Neben der berühmten Wallfahrtskirche von Neukirchen bei Hl. Blut (s. u.) ist es also der Drachenstich zu Furth i. Wald gewesen, der in früheren Zeiten die böhmischen Nachbarn über die Grenze lockte.

Nachdem der Drachenstich von Obrigkeit und Geistlichkeit immer wieder angefeindet worden war, löste er sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Fronleichnamsprozession und wurde am zweiten Sonntag im August aufgeführt. Bald genügte der alte, kurze Festspieltext nicht mehr; die Further wollten den Drachenstich in einen historischen Bezug gestellt haben. In den Jahren ab 1920/21 hielten sich die Grenzstädter in erster Linie an einen Festspieltext, der von Heinrich Schmidt (Studienprofessor von Bayreuth) stammt. In diesem Spiel wird der Drache zum ersten Male mit dem Nachbarlande Böhmen in Verbindung gebracht. Maria, die Burgherrin von Furth, erzählt dem vom Kreuzzug heimkehrenden Udo, dem späteren Drachentöter:

„Ein Jahrs ist's her, da brach ein abscheulicher Drache von B ö h m e n in dieses stille Tal ein, mit jedem Tag wuchs die Zahl der unglücklichen Opfer, die das

<sup>14</sup> Bekannte Gaststätte in der Grenzstadt.

<sup>15</sup> Zit. nach D i m p f l 11.

<sup>16</sup> B l a u , F.: Die tschechische Volkstracht der Tauser Gegend. Zeitschrift f. österreichische Volkskunde 12 (1906). — Z a b o r s k y - W a h l s t ä t t e n , O. v.: Die Tracht im Bayerischen- und Böhmerwald. Eine Trachtenkunde. München 1979 (Reprint). Zur böhmischen Tracht vgl. auch Anm. 37 dieses Beitrags.

<sup>17</sup> Zit. nach D i m p f l 13 f.

Ungetüm verschlang. Kürzlich kam zitternd und totenbleich ein Wanderer hier an, den der Drache absichtlich verschont hatte, damit er verkünde, daß der Lindwurm bereit sei, unsere Gegend zu verlassen, wenn sich ihm die edelste Jungfrau des Landes freiwillig opfern würde. Als sein Opfer bezeichnete er — mich<sup>18</sup>.“

Nachdem auch dieser Text, der noch ganz dem Geist der Jahrhundertwende verpflichtet war, den Ansprüchen nicht mehr genügte, hielt man Umschau nach einem neuen Text, der das Brauchtum dieses alten Volksfestes mit der Geschichte des Grenzlandes verbindet. In dieser Beziehung konnte ja das Spiel von Schmidt nicht genügen, da es Geschehen aus der Zeit der Kreuzzüge bot, die Furth ja nicht direkt tangierten. Es war nun der Schriftsteller, Hörspielautor und Redakteur Josef Martin *Bauer*, der diesen Anforderungen gerecht zu werden versuchte und einen entsprechenden Text für den Furth Drachenstich schrieb (Uraufführung 1952, seit 1953 in der dramaturgischen Einrichtung von Sigfrid *Färber*)<sup>19</sup>. Das bewegte Schicksal des Grenzlandes und wohl auch die Ausweisung der Sudeten-deutschen vor Augen, wählte der Autor als historischen Hintergrund die Schlacht bei der benachbarten böhmischen Stadt Taus von 1431, in der das starke Kreuzzugsheer von den Hussiten vernichtend geschlagen wurde. Es war dies das letzte Kreuzzugsheer, „das die Christenheit unter maßgeblicher Beteiligung der deutschen Nachbarschaft nach Böhmen entsandt hatte — unentschlossen geführt, an Kampfmoral dem Gegner nicht entfernt gewachsen, wenn auch meist zahlenstärker, jedesmal zum Rückzug, meist zur Flucht gezwungen“<sup>20</sup>. Wichtige inhaltliche Elemente des neuen Spiels sind (neben der Herkunft des Drachen wiederum aus Böhmen — vgl. die Bürgersfrau im Spiel: „... Der Drache aus Böhmen is wieder da“<sup>21</sup>) das Hussitenthema (besonders die Feigheit der Reichsritterschaft betreffend) und die Vertiefung und Ausföhrung des Drachenmythos um das Grenzthema. In diesem neuen Spiel verkörpert der Drache das Böse im Menschen und unter den Menschen. Ein Sieg über ihn bedeutet zugleich den Triumph des Guten über das Böse. An einer Stelle tritt im Text diese Sicht (Grenzsituation der Stadt, geistiges Drachenbild, reale Bedrohung) deutlich hervor:

„Mönch: ... Der Drache liegt vor Furth.

Kardinal: (gleichmütig) Der Drache liegt auch vor Rom, vor Köln, vor Prag oder Madrid. Er liegt mitten drin. Zwischen den Menschen. In den Menschen.

Mönch: Ihr meint den Drachen anders. Hier aber ist er leibhaftige Wirklichkeit. Er ist da. Er brüllt, er frißt und vernichtet. Habt Ihr's noch nie erlebt, Eminenz, daß Er — Ihr könnt' ihn nennen wie Ihr wollt — selbst unter die Menschen geht, um mit satanischer Gewalt auch das noch zu vernichten, was die Menschen übriggelassen haben?

<sup>18</sup> Drachenstich Furth i. W. Volksschauspiel in 2 Akten. Text und Musik von Dr. Heinrich Schmidt. Furth i. W. o. J. (1920), S. 21 f.

<sup>19</sup> Drachenstich-Festspiel Furth i. Wald. Hrsg. v. Drachenstich-Festausschuß. Furth i. Wald 1953.

<sup>20</sup> Bosl, K. (Hrsg.): Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 1. Stuttgart 1967, S. 525.

<sup>21</sup> Drachenstich-Festspiel Furth i. Wald, S. 13 (in Dialekt).

Kardinal: Mag sein. Dann sucht Er sich wohl einen besonders wunden und besonders brandigen Winkel dieser Erde aus.

Mönch: Grenze, Herr Kardinal. Armut, Herr Kardinal. Der Boden ist gut für den Drachen.

... 22. "

Zwei Aspekte sollten hier herausgestellt werden: Da ist einmal der Besuch des Further Drachenstichs durch die böhmischen Nachbarn in früheren Zeiten. Da ist zum anderen die Vertiefung des Drachenmythos in den fünfziger Jahren um die historische Dimension, die sich auf die Hussitenzeit bezieht. Besucher des Drachenstichs kamen also aus Böhmen, zuletzt gelangte auch der Drache von dort herüber. Das heutige Spiel selber ist von der Flucht aus Böhmen geprägt: Flüchtende sind das Volk, der Drachentöter Udo, der noch rechtzeitig zu seiner Heldentat kommt, der Ritter Erasmus Sattelpogner von Arnschwang und der Kardinal Julian — alle zurückweichend vor dem Drachen und vor den Hussiten. Während die historische Realität nichts Gutes bereithält, wird jedoch durch die Tötung des Drachen im Mythos Ausgleich geschaffen.

Besondere Anlässe führten also die Menschen aus Böhmen nach Bayern, aber auch Bayern gelangten ins Nachbarland. So werden wir durch *Haller* auf den Tatbestand bayerischer Wallfahrten nach Böhmen verwiesen<sup>23</sup>. Ziel dieser Züge war v. a. der „Heilige Berg“ (Svatá hora, mons sacer) bei Pýšbram in Südböhmen, 60 km südöstlich von Prag gelegen. Solche Prozessionen, die seit dem späten 18. Jahrhundert stattfanden, konstituierten sich u. a. aus Teilnehmern aus dem Unteren Bayerischen Walde. Zu nennen sind hier Pilger aus den Orten Aicha vorm Wald (bei Passau), Sankt Oswald, Mauth, Finsterau, Kirchdorf, Frauenau, Zwiesel, Bodenmais, Ruhmannsfelden und Arnbruck. Ihre Blütezeit erlangte die Wallfahrt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit dem Jahre 1939 ist sie zum Erliegen gekommen. *Haller* meint zu diesem Phänomen: „Kein anderer Gnadenort . . ., weder Altötting noch Neukirchen beim heiligen Blut, hat in dieser Spätzeit des volksfrommen Pilgerwesens den ‚Heiligen Berg‘ an Beliebtheit übertreffen können. Er war, mit Fug zu sagen, zu einer echten bairischen Hoffnung geworden, nachdem die lokalen Hauswallfahrten bis auf wenige Beispiele in der Aufklärung zum Erliegen gekommen waren“<sup>24</sup>.

*Haller* hat im Rahmen seiner volkskundlichen Forschungen zum Thema dieser bayerischen Wallfahrten nach Böhmen auf die noch heute im Bayerischen Walde vorhandenen und geschätzten hölzernen Madonnenfiguren verwiesen, die die frommen Pilger von ihren Wallfahrtszügen zum „Heiligen Berg“ als Andenken mit nach Hause brachten. Von den alten Leuten werden diese Zeugnisse böhmischer volkstümlicher Sakralkunst als „Pýšbramer“ oder „Unsere liebe Frau vom Heiligenber“ (Gegend von Grafenau, Kirchdorf, Regen, Zwiesel und Bodenmais) oder als „Prager Muttergottes“ (um Osterhofen) bezeichnet. Der kulturgeographische Begriff „Böhmische Madonnen“ kommt erst in der letzten Zeit in Gebrauch.

<sup>22</sup> E b e n d a 37.

<sup>23</sup> *Haller*, R.: Böhmische Madonnen in Bayern. Ein Beitrag zur Volkskunst in der bayerisch-böhmischen Kulturlandschaft. Grafenau 1974 (mit weiterführender Literatur).

<sup>24</sup> E b e n d a 6.

Bei diesen Madonnenfiguren handelt es sich um folgende Arten: Die einen sind Kopien der „Panna Maria Svatohorská“ (Jungfrau Maria vom Heiligen Berg) bei Příbram, die hinter Glas auf dem „Silbernen Altar“ der Heiligenberger Wallfahrtskirche aufbewahrt wird und die Pilger aus Bayern und Böhmen angezogen hatte. Der Legende nach soll der erste Prager Erzbischof, *Ernst* von Pardubitz (Arnošt z Pardubic), im 14. Jahrhundert das 0,49 m hohe gotische Standbild aus Birnbaumholz geschnitzt haben. Eine anschauliche Beschreibung aus späterer Zeit besitzen wir von dem bekannten Jesuiten Bohuslav *Balbin* (1668)<sup>25</sup>. Neben dieser einen Art von Statuetten (gekrönte Muttergottesfiguren mit dem Kinde auf dem Arm, einfach ausgeführt und bemalt) gibt es noch eine andere (Maria mit dem Szepter und mit einem globustragenden Christuskind, farbig und in Gold gekleidet), die oft mit dem ersten Typus (also mit der Nachbildung der „Heiligenberger“) verwechselt wurde. Ein Vorbild für diesen zweiten Typus vermag Haller nicht zu nennen. Im Bayerischen Wald erfreut sich doch gerade er immer noch einer höheren Wertschätzung als der erste Typus. Alles in allem sollte eine böhmische Madonna (sei es der einen oder anderen Ausführung) „schützen und helfen wie die Mutter auf dem Heiligen Berg und konnte an Haus und Hof, in der Kapelle, am Fronleichnamsaltar oder bei feierlichen Umzügen die bewahrende Repräsentanz der böhmischen Muttergottes, die eine bayerische wurde, sinnhaft verkörpern“<sup>26</sup>. Aber nicht bloß Madonnen gelangten aus dem Nachbarland herüber, Haller verweist im gleichen Zusammenhang auch auf Nachbildungen der Pietà von Šaštin (dt. Schoßberg, ung. Sasvár, in der westlichen Slowakei) und auf Figuren des hl. Nepomuk.

Gerade die Verehrung der Mutter Gottes in Bayern (Maria als Patrona Bavariae) und Böhmen (dieses als ein marianisches Land) ist für viele Beziehungen in Brauchtum und in der religiösen Kunst charakteristisch geworden. So heben *Hartinger* und *Herzogenberg* die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß an einem Gnadenort Kopien der Gnadenbilder anderer Wallfahrtsstätten angebracht und verehrt werden können<sup>27</sup>. In diesem Zusammenhang sind besonders Bilder, Figuren etc. zu erwähnen, die aus Böhmen in den Bayerischen Wald herüber gelangten bzw. die auf der bayerischen Seite kopiert wurden und noch heute gläubige Zuwendung finden. Erfassung und Identifizierung dieser religiösen Kunstgegenstände, die die wechselvolle Geschichte der letzten Jahrhunderte überdauerten, schreiten in den letzten Jahren voran.

Hier möchte ich besonders auf zwei Gnadenbilder der Schmerzhaften Mutter Gottes im Bayerischen Wald aufmerksam machen. Es handelt sich beide Male um einen künstlerischen Ausdruck der Aussage über Christi Grablegung bei Joh. 19, 38—42. Die Gestaltung des Themas durch Künstler der Ost- wie der Westkirche

<sup>25</sup> Vgl. die Beschreibung bei Haller 7 f. nach Balbinus, Bohuslav: Heiliger Berg Oder Ausführliche Beschreibung des Wunderthätigen Bildnuß Unser Lieben Frauen ob dem Heiligen Berg im Königreich Böhmeim. Prag 1668.

<sup>26</sup> Haller 50.

<sup>27</sup> Herzogenberg, J. v.: Marianische Geographie an böhmischen Wallfahrtsorten. Der Weiße Berg - Rimau in Südböhmen - der Heilige Berg. Alte und moderne Kunst 16 (1971) 9. — Hartinger, W.: Marien-, Wenzel- und Nepomukwallfahrten in Böhmen. JbODV 22 (1979) 38 f.

ist bekannt. Hinzuweisen ist aber auf einen Typus, der im 17. Jahrhundert entstand und bei dem die künstlerische Darstellung ganz auf die beiden Hauptpersonen Maria und Christus beschränkt ist. Es bleiben also weg der Salbungsstein und die Jünger sowie das Landschaftliche (also alles Umgebende). Auf diesen Bildern greift die Mutter Gottes unter den Kopf Christi und zieht diesen ganz an ihre Wange heran. Statt des umgebenden Beiwerks findet sich ein zeitlos dunkler Hintergrund (als eine Art Vorhang mit Sternen besetzt). Ein goldenes Band trennt die beiden Hauptgestalten von diesem Hintergrund. Zu diesem Darstellungstypus nun gehört ein Bild, das heute in der kleinen Kirche in Kolmstein, auf dem Höhenzug zwischen Hohenbogen und Osser, nahe dem bekannten Wallfahrtsort Neukirchen bei Hl. Blut gelegen, aufbewahrt wird (40 x 52 cm, in Ölfarbe auf Brett gemalt)<sup>28</sup>. In Beziehung zu diesem Bild steht ein anderes in der Prager St. Michaelskirche (Altstadt), das für das Urbild gehalten wird. Dieses Bild ist dann 1686 für die Kirche in Přeštice (20 km südlich von Pilsen) kopiert worden; die Abbildung wurde dort als Gnadenbild verehrt. Kopien wiederum vom Přešticer Bild erlangten eine gewisse Verbreitung (Stiftskirche in Kladrau <Kladruby> in den Häusern böhmischer Bürger). Eine dieser Kopien befand sich in einem Bürgerhaus der Stadt Mies (tschech. Strýbro, 30 km westlich von Pilsen). Am 20. Juni 1737 stellte man an diesem Bilde Feuchtigkeit fest; hierauf wurde das Bild in die dortige Allerheiligenkirche übertragen. Im 18. Jahrhundert erfreute sich dieses Bild eines regen Zulaufs von Pilgern. Nun wurden auch Kopien von diesem Bild angefertigt. Charakteristisch für diese Kopien sind besonders die zwei Tränenstränge, die vom rechten Auge Marias ausgehen, über Jesu Gesicht fließen und in einem weißen Tropfen auf dessen Brust enden. Eine der Kopien wird in der Kapelle St. Dionys in dem 10 km östlich von Mies gelegenen Hracholusky aufbewahrt. Eine weitere ist in der Wallfahrtskirche zur Hl. Dreifaltigkeit in Kappl (bei Waldsassen) vorhanden. Vielleicht um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelangte auch eine Kopie nach Kolmstein in die damalige Einsiedlerkapelle (den Vorgänger des heutigen Kolmsteiner „Kircherls“). Wer das Bild nach Kolmstein gebracht haben könnte oder wer es geschaffen hat, ist noch nicht ermittelt worden. Wohl hat sich die Legende dieses Bildes bemächtigt<sup>29</sup>.

Die Mieser Darstellung gab nicht bloß das Vorbild für gemalte Bildkopien, sondern auch für Kupferstiche ab. Solche stammen vom Augsburger Kupferstecher J. C. Hafner (1668—1754). Dieser Kupferstich hat seinerseits ebenfalls weitergewirkt. Ein nach ihm bemaltes Bild (19 x 29 cm, mit Temperafarben auf Papier) kam 1737/38 in das bei Kötzing gelegene Bachmeierholz, wo zu seiner Verehrung kurze Zeit später eine Kapelle errichtet wurde. Dieses Bild enthält eine interessante Beschriftung, die den Bezug des Bildes bzw. der Vorlage des Kupferstichs zum

<sup>28</sup> Heitzer, M.: Vom Pestfriedhof 1636 zum Kolmsteiner Kircherl 1980. Stamsried o. J. — Den neuesten Stand seiner Nachforschungen hat Pfarrer Heitzer von Haibühl zusammengefaßt in „Das Gnadenbild der Schmerzhaften Mutter“. Veröffentlicht zum Patrozinium 1980. Ich halte mich im folgenden an diese Publikationen.

<sup>29</sup> Ein Einsiedler/Fremder hätte das Bild auf seiner Wanderung bei sich gehabt. Als er es nicht mehr weitertragen konnte (aus Entkräftung oder aus übernatürlicher Eingebung), hätte er Halt gemacht. Dies sei auf der Höhe von Kolmstein geschehen. Seitdem sei das Bild dort verblieben (nach Heitzer).

Mieser Bilde und zugleich auch noch die Signierung durch den Kupferstecher enthält: „Vera Effigies B. V. M. Dolorosa in Regina Civitate Misensi Sanguinem una cum dilecto filio suo die 20. Junu 1737. J. C. Hafner.“

Nach den Wallfahrten der Bayern nach Böhmen und nach der Verehrung von Gnadenbildern, die auf böhmischen Vorlagen beruhen, ist auch auf die Wallfahrt der Tschechen hinzuweisen. Über dieses Wallfahrtswesen, in dessen Mittelpunkt die Gestalten Wenzel, Maria und Nepomuk standen, sind wir durch den Beitrag *Hartingers* unterrichtet (vgl. Anm. 27). Bemerkenswert ist seine Vermutung, von bayerischer Seite (Herzog Maximilian) sei besonders die Marienwallfahrt entlang der bayerisch-böhmischen Grenze gefördert worden, um die tschechischen Gläubigen im katholischen Bekenntnis zu stärken. Waren doch damals der Begriff „Böhme“ und „Ketzer“ beinahe synonym geworden. Darüber klagt auf bayerischer Seite der Franziskaner Fortunat *Hueber*<sup>30</sup>, davon kündigt auf der anderen Seite ein Sprichwort, das der Jesuit Šebastian Vojtěch *Berlička* (Scipio) Plzeňský in seine tschechische Postille aufgenommen hat:

„Schwab ein Schwetzer  
Behem ein Ketzer“<sup>31</sup>.

Als ein Gnadenort, der von Bayern wie Tschechen besucht wurde, hat sich das hart an der bayerisch-böhmischen Grenze gelegene Neukirchen bei Hl. Blut erwiesen. Schon die Entstehung der Wallfahrt nach Neukirchen ist eng mit der Geschichte des Nachbarlandes verbunden. Sie weist nochmals zurück in die Hussitenzeit mit ihren kriegerischen Auseinandersetzungen im Grenzlande: Die Verletzung der dort verehrten Madonna wird einem „gottlosen“ Hussiten zugeschrieben. Auch soll das Gnadenbild von „drüben“ stammen (aus Lautschim)<sup>32</sup>. Über die Gnadenstätte von Neukirchen bei Hl. Blut und die Wallfahrt zu ihr berichtet ausführlich die umfassende Arbeit von *Hartinger*<sup>33</sup>. In einem weiteren Beitrag befaßt sich *Hartinger* mit der Beziehung der Tschechen zu diesem bayerischen Gnadenort an der Grenze eingehender<sup>34</sup>. Diese tschechische Wallfahrt hielt an bis 1944<sup>35</sup>. In den Berichten darüber wird immer wieder auch auf die farbenprächtige

<sup>30</sup> Baumann, W.: P. Fortunat Hueber O. F. M. über bayerische und böhmische Marienwallfahrten. *BohZ* 21 (1980) 368—375.

<sup>31</sup> Vgl. Svátečnj Postilla yak Kostelnj tak Domácy [Feiertagspostille für Kirche und Heim]. Prag 1668, S. 26.

<sup>32</sup> Zur Bestimmung der Legendenberichte über die Entstehung der Wallfahrt vgl. jetzt Kretzenbacher, L.: Die bayerische Hussitenfrelve-Legende von Neukirchen bei Heilig Blut. In: Das verletzte Kultbild. Voraussetzungen, Zeitschichten und Aussagewandel eines abendländischen Legendentypus. München 1977, S. 8—23 (Sb. d. Bay. Ak. d. Wiss. Phil.-Hist. Kl. 1977, H. 1).

<sup>33</sup> Hartinger, W.: Die Wallfahrt Neukirchen bei heilig Blut. Volkskundliche Untersuchung einer Gnadenstätte an der bayerisch-böhmischen Grenze. Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 5 (1971) 23—241. — Vgl. auch Baumann, M.: Neukirchen b. Hl. Blut. Markt und Wallfahrt am Hohenbogen. Grafenau 1978.

<sup>34</sup> Hartinger, W.: Die Bedeutung Böhmens für die Wallfahrt Neukirchen bei heilig Blut. In: Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantrittes Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag. Hrsg. v. G. Schwaiger und J. Staber. Regensburg 1972, S. 257—265.

<sup>35</sup> Ebinda 262.

Tracht der Wallfahrer aufmerksam gemacht: Die Männer erschienen in ihrem Sonntagsstaat, in langen, bis zu den Knien reichenden Stiefeln, einer kurzen gelbledernen Hose, weißen Strümpfen, einer Weste „von schwarzem Manchester mit einer Reihe schimmernder Knöpfe mitten über der Brust“, einem weitgeschnittenen weißen Leinwandrock und einem breitrempigen Hut, den „dann die jüngeren Leute mit allerlei Bändern zu zieren wissen“<sup>36</sup>. „Noch auffallender ist die Tracht der pilgernden Slavinnen. Sie tragen meistens Schuhe mit allerlei Verzierungen; ihre Strümpfe sind von roter Farbe, mit einem weißen oder blauen Zwickel oder weiß und rot gezwickelt. Der Rock oder der Kittel hat meist mannigfache Farben und das Eigene, daß der unterste Rand je nach dem Geschmacke der Eigenthümerin mit einem blauen, roten oder grünen, zwei Zoll breiten Bande rundum besetzt ist. Das Röcklein ist meist weiß, manchmal auch von anderen Farben, liegt an den Armen eng an, reicht . . . nicht bis über die Hälfte des Rückens hinab, ohne vorne auf der Brust schließbar zu sein, denn die Brust umgiebt ein Mieder, auf das dann noch ein größeres oder kleineres Pölsterchen geschnürt ist“<sup>37</sup>. Mit diesen böhmischen Pilgern müssen auch die tschechischen Postillen nach Neukirchen gelangt sein, die heute noch in der dortigen Klosterbibliothek aufbewahrt werden<sup>38</sup>. Ob die Wallfahrer freilich jenes dreisprachige (deutsch-lateinisch-tschechische) Marienlied gesungen haben, das Fortunat Hueber zitiert, mag dahingestellt sein<sup>39</sup>. Immerhin drückt sich hierin „außer der Freude am makkaronischen Spiel auch ein freundnachbarliches Entgegenkommen gegenüber den fremden Besuchern aus, die des Deutschen wohl nur mangelhaft und des Lateinischen gar nicht mächtig waren“<sup>40</sup>. Dennoch dürfte das dreisprachige Lied wohl eher ein gelehrtes Kuriosum und nicht eine für die Seelsorge gedachte religiöse Dichtung gewesen sein.

Handelt es sich im Falle von Neukirchen bei Hl. Blut um eine Wallfahrt mit langer Tradition, so dürfen jedoch auch die neueren Wallfahrten im Grenzland nicht vergessen werden, die im Gefolge der Ereignisse nach 1945 entstanden (die sog. Flüchtlingswallfahrten). Hier ist etwa an die nach dem Kriege kurz aufgekommene Wallfahrt zur „Ausgewiesenen Muttergottes“ in Mitterfirmiansreut (im Unteren Bayerischen Wald) zu erinnern. Dort wurden 1950, auf der bayerischen Seite der Grenze liegend, eine Muttergottesstatue sowie ein gußeisernes Wegkreuz gefunden, die von Tschechen dorthin gelegt worden sein mußten. Die Marienstatue

<sup>36</sup> E b e n d a (zit. nach dem Pfarrarchiv Neukirchen und nach dem Kalender für katholische Christen).

<sup>37</sup> E b e n d a.

<sup>38</sup> B a u m a n n, W.: Die tschechischen Postillen in der Bibliothek des Franziskanerklosters von Neukirchen bei Hl. Blut. BohZ 20 (1979) 37—43.

<sup>39</sup> H u e b e r, F.: Zeitiger Granatapfel der allerscheinbaristen Wunderzierden in denen Wunderthätigen Bildsaulen Unser L. Frawen, der allerheiligsten Jungfräwlichen Mutter Gottes Maria bey zweyen hochansehentlichen Völkern der Bayrn und Böhmen . . . München 1671, S. 28—31. — K l e i n, K.: Dreisprachiges Wallfahrtslied. Als Böhmisches Pilger nach Neukirchen beim Hl. Blut kamen. Waldheimat (Beilage zum Bayerwald-Echo, Regensburg) 6 (1965) Nr. 3.

<sup>40</sup> E i s, G.: Ein deutsch-lateinisch-tschechisches Wallfahrerlied aus dem Bayerischen Wald. In: Altgermanistische Beiträge zur geistlichen Gebrauchsliteratur. Aufsätze - Fragmentfunde - Miscellen. Bern und Frankfurt/M. 1974, S. 354.

gehörte in eine Kapelle zu Unterlichtbuchet auf der anderen Seite der Grenze<sup>41</sup>. Über ihre wunderbare Wanderung nach Bayern berichtet eine Tafelaufschrift u. a.: „Am 22. Mai des Hl. Jahres 1950 wurde diese altehrwürdige Mutter Gottes, welche seit Menschengedenken in der Kapelle in Unterlichtbuchet in Böhmen stand, über die Grenze gelegt aufgefunden und somit auch ausgewiesen wie einst ihre frommen Verehrer“<sup>42</sup>.

In den Bereich des „verletzten Kultbildes“ (Kretzenbacher) gehört schließlich auch jener „Geschändete Christus von Waldsassen“, der am 6. Februar 1951 an der bayerisch-tschechischen Grenze aufgefunden wurde. Die aus Holz geschnitzte Figur wird der inzwischen von den Tschechen beseitigten Wallfahrtskirche in Wies zugeschrieben. In den Berichten über die Auffindung dieses Korpus kommt noch einmal der schreckliche Aspekt der bayerisch-böhmischen Grenze zum Ausdruck<sup>43</sup>.

In dieser Darstellung von Brauchtum und religiöser Kunst in der bayerisch-böhmischen Kulturlandschaft kamen zwei Gesichtspunkte zur Sprache: Da ist zum einen die manchmal grausame Wirklichkeit, die immer wieder in den Berichten aus Vergangenheit und Gegenwart aufscheint. Da ist aber zugleich immer wieder vom Verbindenden die Rede gewesen. Wenn hier einige Tatsachen des Zusammenlebens von Bayern und Böhmen und damit der wechselseitigen kulturellen Beeinflussung vorgestellt wurden, so ist dies — um mit den Worten von Karl Bosl zu sprechen — ein „wichtiger Weg des heilenden Verständnisses der ‚Begegnung‘ zweier Völker, ihrer Symbiose, ihrer eigenen und gemeinsamen Leistungen . . .“<sup>44</sup>. Daher sollte bei der Betrachtung der bayerisch-böhmischen Kulturlandschaft auch mehr die Rede von Partnerschaft sein.

<sup>41</sup> Über die Wallfahrt der Heimatvertriebenen nach Mitterfirmiansreut (Gemeinde Philippsreut) informiert Schroubek, G. R.: Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Marburg 1968, S. 141—144.

<sup>42</sup> E b e n d a 144.

<sup>43</sup> E b e n d a 193 ff.

<sup>44</sup> B o s l : Böhmen und seine Nachbarn 251.

Nachtrag: Zum Gnadenbild von Přeštice existiert eine Broschüre aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg: K ü m p e l - S t a ň k o v s k ý, Bohuslav: Pamětní spis. Chrám nanebevzetí panny Marie v Přešticích [Gedenkschrift. Marienhimmelfahrtskirche in Přeštice]. Závorka-Staňkov o. J. mit Beschreibung der Entstehung der Wallfahrt, der Wunder und ausgestattet mit Abbildungen des Gnadenbildes. — Zur 650. Wiederkehr der Verleihung der Stadtrechte an Furth i. Wald vgl. jetzt den Beitrag von Bosl, Karl: Die Stadt an der Grenze. In: Furth i. Wald 1332—1982. Furth i. Wald 1982, S. 7—28 (Literaturangaben S. 28, zum böhmischen Nachbarn S. 20—23).

VERZEICHNIS DER NOCH EXISTIERENDEN  
HISTORISCHEN STAATSRECHTLICH BÖHMISCHEN  
ADELSGESCHLECHTER

*Von Roman Frhr. v. Procházka*

Soweit es die gegenwärtigen Zeitverhältnisse gestatten, soll die nachstehende Zusammenstellung eine möglichst vollkommene Liste aller noch blühenden Familien enthalten, die dem eingeborenen alten böhmischen Adel angehören, sowie derjenigen Geschlechter, die das Inkolat in den Ländern der böhmischen Krone besitzen (mit Weglassung der auf Grund ihres Royal Descent oder des szt. erworbenen Inkolates ebenfalls hierher gehörenden Mitglieder vormals regierender souveräner Häuser). Den Familiennamen ist gegebenenfalls das Jahr der Inkolatserteilung in Klammern beigelegt.

- |   |  |
|---|--|
| Abensperg und Trau, Grafen (1653)             | Bourguignon v. Baumberg, Freiherren (1757)           |
| Aichelburg, Grafen (1831)                     | Braida (Grafen (1739)                                |
| Allemann, Ritter                              | Brandis v. Leonburg, Grafen (1647)                   |
| Althan, Grafen (1575)                         | Brechler v. Troskowitz, Ritter (1816)                |
| Apfalt(r)ern, Freiherren (1843)               | Bubna v. Litic, Grafen                               |
| Apponyi, Grafen (1607 u. 1630)                | Bukuwky v. Bukuwka, Grafen                           |
| Arco, Grafen (1564 u. 1692)                   | Buol v. Wischenau, Freiherren (1753)                 |
| Arenberg, Herzöge (1814)                      | Buquoy (de Longueval), Grafen (1627)                 |
| Audziczky v. Audrsch, Freiherren              | Butler v. Clonebough, Grafen (1678)                  |
| Auersperg, Grafen u. Fürsten (1785 bzw. 1724) |  |
|   | Chorinsky v. Ledske, Grafen (1755)                   |
| Baillou, Freiherren (1782)                    | Clam-Martinic, Grafen (1792)                         |
| Baselli v. Süssenberg, Freiherren (1818)      | Clary-Aldringen, Fürsten (1627)                      |
| Beaufort-Spontin, Herzöge (1819)              | Collalto, Fürsten (1662)                             |
| Bechinie v. Lažan, Freiherren                 | Collaredo-Mansfeld, Fürsten (1593)                   |
| Belcredi, Marquis u. Grafen (1769)            | Coudenhove, Freiherren u. Grafen (1815)              |
| Belrupt-Tissac, Grafen (1825)                 | Czeike v. Badenfeld, Freiherren (1788)               |
| Berchtold v. Ungarschitz, Grafen (1635)       | Czernin v. Chudenitz, Grafen                         |
| Berlepsch, Grafen (1704)                      |  |
| Beust, Grafen (1735)                          | Daczicky v. Heslowa, Freiherren                      |
| Biron v. Curland, Prinzen (1733)              | Dalberg, Freiherren (1816)                           |
| Blumencron, Freiherren (1731)                 | Daublebsky v. Sterneck, Ritter und Freiherren (1805) |
| Böhm, Ritter (1813)                           | Des-Fours, Grafen (1636)                             |
| Bolza, Grafen (1762)                          |  |
| Boos-Waldeck, Grafen (1698)                   |  |

- Deym v. Strzitez, Grafen  
 Dlauhowesky v. Langendorf,  
   Freiherren  
 Dobrzensky v. Dobrzenicz, Grafen  
 Dohalsky v. Dohalitz, Grafen  
 Dubsky v. Trzebomyslic, Grafen  
 Dyhrn, Freiherren  
  
 Eisenstein, Ritter (1795)  
 Eichhoff, Freiherren (1835)  
 Enis (Mac-Enis), Freiherren (1680)  
  
 Fellner v. Feldegg, Ritter u. Freiherren  
   (1627)  
 Fleissner v. Wostrowitz, Freiherren  
   (1741)  
 Folliot de Crenneville, Grafen (1844)  
 Fontai(g)ne d'Harnoncourt-Unverzagt,  
   Grafen (1827)  
 Führer v. Haimendorf, Ritter (1816)  
 Fünfkirchen, Grafen (1603)  
 Fürstenberg, Fürsten (1605)  
 Futschikowsky v. Grünhof, Ritter  
   (1760)  
  
 Garnier, Ritter u. Grafen (1729)  
 Gemrich v. Neuberg, Ritter (1760)  
 Gersdorff, Freiherren  
 Geusau, Freiherren (1818)  
 Gežek (Ježek) v. Rittersfeld, Ritter  
 Giller v. Gillern, Ritter  
 Girtler v. Kleeborn, Ritter (1795 u.  
   1816)  
 Goëss, Grafen (1668)  
 Golcz v. d. Goltz, Freiherren und  
   Grafen  
 Gorcey-Longuyon, Grafen (1786)  
 Gudenus, Freiherren (1764 u. 1786)  
 Guggenberg, Ritter (1733)  
  
 Hardegg auf Glatz, Grafen (1502)  
 Harrach zu Rohrau, Grafen (1577)  
 Hartig, Grafen (1669)  
 Haslingen, Grafen (1727)  
 Haugwitz v. Biskupitz  
  
 Haymerle, Freiherren (1748)  
 Helly, Ritter  
 Hen(c)kel v. Donnersmark, Grafen u.  
   Fürsten (1608)  
 Hennet (-Sainte Marie), Freiherren  
   (1749)  
 Henniger v. Seeberg (Eberg), Freiherren  
 Herberstein, Grafen (1680)  
 Heussenstamm v. Heissenstein, Grafen  
   (1651)  
 Hildprandt v. Ottenhausen, Freiherren  
   (1667)  
 Holeyssowsky v. Slawietin (?)  
 Hoop, Ritter (1812)  
 Hoyos v. Stixenstein, Grafen (1585)  
 Hron v. Leuchtenberg (?)  
 Hruby v. Schwandenheim, Freiherren  
   v. Hruby u. Gelenj (1793)  
 Hubatius v. Kottnow, Ritter (1758)  
  
 Jenik-Zasadsky v. Gamsendorf, Ritter  
 Juncker v. Oberkonreuth, Freiherren  
  
 Kalchreuth (Kalkkreith), Freiherren  
 Kalina v. Jäthenstein, Ritter (1837)  
 Kapaun v. Swoykow, Freiherren  
 Karg v. Bebenburg, Freiherren (1795)  
 Kfeller v. Sachsengrün, Freiherren  
 Khevenhüller(-Metsch), Fürsten (1725)  
 Khuen v. Belasi, Grafen (1637)  
 Kinsky v. Wchinitz u. Tettau, Grafen u.  
   Fürsten  
 Klebelsberg, Grafen (1660)  
 Kölbl v. Geysing (?)  
 Kolowrat-Krakowsky, Grafen  
 Korb v. Weidenheim, Freiherren (1815)  
 Kottwitz, Freiherren  
 Kotz v. Dobrsch, Ritter u. Freiherren  
 Kuenburg, Grafen (1678)  
 Kutschera, Freiherren (1821)  
 Kwieton v. Rosenwald, Ritter  
  
 Lamberg, Grafen (1607 u. 1663)  
 Larisch, Grafen  
 Lažansky, Grafen

- Ledebur-Wicheln, Grafen (1655 u. 1804)  
Lexa v. Ährenthal, Grafen (1805)  
Lhoták auf Hohenhotta, Ritter  
Lichnowsky, Fürsten  
Lichtenstein, Fürsten (1633)  
Lipowsky v. Lipowitz, Ritter und Freiherren  
Lobkowicz, Fürsten  
Lodgman v. Auen, Ritter  
Löwenstein-Wertheim, Fürsten (1712)  
Lyncker v. Lützenwieck, Freiherren (1805)
- Maczak v. Ottenburg (1642)  
Magnis v. Žlaby, Freiherren (1596)  
Mamming, Grafen (1695)  
Materna v. Kwietnicz, Ritter  
Mattenclot, Freiherren (1689)  
Matuschka v. Topoltschan, Freiherren u. Grafen  
Mensdorff-Pouilly, Grafen (1839)  
Menschik v. Menstein, Ritter  
Meraviglia-Crivelli, Grafen (1761)  
Mirbach, Grafen (1786)  
Mittrowsky v. Nemischl, Grafen  
Mladota v. Solopisk, Freiherren  
Mlikowsky v. Lhota, Ritter
- Nebesky v. Wojkowicz, Ritter (?)  
Nostitz-Rieneck, Grafen (1579)
- Oppersdorff, Grafen  
Öttingen-Wallerstein, Fürsten (1833)
- Paar, Grafen u. Fürsten (1627)  
Pachta v. Rayhofen, Grafen  
Palffy v. Erdöd, Grafen (1597)  
Pallavicini, Markgrafen (1812)  
Pappenheim, Grafen (1628)  
Parish v. Senftenberg, Freiherren (1816)  
Pelhrzimowsky v. Greifenfels (?)  
Pergler v. Perglas, Freiherren  
Petsch v. Petschendorf, Ritter
- Peyerl v. Peyersfeld, Ritter (1781)  
Podstatzky(-Lichtenstein) v. Prusinowitz, Grafen (1763)  
Polzer-Hoditz, Grafen (1756)  
Posadowsky v. Postelwitz, Freiherren  
Pötting und Persing, Grafen (1649)  
Praetorius v. Richthofen, Freiherren (1. Linie 1735)  
Pražma/Praschma v. Bilkau, Grafen  
Preysing, Grafen (1718)  
Procházka, Freiherren (1818)  
Pückler v. Groditz, Grafen (1782)
- Radetzky v. Radetz, Grafen  
Razumowsky v. Wigstein, Grafen (1811)  
Regner v. Bleileben, Freiherren (1627)  
Reichenbach, Freiherren und Grafen  
Reisky v. Dubnitz, Freiherren  
Rohan, Fürsten u. Herzöge (1808)  
Rumerskirch, Freiherren (1797)
- Saint-Julien, Grafen (1627)  
Salm-Reifferscheid, Altgrafen (1693)  
Sauerma(n)-Jeltsch, Freiherren  
Schaffelitzky v. Mukadel, Freiherren  
Schaffgotsch, Grafen  
Schaumburg-Lippe, Fürsten (1843)  
Schirndinger v. Schirnding, Freiherren u. Grafen  
Schleinitz, Freiherren  
Schlik, Grafen  
Schmettau, Freiherren  
Schönborn, Grafen (1709)  
Schönburg, Fürsten (1818)  
Schönfeld, Ritter (1816)  
Schreitter v. Schwarzenfeld, Ritter (1815)  
Schürer v. Waldheim, Ritter  
Schwarzenberg, Fürsten (1654)  
Sedlnitzky, Grafen  
Ségur-Cabanac, Grafen (1811)  
Seilern, Grafen (1710)  
Serenyi, Grafen (1638)  
Silva-Tarouca, Grafen (1760)  
Skrbensky v. Hrzisstie, Freiherren

- Skronsky v. Budczow, Freiherren  
 Spanocchi, Grafen (1846)  
 Sprinzenstein, Grafen (1657)  
 Stadler v. Wolffersgrün, Ritter (1640)  
 Starhemberg, Fürsten (1575)  
 Sternberg, Grafen  
 Stillfried, Freiherren (1803)  
 Strachwitz, Grafen  
 Stransky v. Stranka u. Greiffenfels,  
 Ritter (1734)  
 Strassoldo, Grafen (1627)  
 Streer v. Streruwitz, Ritter  
 Stubenberg, Grafen (1546)  
 Stürgkh, Grafen (1723)  
 Sulkowski, Fürsten (1737)  
 Sztaray, Grafen (1801 u. 1815)
- Talaczko v. Gesstieticz, Ritter  
 Thürheim, Grafen (1683)  
 Thun-Hohenstein, Grafen u. Fürsten  
 (1627)  
 Thurn u. Taxis, Fürsten (1797 bzw.  
 1832)  
 Thurn-Valsássina, Grafen (1689)  
 Thysebaert, Freiherren (1811)  
 Tiegel v. Lindenkron, Ritter (1817)  
 Trauttmandorff, Fürsten (1627)  
 Trazegnies d'Ittré, Grafen und Marquis  
 (1818)  
 Trmal v. Taussicz, Ritter (?)
- Tunkl v. Aschbrunn u. Hohenstadt,  
 Freiherren  
 Vetter v. d. Lilie, Grafen (1654)  
 Vogt v. Hunolstein, Ritter (1656)
- Waldeck-Pyrmont, Fürsten (1784)  
 Waldstein(-Wartenberg), Grafen  
 Wallis, Freiherren u. Grafen (1645)  
 Walterskirchen, Freiherren (1684)  
 Weltrubsky v. Weltrub, Ritter  
 Wengersky, Grafen (1652)  
 Wenzel v. Sternbach, Freiherren (1761)  
 Werndl v. Lehenstein, Ritter (1787)  
 Widmann-Sedlnitzky, Grafen (1712)  
 Wiedersperger v. Wiedersperg, Frei-  
 herren  
 Wielopolski, Grafen (1656)  
 Windisch-Graetz, Fürsten (1557)  
 Wolkenstein, Grafen (1627)  
 Woracziczky v. Pabienitz, Grafen  
 Wratislaw v. Mitrowitz, Grafen  
 Wrba v. Würben u. Freudenthal,  
 Grafen  
 Wurmbrand-Stuppach, Grafen (1836)
- Zessner v. Spitzenberg, Freiherren  
 Zedtwitz, Grafen  
 Zhorsky v. Zhorz(e), Ritter  
 Zichy, Grafen (1825)  
 Zierotin, Grafen  
 Zischka v. Trotzenau, Ritter (1734)

Der böhmische Historiker und Landesarchivar Dr. Anton Gindely veröffentlichte in den Abhandlungen der Kgl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften in Prag 1886 eine einschlägige Studie über „Die Entwicklung des böhmischen Adels und der Inkolatsverhältnisse seit dem XVI. Jahrhundert“; bereits zwanzig Jahre vorher hatte er am Schlusse seines diesbezüglichen Gutachtens an den Kgl. Böhmisches Landesausschuß in Prag am 1. Februar 1866 u. a. geschrieben: „Seit 1848 haben die österreichischen Monarchen als Könige von Böhmen infolge der Umgestaltung der politischen Verhältnisse kein Inkolat mehr erteilt. Der böhmische Adel ist seither der privilegierten Stellung, die er auf Landtagen eingenommen, verlustig gegangen, aber kein Grund liegt vor, ihn auch jener Rechte für verlustig zu erklären, die er sonst genoß, wofern nicht neue Gesetze anders bestimmt haben. Zu diesen noch jetzt unverkürzten Rechten gehört das alleinige Zulassen zu Stiftungen, die ausdrücklich für den böhmischen Adel — versteht sich Herren- und

Ritterstand — begründet wurden. Es ist richtig, daß durch die nicht weitere Erteilung von Inkolaten die Teilnehmer an solchen, dem böhmischen Adel eigenen Rechten eine *abgeschlossene Klasse* bilden . . .“ (Abgedruckt i. d. Mitteilungen des Kgl. böhm. Landesarchivs, Band 9, S. 100 ff.) Grundlegende Ausführungen über die rechtshistorische Entwicklung des staatsrechtlich böhmischen Adels enthält das tschechische Werk „České státní právo“ [Das böhmische Staatsrecht] von Josef Kalousek, Prag 1892, S. 140—153 (vgl. hierzu auch die staatsrechtlichen Schriften „Drobné spisy“ von Bohuř Frhrn. v. Rieger, Band 1, Prag 1914, S. 424—425 über die bestehende Bedeutung des böhmischen Inkolats).

## NEURATH IN PRAG 1939—1941

Bemerkungen zu einer Biographie<sup>1</sup>

Von *Gustav von Schmoller*

In einer gründlichen und gut dokumentierten Neurath-Biographie hat sich (nach Ronald Smelters Behandlung der Sudetenfrage im Jahre 1975) wieder ein amerikanischer Historiker eingehend mit einem Fragenkomplex aus der Zeit des Dritten Reichs befaßt. Natürlich enthält diese Biographie auch die Tätigkeit des 1873 geborenen Neurath vor dem Jahre 1933. Aber das Schwergewicht liegt doch ganz auf Neuraths Rolle als „Hitlers erster Außenminister“, was auch schon im Titel des Buches zum Ausdruck kommt. Diese Tätigkeit wird in den Kapiteln VI bis XII (The Nonpolitical Minister, Neurath and Domestic Issues in the Hitler Cabinet, Neuraths Influence on Foreign Policy: 1933—1936, Challenges to Neuraths Leadership: 1933—1937, Neurath and the Personnel Crisis: 1936—1937, Neurath and German Foreign Policy: 1936—1938, The Year of Decision: 1938) behandelt. Daran schließen sich das hier besonders interessierende Kapitel „Neurath in Prague: 1939—1941“ und ein Schlußabschnitt „Leinfelderhof, Nuremberg, Spandau“ an. Das Manuskript dieser Biographie lag bereits im Jahre 1971 abgeschlossen vor. Einen Grund für die erst 1979 erfolgte Veröffentlichung gibt der Verfasser nicht an.

Da über die NS-Außenpolitik bereits zahlreiche gründliche Untersuchungen vorliegen — es sei hier nur an die Werke von Jacobsen, Broszat, Hillgruber, Hildebrand, Michalka u. a. erinnert —, wird die jetzt vorliegende Neurath-Biographie kaum grundlegende neue Erkenntnisse über die Außenpolitik des Dritten Reichs bringen. Trotzdem hat Heineman mit seiner Arbeit eine ausgesprochene Lücke geschlossen. Einmal gibt es von Neurath selbst fast keine Äußerungen über seine Tätigkeit als Außenminister und Reichsprotector. Außerdem ist das Bild Neuraths in dem Nürnberger Verfahren, wie Heineman überzeugend nachweist, infolge verschiedener Umstände (schlechte Kondition von Neurath selbst, ein der Sache nicht gewachsener Verteidiger und unfaires Verhalten von Anklage und Gericht) stark entstellt worden.

Demgegenüber dürfte es dem Verfasser durch eine minutiöse Auswertung der vorhandenen Quellen und Literatur, durch umfangreiche Befragungen, vor allem aber durch ein ausgesprochenes Einfühlungsvermögen in die besondere Lage eines

---

<sup>1</sup> Heineman, John L.: Hitler's First Foreign Minister, Constantin Freiherr von Neurath, Diplomat and Statesman. University of California Press, Berkeley-Los Angeles-London 1979, 359 S. Nach 1971 erschienene Veröffentlichungen sind nur noch vereinzelt berücksichtigt worden. So z. B. für verschiedene kritische Veröffentlichungen zu dem Nürnberger Prozeß.

konservativen Beamten alter Schule im Dienste des Nationalsozialismus gelungen sein, Neurath mit seinen „Stärken und Schwächen“ so zu schildern, wie er wirklich gewesen ist. Dabei hat der Verfasser ein besonderes Geschick in der kombinierten Auswertung der schriftlichen Quellen und seiner eigenen Befragungsergebnisse gezeigt. Er hat — zum Teil sehr eingehend — 25 Angehörige des Auswärtigen Dienstes, die früheren Kollegen und Mitarbeiter Neuraths, interviewt. Vor allem aber hat er einen jeweils mehrtägigen eingehenden Kontakt mit einigen Menschen gehabt, die Neurath nahestanden und denen er sich oft unmittelbar nach den Ereignissen rückhaltlos offenbart hat. Dies gilt vor allem für die Baronin von Ritter und für Neuraths Tochter Winifred, die Ehefrau des Botschafters von Mackensen.

Der äußerst weit gespannte Kreis der befragten Personen ist auch dem Abschnitt „Neurath in Prag“ zugute gekommen. Wenn Heineman auch ausdrücklich erklärt, daß es nicht seine Absicht sei, eine Geschichte des Protektorats zu schreiben, so hat er auf 27 Seiten Text und vor allem in den äußerst ergiebigen 73 Anmerkungen auf weiteren 10 Seiten aufgrund seiner Erkenntnisse doch zur Klärung einiger Fragen aus der Protektoratszeit beitragen können, die in den bisherigen Darstellungen von Brandes und Mastny<sup>2</sup> offen oder umstritten geblieben sind. Andererseits sind Heineman in seiner Darstellung der Verhältnisse im Protektorat eine Reihe von Irrtümern unterlaufen, auf die im einzelnen noch hinzuweisen ist.

Hinsichtlich der bisher offen oder umstritten gebliebenen Punkte sei hier nur auf ein Beispiel hingewiesen: Brandes hatte 1969 noch schreiben können:

„Die Zusammenarbeit des württembergischen Adligen und ehemaligen Außenministers (Neurath) und des Buchhändlers und ehemaligen sudetendeutschen Minderheitenpolitikers (Karl Hermann Frank) hat immer wieder Anlaß zu Spekulationen über große politische Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Repräsentanten des Reiches im Protektorat gegeben, ohne daß bisher Belege für einen solchen Gegensatz beigebracht werden konnten. Da es auch in den dem Verfasser zugänglichen Quellen wenig Hinweise auf das Verhältnis zwischen Neurath und Frank gibt, müssen vorläufig relativ zweitrangige Dokumente zur Charakterisierung dieser Beziehung dienen<sup>3</sup>.“

Demgegenüber zeigt Heineman an zahlreichen Einzelfällen und jeweils gut belegt, nicht nur daß diese beiden deutschen Vertreter im Protektorat in ihrer Einstellung gegenüber den Tschechen durch Welten voneinander getrennt waren, sondern daß Frank mit Hilfe seines SS-Apparates sowie Himmler und Heydrich im Hintergrund von Anfang an systematisch gegen Neurath und die hinter ihm stehende Verwaltung gearbeitet hat. Hier vermißt man bei Heineman eine Erwähnung der Tatsache, daß Frank, der in seiner Eigenschaft als Staatssekretär Neurath unterstand, von Himmler zusätzlich zum Höheren SS- und Polizeiführer ernannt worden war, dem Neurath keine Weisungen geben konnte. Die von Frank betriebene ständige Unterminierung der Stellung Neuraths bildet gleichsam den roten

<sup>2</sup> Brandes, Detlef: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. 2 Bde. München-Wien 1969 und 1975; Mastny, Vojtech: The Czechs under Nazi Rule. The Failure of National Resistance 1939—1942. Columbia University Press, New York-London 1971.

<sup>3</sup> Brandes I, 30.

Faden, der sich durch das ganze Kapitel „Neurath in Prag“ zieht; sie führte schließlich im Jahre 1941 zur Ablösung Neuraths durch Heydrich.

Soweit sieht Heineman richtig. Er irrt aber, wenn er meint, daß auch die Berliner Reichsministerien Neurath von Anfang an durch ein direktes Hineinregieren in das Protektorat Schwierigkeiten bereitet hätten. Die Behörde des Reichsprotektors — von Staatssekretär Stuckart vom Reichsinnenministerium noch ganz nach alten Grundsätzen aufgebaut — stellte unter der Leitung des erfahrenen Unterstaatssekretärs von Burgsdorff durch die völlige Integration der Vertreter sämtlicher Reichsressorts einen in sich geschlossenen Verwaltungskörper dar, der ganz hinter Neurath stand. Das gleiche gilt für die Oberlandräte draußen im Land, ausschließlich Beamte aus dem Reich, und nicht wie Heineman in irrümlicher Auslegung von Angaben bei Brandes<sup>4</sup> und Kennan<sup>5</sup> meint, von Frank eingesetzte Sudetendeutsche (S. 194).

Ohne eine starke Verwaltung hinter sich zu haben, hätte Neurath zunächst auch gar nicht die beachtlichen Erfolge in der Abwehr der von der SS verfolgten Bestrebungen erzielen können, über die Heineman in dem Abschnitt „Der Kampf um die Autonomie“ ausführlich berichtet. Neurath gelang es, den „Überrumplungsversuch“ von Heydrich, der dem Reichsprotektor jede Weisungsbefugnis gegenüber der Polizei nehmen wollte, schließlich zunächst noch abzuwehren. Außerdem erreichte Neurath durch einen Blitzbesuch bei Hitler am 1. Juni 1939, daß der Befehlshaber der Sicherheitspolizei Rasch wegen zahlreicher „Übergriffe“ gegen die Tschechen innerhalb von zwei Tagen abgelöst wurde. Einen ähnlichen Erfolg hatte Neurath einige Monate später mit der Ablösung des von Frank eingesetzten deutschen Leiters des Bodenamtes, des SS-Oberführers Curt von Gottberg. Auch hier gelang es Neurath — über Lammers wurde sogar Hitler eingeschaltet —, diesen SS-Führer, der die leitenden Beamten des tschechischen Bodenamtes abgesetzt hatte bzw. verhaften ließ, durch einen seiner eigenen Beamten, den Leiter der Abteilung Landwirtschaft, zu ersetzen. Aber schließlich zog Neurath gegenüber den „stärkeren Bataillonen“ der SS den kürzeren. Trotzdem kommt Heineman zu dem Ergebnis, daß es fast an ein Wunder grenzt, daß Neurath seine Stellung so lange halten konnte, wie er sie tatsächlich hielt. Der Verfasser bemerkt mit Recht: „Erst im Herbst 1941 und mit der Absetzung Neuraths gelang der SS die Übernahme der vollen Herrschaft im Protektorat“ (S. 197).

Die ständigen Bemühungen Neuraths um eine Aufrechterhaltung der Autonomie glaubt Heineman durch eine eingehende Schilderung des Inhalts einer anonymen und nicht datierten Denkschrift über die Aufgabe des Reichsprotektors, die sich in den Handakten des Staatssekretärs von Weizsäcker gefunden hat, stützen zu können (S. 198—201). Der Inhalt dieser Denkschrift dürfte sich weitgehend mit Neuraths Ansichten decken. Aber Heineman irrt, wenn er meint, Neurath habe sie in seinem Stab ausarbeiten lassen. Wie aus einer — Heineman offenbar nicht bekannten — Äußerung des damaligen persönlichen Referenten von Neurath, Albrecht

<sup>4</sup> Brandes I, 30 ff.

<sup>5</sup> Kennan, George F.: From Prague after Munich. Diplomatic Papers 1938—1940. Princeton 1968, 172, 188 f., 232 f.

von Kessel<sup>6</sup>, hervorgeht, hat dieser diese Denkschrift aus eigener Initiative verfaßt. Er hat sie auch Neurath vorgelegt und dessen Billigung erfahren. Neurath „begrub sie jedoch in seinem Schreibtisch“, so daß die in ihr entwickelten Gedanken für eine vernünftige und gerechte Behandlung der Tschechen — entgegen der Annahme Heinemans — überhaupt keine Auswirkungen haben konnten.

Aus der Fülle von Einzelheiten, die Heineman in seinem Kapitel „Neurath in Prag“ berichtet, seien hier noch zwei Punkte wegen ihrer Bedeutung für die Beurteilung der Tätigkeit Neuraths in Prag erwähnt: Die deutschen Vergeltungsmaßnahmen nach den Studentendemonstrationen in Prag im Herbst 1939 und die Denkschriften zur künftigen Stellung des Protektorats, die Neurath und Frank Hitler im August 1940 zur Vorbereitung einer Besprechung vorgelegt haben.

Nach den Demonstrationen wurden auf Weisung von Hitler die tschechischen Hochschulen geschlossen, 9 Studenten als angebliche Rädelsführer erschossen und weitere 1200 Studenten in das KZ Oranienburg verbracht. Neurath hat zwar an der Besprechung bei Hitler teilgenommen, in der dieser den Befehl zur Schließung der Hochschulen gab, die weiteren besonders harten Maßnahmen hat Hitler jedoch in einer zweiten Besprechung mit Frank und Himmler, an der Neurath überhaupt nicht beteiligt war, angeordnet. Frank, der unter Benutzung des Flugzeugs von Neurath 24 Stunden früher nach Prag zurückkehrte, hat diese Anordnungen — unter Mißbrauch der Unterschrift Neuraths — sofort durchgeführt, noch vor der Rückkehr Neuraths nach Prag<sup>7</sup>.

Bei den Hitler vorgelegten Denkschriften vom August 1940 über die künftige Stellung des Protektorats handelt es sich um einen der seltenen Fälle, in denen Neurath und Frank eine gemeinsame Aktion unternahmen. Hier hatten sie einmal das gleiche Interesse, nämlich den Ambitionen der benachbarten Gauleiter um Vergrößerung ihrer Gaugebiete durch abzutrennende Teile des Protektorats entgegenzutreten. Beide machten zur Begründung ihres Anliegens geltend, daß nur bei einem Fortbestand des Protektorats eine Germanisierung dieses Gebietes sichergestellt sei. Während Frank eine solche Germanisierung jedoch als echtes Ziel vor Augen hatte, handelte es sich nach Heinemans Ansicht bei Neurath um ein taktisches Vorgehen: Er setzte sich — *pro forma* — zwar auch für eine spätere Germanisierung ein, plädierte jedoch mit guten Gründen für eine Aufschiebung aller Germanisierungsmaßnahmen während des Krieges und hatte dabei die Hoffnung, daß sich die ganze Frage auf diese Weise erledige. Da Hitler seinen Vorschlägen zustimmte, konnte Neurath sich in privaten Äußerungen mit Recht darauf berufen, daß er „als Sieger über Frank aus der Besprechung bei Hitler zurückgekehrt sei“.

Es ist eine ausgesprochene Ironie, daß Neurath sechs Jahre später in Nürnberg vor allem wegen dieser beiden Fälle, der Erschießung der neun Rädelsführer (die ohne sein Wissen erfolgte) und seiner Denkschrift vom August 1940 (in der er

<sup>6</sup> Kessel, Albrecht von: *Verborgene Saat, das „Andere“ Deutschland*. IfZ, F 99 (1968) 119—120.

<sup>7</sup> Vgl. zu diesen Vorgängen auch: Brandes, Detlef: *Die Deutsche Reaktion auf die Prager Demonstrationen im Herbst 1939*. VfZ 23 (1975) 210—218 und Schmoller, Gustav von: *Die deutschen Vergeltungsmaßnahmen nach den tschechischen Studentendemonstrationen in Prag im Oktober und November 1939*. BohZ 20 (1979) 156—174.

Hitler über seine eigenen Absichten täuschte und eine Verschiebung aller Germanisierungsmaßnahmen erreichte) wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt wurde.

Der Ablösung Neuraths durch Heydrich hat Heineman einen besonderen Abschnitt gewidmet. Hier hebt er mit Recht hervor, daß Frank — in der Annahme, er selber werde Reichsprotector werden — systematisch auf den Sturz Neuraths hingearbeitet hat. Im September 1941 gelang es ihm schließlich, bei Hitler durch geschickt zusammengestellte und gefälschte SD-Berichte und mit nachhaltiger Unterstützung durch Himmler den Eindruck zu erwecken, daß Neurath der Lage im Protectorat nicht mehr gewachsen sei. Die ausgesprochen verletzende und unwürdige Art, in der die Absetzung des ins Führerhauptquartier bestellten völlig ahnungslosen Reichsprotectors durch Hitler erfolgte, ist das tragische Ende einer Tätigkeit, der Neurath — keineswegs eine Kämpfernatur, zu anständig und seinem bisherigen Berufsweg entsprechend viel zu sehr bloß beobachtender Diplomat — nicht gewachsen gewesen ist. Heineman hat für die Verstrickung, in die Neurath geraten war, folgende Worte gefunden: „Statt eine verantwortungsvolle und ehrliche Kontrolle der vorhandenen tschechischen Einrichtungen auszuüben, wie er erwartet hatte, fand Neurath sich in den Machtkampf um die Zukunft von Böhmen und Mähren verwickelt“ (S. 198).

Heineman schließt das Kapitel über „Neurath in Prag“ mit Äußerungen aus Hitlers „Tischgesprächen“ über die Tschechen, die mit dem Satz enden: „Die Tschechen sind ein Fremdkörper mitten in der deutschen Gemeinschaft. Da ist kein Platz für sie und für uns. Einer von uns muß verschwinden“, um dann fortzufahren: „Neurath hat niemals solche Gedanken gehegt. Er wußte, daß das Schicksal Tschechen und Deutsche zum Zusammenleben auf demselben Gebiet bestimmt hatte. Trotzdem war er davon überzeugt, daß — mit Geduld und Zeit — beide Seiten in Frieden miteinander leben könnten. Er bekam keine Gelegenheit, seine Theorie zu verwirklichen, aber er hat sein Bestes getan“ (S. 212).

In dem auf die Darstellung der Prager Zeit folgenden Kapitel „Leinfelder Hof, Nürnberg, Spandau“ geht der Verfasser auch der Frage nach, welche Bedeutung Neuraths Tätigkeit als Reichsprotector in Böhmen und Mähren in dem Nürnberger Prozeß gespielt hat. Auf die zwei Punkte in Neuraths Tätigkeit im Protectorat, wegen der seine Verurteilung in Nürnberg in erster Linie erfolgt ist, wurde bereits hingewiesen. In diesem Abschnitt behandelt Heineman weitere Erkenntnisse zum Thema „Neurath in Nürnberg“, die er durch seine Quellenforschung und seine systematischen Befragungen gewonnen hat. Danach befand sich Neurath zunächst nicht in der von den Briten und Amerikanern am 8. August 1945 aufgestellten ersten Liste der für den Nürnberger Prozeß in Aussicht genommenen 16 Hauptkriegsverbrecher, die sich in ihrem Gewahrsam befanden. Neurath war von diesen zwei Alliierten nicht als Kriegsverbrecher angesehen worden. Wenn er schließlich doch auf die Liste gesetzt wurde, so lag dies in internen Prestige-Gesichtspunkten unter den Alliierten, nicht in der Annahme, daß er als Hauptkriegsverbrecher anzusehen sei.

Als die Russen verlangten, daß fünf ihrer Gefangenen in diesen ersten Nürnberger Prozeß einbezogen würden, wollten die Franzosen nicht zurückstehen:

Sie konnten nur Papen und Neurath anbieten, aber sie bestanden eisern auf einer Einbeziehung auch dieser zwei von ihnen Inhaftierten.

Über die ersten Verhöre Neuraths schreibt Heineman: „Überzeugt, daß die Anklage gegen ihn ein Versehen sei, arbeitete Neurath mit den amerikanischen Vernehmungs-Offizieren eng zusammen. Neuraths Kooperation ging so weit, daß er sich (ohne Anwesenheit eines Verteidigers) auf Englisch vernehmen ließ. ‚Wenn jeder ein so gutes Gewissen hätte wie ich‘, erklärte er dem Gefängnis-Psychiater während der ersten Ermittlungen, ‚dann wäre alles gut!‘“

„Der die Untersuchung führende Offizier war der gleichen Ansicht. Am 4. Oktober 1945 schrieb Major John J. Monigan an das amerikanische Anklageteam, daß das Ermittlungsergebnis eine Anklage gegen Neurath nicht rechtfertige und daß er mit Rücksicht auf sein Alter und seine Gesundheit nicht vor Gericht gestellt werden solle. Seine Vorschläge wurden nicht beachtet“ (S. 221).

Insgesamt umfaßt Heinemans Darstellung der Verhaftung Neuraths und seiner Rolle in dem Nürnberger Verfahren 18 Seiten. Durch zahlreiche Zitate aus Neuraths Briefen an die Baronin von Ritter (Frau und Tochter waren in Österreich interniert und für Neurath unerreichbar) und seinen langjährigen Freund Köpke hat dieser Abschnitt eine sehr lebendige Fassung erhalten. Seine eigene Beurteilung der Situation Neuraths in Nürnberg faßt Heineman folgendermaßen zusammen:

„Mit seinem guten Gewissen hätte Neurath in der Lage sein sollen, sich selbst zu verteidigen. Hätte man ihm Zugang zu seinen Dokumenten eröffnet, hätte er einen Verteidiger gehabt, der die Verfahrensmethoden des Gerichts kannte, und ein Gericht, das sich mehr um die historische Wahrheit bemühte als um die Anwendung von Verfahrensregeln, wäre er sicher freigesprochen worden“ (S. 226).

Zu diesem Urteil gelangte Heineman durch eine gründliche Interpretation des protokollierten Prozeßverlaufs unter Berücksichtigung der kritischen Literatur, die inzwischen zu dem fragwürdigen Nürnberger Verfahren erschienen ist. Aufgrund dieser Veröffentlichungen, die manches Licht auf die Hintergründe des Nürnberger Prozesses werfen, kann Heineman auch überzeugend nachweisen, daß das Urteil gegen Neurath längst vor Beendigung seiner Vernehmung formuliert war (S. 325 Anm. 68). Im übrigen geht aus der Darstellung Heinemans eindeutig hervor, daß die Verurteilung Neuraths zu 15 Jahren Haft vor allem auf seiner Tätigkeit als Reichsprotector beruhte.

Urteil und Strafmaß sind allerdings gerade im Fall Neurath weniger auf juristische Erwägungen zurückzuführen als auf ein ausgesprochenes Tauziehen zwischen den Richtern der vier beteiligten Staaten. Der Russe hielt Neurath in allen vier Anklagepunkten für schuldig und der Engländer stimmte zu. Demgegenüber waren der Amerikaner und der Franzose außerordentlich zurückhaltend. Sie schienen allenfalls bereit zu sein, Neurath aufgrund der neun Erschießungen zu verurteilen. Die Richter waren auch hinsichtlich des Strafmaßes uneinig: Der Amerikaner und der Franzose schwankten zwischen 5 und 15 Jahren, während der Russe wie üblich auf Todesstrafe plädierte. Um die erforderliche Mehrheit von drei Stimmen zu erreichen, erklärten sich der Amerikaner und der Franzose schließlich mit einer Verurteilung aufgrund aller vier Anklagepunkte einverstanden, wenn der Brite

einem Strafmaß von 15 Jahren zustimmen würde. So wurde schließlich auf diese ungewöhnliche Weise eine Mehrheit erreicht.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Heineman in der Beurteilung der Rolle Neuraths in Prag eine objektive und gerechte Darstellung gelungen sein dürfte, wenn ihm auch einige Irrtümer unterlaufen sind. Auch für Neuraths Jahre in Prag gilt das Resümee, mit dem Heineman sein Werk beschließt:

„Neurath, ein ehrlicher und anständiger Gentleman, hatte seine Fähigkeiten in den Dienst von Kräften gestellt, die er nur ungenügend verstand und persönlich häufig ablehnte. In einer anderen Zeit hätten vielleicht gute Absichten und persönliche Tugenden genügt. In Hitlers Deutschland sollten sie sich für einen Baron, der für ein anderes Jahrhundert geboren war, verheerend auswirken.“

## DAS EINFACHE UND DAS KOMPLIZIERTE IN DER GESCHICHTE \*

*Von Günther Stöckl*

Wenn eine Institution wissenschaftlichen Forschens wie das Collegium Carolinum auf das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurückblicken kann, so ist das gewiß ein würdiger Anlaß innezuhalten, Bilanz zu ziehen, das bisher Geleistete zu überschauen. Gleichwohl befindet sich der von auswärts eingeladene „Festredner“ in keiner ganz leichten Situation: Er mag sich, wenn ihm genügend Zeit bleibt — im Falle des Collegium Carolinum sehr viel Zeit —, lesend an die wissenschaftliche Produktion von 25 Jahren halten; was hinter dieser an Fleiß, Organisationsgeschick, Durchhaltevermögen und Überwindung von unvorhergesehenen Schwierigkeiten aller Art steckt, das kann er auf Grund eigener Erfahrungen bestenfalls ahnen. Aber ich möchte auch keine übertriebenen Vorstellungen von der Auswärtigkeit meines Standortes erwecken. Abgesehen von der allgemeinen Zeitgenossenschaft des Historikers in diesem uns geschenkten Vierteljahrhundert friedlicher wissenschaftlicher Entwicklung verbinden mich langjährige Beziehungen mit anderen wissenschaftlichen Einrichtungen Münchens, und vielleicht darf ich auch anmerken, daß der Horizont meiner eigenen Herkunft und meines Lebenslaufs jene böhmischen Länder einschließt, die zu erforschen dem Collegium Carolinum von Anfang an aufgegeben war. Doch mag solchermaßen auch die Distanz verkürzt und das professionelle Interesse durch ein wenig Sentimentalität des Erinnerns angereichert sein, Sie werden verstehen, daß der Außenstehende aus gegebenem Anlaß nicht mehr wagen kann und darf als eine den Rahmen weiter spannende Besinnung auf den gemeinsam zurückgelegten Weg. Sollte das Wagnis glücken, so wäre am Ende vielleicht so etwas wie eine Ortsbestimmung für die Gegenwart zu erhoffen und — um im nautischen Bild zu bleiben — ein Vorschlag für den künftig einzuschlagenden Kurs.

Was die Formulierung des Themas „Das Einfache und das Komplizierte in der Geschichte“ betrifft, so gestehe ich freimütig, daß sie der Intuition jenes nicht allzu lange zurückliegenden Augenblicks entsprungen ist, in dem ich mit meiner heutigen Aufgabe konfrontiert wurde. Fürchten Sie also keine nach allen Seiten abgesicherte Geschichtsphilosophie, die etwa mit einer umständlichen Erklärung zu beginnen hätte, daß Geschichte sowohl vergangenes Geschehen wie auch jeder Art Berichte über dieses vergangene Geschehen meinen kann, und daß zwischen diesen beiden Bedeutungen von Geschichte eine nichts weniger als einfache, das heißt eine höchst komplizierte Beziehung besteht. Wir wollen diesem Problem gar nicht ausweichen

---

\* Festvortrag anlässlich der 25-Jahr-Feier des Collegium Carolinum am 18. März 1982 in der Stuck-Villa in München.

und wir werden uns ihm bei unseren weiteren Überlegungen immer wieder zu stellen haben, aber wenn dem einen oder anderen bei dem Adjektiv „einfach“ zunächst die „schrecklichen Vereinfacher“ oder das „einfache Leben“ einfallen, und wenn das Adjektiv „kompliziert“ zunächst an die beängstigend zunehmende Kompliziertheit unserer Welt denken läßt, so war auch das beabsichtigt. Schränken wir den Reiz solcher Reizworte aber gleich wieder etwas ein: Vereinfachen kann in der Geschichte nicht nur mehr oder minder schrecklich sein und ist es oft genug gewesen, sondern vereinfachen im Sinne von verständlich machen, sich selbst und anderen verständlich machen, ist auch eine Aufgabe jeder historischen Wissenschaft — eine schwierige, verantwortungsvolle, gewiß nicht immer zulänglich erfüllte Aufgabe. Und wenn moderne Wissenschaft heute so kompliziert ist, daß nachdenkliche Pädagogen von einer Verwissenschaftlichung der Schule den Verlust der Orientierungsfähigkeit im Ganzen der Welt befürchten, so läßt sich das doch nicht abschaffen oder rückgängig machen, mögen wir auch von der naiven Wissenschaftsgläubigkeit des 19. Jahrhunderts längst weit entfernt sein. Aber lassen wir die ganz anders dimensionierten Probleme der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften beiseite und wenden wir uns dem von der historischen Wissenschaft bei uns seit gut einem Menschenalter zurückgelegten Weg zu. Wir wollen ihn in aller Kürze dreimal durchmessen: zuerst die vergleichsweise breite Straße der Geschichtswissenschaft insgesamt, danach den sehr viel schmäleren, manchmal auch etwas anders gewendeten Weg, dem jene ihrer vielen Teildisziplinen folgte, die sich mit unseren östlichen Nachbarn befaßt, und schließlich den aussichtsreichen Nebenpfad des Collegium Carolinum. Alle drei führen durch dieselbe zeitgeschichtliche Landschaft.

### I.

Wie war es mit der Historie im allgemeinen? Stichworte mögen der gemeinsamen Erinnerung genügen. Es begann in der berühmten Stunde Null mit einem Neuaufbau aus dem Nichts, das der Krieg hinterlassen hatte. Solche Null- und Nichts-Formulierungen als Chiffren für die nationale Katastrophe sind im Vergleich mit dem Vorher und Nachher verständlich, aber sie sind bemerkenswert übertrieben. Die Geschichte hat auch damals nicht neu angefangen, sondern ist weitergegangen, und aus dem materiellen Nichts hat auch den Wissenschaften das Wirtschaftswunder viel schneller herausgeholfen, als in den ersten Nachkriegsjahren auch nur erträumt werden durfte.

Was war geschehen, wie hatte es dahin kommen können? Das waren die existentiellen Fragen aller Überlebenden und Heimkehrenden, gerichtet an die eigene Geschichte. Wie hätten es nicht auch und vor allem die Fragen der Historiker sein sollen?! Solches Fragen umfaßte wissenschaftlich der neue Begriff „Zeitgeschichte“, und die Suche nach Antworten konzentrierte sich sehr bald in einer neuen Institution des Wissenschaftszentrums München, im Institut für Zeitgeschichte. Wiederaufbau und allmählich immer großzügiger voranschreitender Ausbau hatten ihre eigenen, zum guten Teil organisationstechnischen, aber gewiß nicht nur vordergründigen Probleme zu bewältigen, etwa im Nachholen der viele Jahre zwangsweise versäumten Rezeption der internationalen geschichtswissenschaftlichen Forschung, später dann im quantitativen Wachstum und in der zunehmenden Differenzierung

der eigenen Produktion. Wiederum ein neues Wort — „Dokumentation“ — wurde geläufig und gewann an Realitätsgehalt, von der Neuauflage des „Dahlmann-Waitz“ bis zum Traum von einer perfekten Datenbank.

Daß über den zeitgeschichtlichen Interessenschwerpunkt hinaus auch an ältere Traditionen moderner deutscher Historiographie anzuknüpfen war, unterlag keinem Zweifel; diskutiert wurde, welche Namen und Richtungen als Vorbilder des Anknüpfens wert sein sollten, undiskutabel war das Anknüpfen an den Traditionsstrang eines integralen Nationalismus. Von einer bedeutend jüngeren Generation wurde in all dem dann kaum mehr als schlichte Restauration gesehen. Fasziniert von der Methodenvielfalt der modernen Sozialwissenschaften, zum Teil auch beeindruckt von den sozialökonomischen Theoremen eines Karl Marx, neigte sie dazu, als Subjekt der Geschichte und als bevorzugtes Forschungsobjekt der Geschichtswissenschaft an die Stelle des Staates „die Gesellschaft“ zu setzen. „Interdisziplinär“ wurde das neue Modewort.

So einfach war und ist es realiter freilich nicht. Die Realität erscheint vielmehr als ein sich in voller Freiheit entfaltendes Wechselspiel von Schulen, Richtungen und Moden — so kompliziert und unübersichtlich, daß von amtswegen spezialisierten östlichen Beobachtern dazu nichts anderes einfällt, als von einer „Krise der Geschichtswissenschaft“ im Westen zu sprechen. Die Verwirrung solcher Beobachter gründet natürlich darin, daß sie keine ordnenden Prinzipien erkennen können, schon gar nicht die nach ihrer Überzeugung in Geschichte und Gesellschaft einzig richtigen. Aber Wissenschaftsdifferenzierung, Methodenvielfalt und ständig zunehmende Erkenntnisgewinne im Detail machen in der Tat das jeweils Erreichte schwer überschaubar und das Kalkül des Erreichbaren unsicher. Das Komplizierte scheint zu dominieren. Immer aber gibt es Rekurse zum Einfachen und Mitteilbaren, ohne daß wir uns gleich in die Niederungen des Trivialen und des Irrationalen hinabgeben müßten. Denken wir etwa an die Verdeutlichung von Geschichte in der Biographie einer großen Persönlichkeit, denken wir an die schlichte, für den Neubeginn konstitutive Erkenntnis, daß europäische Nationalgeschichten in der Geschichte Gesamteuropas aufgehoben werden müßten. Das mit dem Namen Theodor Schieders verbundene „Handbuch der europäischen Geschichte“ steht in unseren Tagen vor dem Abschluß. Daß sich hier das Einfache der Konzeption mit einer höchst komplizierten Realisierung verbindet, scheint die Regel zu sein. Im Jahre 1980 hatte sich ein Kolloquium des Instituts für Zeitgeschichte den historischen Vergleich der Nachkriegsgesellschaften in Großbritannien, Frankreich und der Bundesrepublik zum Ziel gesetzt. Es mußte das Vergleichen der fernerer Zukunft überlassen und sich mit dem Nebeneinandersetzen des zu Vergleichenden begnügen — als so kompliziert, als so verschieden kompliziert erwies sich die Materie. Daß er nur langsam dem Ziel näherbringt, besagt aber nichts gegen einen Weg, wenn er der einzig gangbare ist.

## II.

Wenden wir uns nun der mit dem östlichen Europa befaßten historischen Teildisziplin zu. Ihr Weg von den Anfängen um die Jahrhundertwende bis in unsere Zeit ist in den letzten Jahren mehrfach beschrieben und bedacht worden. Das

Geflecht von Motiven, Ideen und Kräften, nicht zuletzt politischer Art, das die Geschichte dieses Spezialfaches innerhalb der großen Wissenschaft von der Geschichte in der Realität seiner jeweiligen historischen Umwelt bestimmte, ist ungewöhnlich kompliziert. Das beginnt schon bei der Fachbezeichnung, die ich mit Absicht bisher nur umschrieben habe: Es geht um die „osteuropäische Geschichte“, um die „Geschichte Osteuropas“. Ist es schon gar nicht so einfach zu sagen, was Geschichte sei, wie wir gesehen haben, Übereinstimmung darüber zu erzielen, was mit Osteuropa gemeint sein soll, ist mindestens ebenso schwierig. Wollte man die Entwicklungstendenz des historischen Faches, das sich mit Osteuropa befaßt, auf eine ganz kurze Formel bringen, so könnte man sagen, daß sie in einer Akzentverschiebung vom „Osten“ auf „Europa“, von einer osteuropäischen auf eine osteuropäische Geschichte, besteht. Die Fachgeschichte begann zu einem Zeitpunkt, der noch kein ganzes Jahrhundert hinter uns liegt, mit der Errichtung der ersten Lehrstühle für osteuropäische Geschichte in Berlin und Wien. Was erwartete man von einer auf Osteuropa spezialisierten akademischen Geschichtslehre? Kaum eine unentbehrliche Ergänzung historischer Forschung und Lehre von seiten der betroffenen Universitäten — die Historiker-Kollegen verhielten sich eher skeptisch —, unmißverständlich aber bessere Information bis in die Nähe der Politikberatung von seiten der Regierenden und Bezahlenden. Unter „Osteuropa“ verstanden Förderer und Geförderte der neuen Wissenschaft zuerst und fast nur Rußland, das Zarenreich als außenpolitischen Partner und Gegner, mit allem freilich, was sich von Rußland her etwa für die polnische Frage und für das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie ergab. Es galt, das „russische Rätsel“ zu lösen und die „russische Gefahr“ zu analysieren. Daß man solches der Historie zutraute, mag uns heute befremdlich erscheinen, aber verglichen mit der Slawischen Altertumskunde im Rahmen der slawischen Philologie konnte Geschichte sehr wohl als eine der Zeit und der Politik nähere Wissenschaft erscheinen, und noch war das Vertrauen ungebrochen, es ließen sich durch Erforschung der historischen Voraussetzungen aktuelle Phänomene mühelos erklären und daraus Handlungsanweisungen für die Zukunft entwickeln.

Das war das Erbe, mit dem sich die Neuanfänge nach zwei verlorenen Weltkriegen auseinanderzusetzen hatten, jeweils in einer völlig veränderten politischen Situation. Was sich nach 1918 und nach 1945 verändert hat, braucht hier nicht rekapituliert zu werden. Was beide Male erhalten blieb, wenn auch jeweils in grundlegend veränderter Form, war einerseits das Forschungsobjekt — die Völker und Staaten des östlichen Teils Europas als nähere oder entferntere Nachbarn der Deutschen — und andererseits das politisch motivierte Informationsbedürfnis, um sich in einer als feindlich oder zumindest als fremd empfundenen Welt zurechtzufinden. Schon in der Zwischenkriegszeit und schon vor 1933 konnte die Historie diesem Informationsbedürfnis längst nicht mehr genügen, es entstanden auf Osteuropa spezialisierte Teildisziplinen weiterer Wissenschaften, es entstanden die ersten multidisziplinären Institutionen in Gestalt von Osteuropa-Instituten. Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaft waren es, die zunächst herangezogen wurden, um der Historie einen Teil der aktuellen Information abzunehmen. An heutigen Maßstäben gemessen war dieser erste Ausbau allerdings mehr als beschei-

den; immerhin genügte er, das Feld der wissenschaftlichen Betrachtungsweisen ansatzweise zu erweitern und die Wissenschaftlichkeit im Betrachten des östlichen Europa zu verstärken. Bezeichnenderweise geschah das letztere in einer Art Rückwendung zur Ausgangswissenschaft der slawischen Philologie. Von all dem haben Nationalsozialismus und Krieg personell wie materiell kaum etwas übriggelassen. Zum älteren Erbe einer fragwürdigen Politiknähe im sonst traditionellen Wissenschaftsverständnis kam nun auch noch das Erbe eines unverhüllten Mißbrauchs als pseudowissenschaftliche Legitimationstheorie.

Man muß sich dessen wenigstens einen Augenblick lang erinnern, um zu ermes- sen, wie neu der Neubeginn nach 1945 zu sein hatte. Die existentiellen Fragen, die sich der Wissenschaft im allgemeinen und den Historikern im besondern stellten, waren auch der Osteuropawissenschaft und der Osteuropahistorie aufgegeben. Aber es ist kennzeichnend, daß nur hier im Rückblick der Begriff einer „Verwis- senschaftlichung“ der eigenen Wissenschaft aufkommen konnte. Klaus Zernack, ein Vertreter jener Generation, die erst nach dem Kriege das Studium der Ost- europäischer Geschichte begann, hat als das wissenschaftliche Urerlebnis eben dieser Generation die Verwissenschaftlichung des eigenen Faches bezeichnet. Wie ist das zu verstehen? Nach allen vorhergehenden Erfahrungen primär gewiß im Sinne einer beharrlichen Distanz von jeder außerwissenschaftlichen politischen Motivie- rung. Das allein wäre freilich weder fachspezifisch noch ausreichend. Es mußte hin- zukommen: Die Öffnung der deutschen historischen Osteuropaforschung zur dau- ernden internationalen Kommunikation, sobald die allgemein äußeren Voraus- setzungen und im besonderen die inneren Voraussetzungen bei den potentiellen Gesprächspartnern im Westen wie im Osten dies erlaubten, ferner die im Prinzip vollständige Erfassung des Forschungsgegenstandes, der Geschichte Osteuropas, als eines in sich, und zwar sowohl in der räumlichen wie in der zeitlichen Dimension, ausgewogen gegliederten Teiles der europäischen Geschichte. Nur so läßt sich die traditionelle und politisch stets so naheliegende Dominanz des Themas Rußland auf ein wissenschaftlich vertretbares Maß reduzieren, nur so lassen sich kompara- tistische Forschungsansätze im osteuropäischen wie im gesamteuropäischen Rahmen realisieren, nur so läßt sich Osteuropa in ein ausgewogenes deutsches Bild von der europäischen Geschichte einbringen. Klaus Zernack und seine Fachgenossen wissen, daß dies ein Grundsatzprogramm ist, von dem sich mit den vorhandenen Mitteln nur Teilstücke in harter Arbeit verwirklichen lassen. Auch für die Osteuropahistorie gilt ja, daß moderne Wissenschaft immer komplizierter wird, auch ihre Methoden differenzieren sich, auch ihre Produktion ist kaum mehr überschaubar. Aber neue Vereinfachungen billiger Art helfen weder der Wissenschaft noch all denen, die das Opfer früherer und anderer Vereinfachungen geworden sind. Auch hier führt der Weg nur langsam zum Ziel, mag inzwischen auch einiges erreicht sein. Es ist schon viel gewonnen, wenn die Wegmarken des richtigen Weges erkannt sind.

### III.

Damit ist der wissenschaftsgeschichtliche Rahmen skizziert, in dem sich Grün- dung und Entwicklung des Collegium Carolinum vollzogen haben. Bei aller zwangs-

läufigen Flüchtigkeit, in der vieles auch Wichtige unerwähnt bleiben mußte, dürfte deutlich geworden sein, daß die Geschichte zumal historischer Wissenschaften nicht außerhalb der Geschichte und unabhängig von ihr verläuft — ganz im Gegenteil. Die Gründung wissenschaftlicher Institutionen vollzieht sich in Zeit und Raum, sie kann nicht unabhängig von den Umständen der Zeit und von der Lage im Raum gedacht werden. Wiederum ist es sehr einfach festzustellen, daß das Collegium Carolinum als eingetragener Verein am 25. Oktober 1956 gegründet wurde, und unvergleichlich schwieriger, das komplizierte Bündel von Motiven, Interessen und Konzeptionen aufzulösen, das sich über Jahre hinweg zur Gründung vereinigte. Karl Bosl hat aus Anlaß des zwanzigjährigen Bestehens die Gründungsphase in den fünfziger Jahren aus den Akten nachgezeichnet, und wer jene wissenschaftliche Gründerzeit zum Teil noch als aktiv Beteiligter miterlebt hat, wundert sich nicht über das Vielerlei mitunter auch unvereinbarer gedanklicher Ansätze, sondern über die Konsequenz, mit der eine schon früh auftauchende und 1956 in den Gründungsakten festgeschriebene Konzeption durchgehalten, bis heute durchgehalten wurde. Darin unterscheidet sich das Collegium Carolinum von nicht wenigen anderen „ostwissenschaftlichen“ Institutionen.

Den eben gebrauchten Terminus „ostwissenschaftlich“ halte ich persönlich nicht für glücklich, obwohl ihn eine solche Institution — das Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln — ganz offiziell in ihrem Namen verwendet. „Ostwissenschaft“ vermeidet zwar die belastete „Ostforschung“, die sich zudem schlecht adjektivieren läßt, ist aber um nichts klarer als diese. Im Zusammenhang mit dem Collegium Carolinum nehme ich das „ostwissenschaftlich“ ausdrücklich zurück, und ich bitte Sie auch, das zuvor über die osteuropäische Geschichte als einen größeren Rahmen Gesagte nicht in dem Sinne zu verstehen, als füge sich der Sonderfall Collegium Carolinum problemlos in diesen Rahmen. Die böhmischen Länder — und das Collegium Carolinum ist eine „Forschungsstelle für die böhmischen Länder“, seit es besteht — liegen nicht in Osteuropa sondern in Mitteleuropa, und die Menschen, die in ihnen lebten, haben sich gewiß nie als Osteuropäer gefühlt, wer immer sie dazu machen wollte. Dagegen ließe sich historisch einwenden, daß es in der Gründungsphase sehr wohl eine Konzeption gegeben habe, und zwar von seiten der bayrischen Regierung, die darauf hinauslief, durch das Collegium Carolinum in der Reihe der Münchner Ost-Institute (Südost-Institut, Osteuropa-Institut) eine Lücke zu schließen. Nur ist diese organisatorische Vorstellung von einem Verbund gleichgerichteter, auf die Länder des östlichen und südöstlichen Europa spezialisierter wissenschaftlicher Institutionen in München zwar für die staatliche Anfangsförderung und für die Festlegung der Wissenschaftlichkeit, das heißt der wissenschaftlichen Unabhängigkeit, von Staats wegen sehr wichtig gewesen, aber sie ist nicht konstitutiv für die Arbeit der einzelnen Institutionen geworden, die alle ihren eigenen Weg gingen. Was aber wiederum nicht ausschließt, daß nach einem Menschenalter schwerpunktmäßig unterschiedlicher Entwicklung verstärkte interinstitutionelle Kommunikation und Kooperation das Gebot der Stunde sein könnte.

Konstitutiv für das Collegium Carolinum ist etwas ganz anderes, nämlich die Landesgeschichte, geworden — aus verschiedener Wurzel und mit sehr weitreichen-

den Perspektiven. Das Gründungsjahr 1956 mit dem Aufstand in Ungarn und dem polnischen Frühling im Oktober legte zunächst weit mehr die Aktualität der politischen Entwicklung in den kommunistisch regierten Ländern, also auch in der Tschechoslowakei, nahe. Und die Gründerväter des Collegium Carolinum sind von dieser Aktualität gewiß so wenig unberührt geblieben wie ihre Zeitgenossen, aber mit ihrer Gründung hatten sie anderes im Sinn, als dieser Aktualität analysierend und prognostizierend nachzujagen. Für sie stand am Anfang, nun schon ein Jahrzehnt zurückliegend, die Vertreibung der Deutschen aus den böhmischen Ländern, der Verlust der Heimat, der drohende Verlust der eigenen Geschichte. Und da es Historiker waren, die begreiflicherweise diese Gefahr am deutlichsten empfinden, tauchte schon bei den ersten Versuchen zusammenzufinden die Traditionsbezeichnung Collegium Carolinum auf, und das erste institutionell faßbare Ergebnis war eine „Historische Kommission der Sudetenländer“. Die aufgenommene Tradition war zunächst die der Deutschen Karls-Universität in Prag — für viele der Beteiligten die Stätte langjährigen wissenschaftlichen Wirkens —, aber war diese vergleichsweise junge Tradition ohne die viel ältere der Landes- und Reichsuniversität im 14. Jahrhundert überhaupt tragfähig? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Nationalgeschichtliche und landesgeschichtliche Tradition sind nicht voneinander zu trennen, am allerwenigsten im Falle der böhmischen Länder. Und die Frage nach dem Warum mußte sich hier in besonderer Weise und mit besonderer Schärfe stellen. Daher stand und steht auch hier das Befragen der Zeitgeschichte im Vordergrund, aber wenn irgendwo dann mußte hier das Fragen weiter in die Geschichte zurückgreifen, und auf die Dauer konnte die Antwort im ganzen nur lauten, daß Gemeinsamkeit der Landesgeschichte Böhmens auch die Gemeinsamkeit der verhängnisvollen Entwicklung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts einschließt, und daß deutsche wie tschechische Historiker der böhmischen Länder das Ihre zu dem Verhängnisvollen beigetragen haben. Solche Erkenntnis setzt allerdings die Fähigkeit zu trauern voraus, und die hat sich beiderseits nicht gleichzeitig und nicht bei allen eingestellt.

Man mag es nun Zufall nennen oder Fügung, daß so vielschichtiges Erinnern der in doppeltem Sinn betroffenen Historiker sich mit einer bedeutend älteren und von der europäischen Katastrophe noch unberührten Forschungsrichtung verband, die so etwas wie ein Paradigma enthielt, das auf die Geschichte der böhmischen Länder ebenso anwendbar erschien, wie es auf die bayrische Landesgeschichte anwendbar war. Damit ist das Stichwort gefallen, das in die Zukunft weisen sollte. Das Wort „Landesgeschichte“ (oder auch Regionalgeschichte) sagt für sich genommen noch nicht allzu viel. Man muß wissen, daß die landesgeschichtliche Forschungsrichtung eine Abwendung von der ganz auf die Zentren der Macht, auf die Staaten, auf die Große Politik der Mächte konzentrierten Historie und eine Hinwendung zur Entfaltung je besonderer Strukturen in relativ überschaubaren regionalen Bereichen war. Es sollte sich erst wesentlich später herausstellen, wie modern dieser Forschungsansatz war, der in der Geschichte zu Lasten der äußeren und inneren Machtpolitik auf die Erscheinungsweisen und Lebensformen der Bevölkerung, zu Lasten des Staates auf die Gesellschaft setzte. Nur war die Versuchung späterer Modernität vermieden, vom konzentrierten sozialgeschichtlichen Interesse und von der

Übernahme sozialwissenschaftlicher Methoden in großen Maßstäben die richtige Antwort auf alle Fragen der Geschichte zu erwarten. Anders formuliert: Landesgeschichte geht der historischen Realität in vergleichsweise engen Grenzen nach, ihre Chance, dem unfaßbar Komplizierten in der Geschichte näher zu kommen, ihre Lebensnähe, ist größer.

Nach diesem Gesetz, schulebildend verkörpert in den Forscherpersönlichkeiten von Theodor Mayer und Karl Bosl, ist das Collegium Carolinum angetreten und diesem Gesetz ist es gegen mancherlei Widerstände bis zum heutigen Tage gefolgt. Fast überflüssig erscheint es hervorzuheben, daß damit von Anfang an auch die Bereitschaft zum wissenschaftlichen Gespräch mit dem tschechischen Partner der böhmischen Landesgeschichte gegeben war, wann und wie immer es sinnvoll möglich sein würde.

Nun ergeben sich bei diesem konsequent verfolgten landesgeschichtlichen Ansatz der „Forschungsstelle für die böhmischen Länder“ einige Fragen, die einem Außenstehenden kommen könnten und die ich als ein ebenfalls Außenstehender zu beantworten versuchen will. 1. Könnte nicht bei einer solchen Offenheit für alle Probleme und alle Träger der böhmischen Landesgeschichte angesichts einer mehrheitlich tschechischen Bevölkerung der deutsche Anteil und damit ein besonderer Auftrag des Collegium Carolinum zu kurz kommen? Ich meine, daß schon ein Blick in die Publikationsliste genügt, um solche Befürchtungen gegenstandslos zu machen; es müßte allerdings ein Blick sein, der zu einem Überblick führt über den Inhalt des Periodikums „Bohemia“, der großen abgeschlossenen oder im Erscheinen begriffenen Forschungsunternehmen und der zahlreichen Monographien. 2., daran anschließende Frage: Läuft nicht gerade die Fülle der Publikationen auf ein Ausbreiten extrem detaillierter Forschungsergebnisse hinaus, die zwar wissenschaftlich interessant sein mögen, deren bildungsmäßige Bedeutung und praktischer Nutzen aber nicht recht einsehbar sind? Gegen das „Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder“, das „Ortslexikon der böhmischen Länder“, das „Biographische Lexikon“ und die „Lebensbilder“ zur Geschichte der böhmischen Länder läßt sich dieser Vorwurf nicht aufrechterhalten; sie sind aber allesamt nicht denkbar ohne vorausgehende und begleitende Detailforschung. 3. Ist nicht die Dominanz der Historie über das, was man nicht sehr präzise gelegentlich „Gegenwartskunde“ nennt, unvertretbar groß? Nun kann man gewiß über den Nutzen der Historie für das Leben verschiedener Meinung sein und wohl auch über die geschichtsbewußtseinbildende Bedeutung von Renommierausstellungen. Aber eine Landesgeschichte der böhmischen Länder, die regelmäßige aktuelle Berichterstattung über die „Entwicklung von Staat und Recht in der ČSSR“ einschließt, verteidigt sich selbst. Auch wenn sie schon zu einer Zeit den europäischen Traditionswert des Mittelalters erkannt und wissenschaftlich gepflegt hat, als noch niemand daran dachte, Stauffer, Babenberger oder Wittelsbacher auszustellen.

Es mag noch mehr Fragen solcher Art geben. Die knapp bemessene Zeit verbietet es, auf sie einzugehen, und es bleibt mir nur, meine persönliche Überzeugung in einer Wiederaufnahme des eingangs gebrauchten nautischen Bildes zu formulieren: Ich bin überzeugt, daß der bisher konsequent eingehaltene Kurs des Collegium Carolinum richtig und zukunftsweisend ist — der einzig richtige und in die Zukunft

weisende. Daraus folgt der herzliche Wunsch einer guten Weiterfahrt in den nächsten 25 Jahren.

\*

Erlauben Sie, daß ich mit einigen Bemerkungen und Exemplifizierungen schließe, von denen ich meine, daß sie in einem allgemeineren Sinn auch zum Thema gehören. Als es in den fünfziger Jahren an den Wiederaufbau von Wissenschaft ging, da war die Freiheit, die Unabhängigkeit der aufzubauenden Wissenschaft nichts, worüber viel geredet zu werden brauchte. Sie war schlicht selbstverständlich für eine Generation, hinter der die Erfahrung totaler Abhängigkeit auch der Wissenschaft lag. Für Disziplinen, die ihren Forschungsgegenstand im kommunistisch regierten Teil Europas hatten, setzte sich diese Erfahrung gleichsam sekundär fort. Das gilt natürlich auch für den eindrucksvollen bayrischen Anteil am wissenschaftlichen Wiederaufbau.

Fassen wir noch einmal den Jubiläumsanlaß des heutigen Tages ins Auge und erinnern wir uns, in welchem komplizierten Traditionszusammenhang die so erfolgreiche bayrisch-böhmische Region moderner landesgeschichtlicher Forschung Wirklichkeit wurde. Es gibt noch eine andere bayrische Tradition, die den wissenschaftlichen Wiederaufbau im allgemeinen und in unserem besonderen Falle wirksam unterstützte — die Tradition bayrischer Liberalität. Sie reicht weit zurück, ein einschlägiges Beispiel, das ich Ihnen nicht vorenthalten möchte, ziemlich genau 76 Jahre: Als im Jahre 1906 der Anciennität nach der tschechische Balkanhistoriker Constantin Jireček in Wien zum Dekan der Philosophischen Fakultät gewählt werden sollte, kündigte die „Deutsch-radikale Korrespondenz“ für diesen Fall stürmische Protestkundgebungen der Studenten an. Jireček, der die veränderte Welt jener Jahre längst nicht mehr verstand, verzichtete zur Erleichterung seiner Kollegen, und die Wiener Presse, an derlei längst gewöhnt, sah sich zu keinem Kommentar veranlaßt. Allein die Nr. 9 der Münchner „Hochschulnachrichten“ vom Juni 1906 fand das in Wien Geschehene durchaus nicht in Ordnung: Es beweise vielmehr, „... wie schlimm es bei den angeblichen Hütern der akademischen Freiheit um letztere bestellt ist, daß die ‚voraussetzungslose‘ Wissenschaft selbst national festgelegt ist ... (der hochgeschätzte Gelehrte) Dr. Jireček ist aber so gut Österreicher wie jeder spezifisch Deutschnationale“, auch liege ja die Universität in der Hauptstadt des Reiches<sup>1</sup>.

Gewiß, das ist politische und Reichsgeschichte, aber auch landesgeschichtliche Forschung, die ihre eigenen Wege geht, weiß natürlich, daß ein Land, eine Region ihr Leben nicht ohne Zusammenhang mit dem übergeordneten politischen Bereich lebt. Manchmal ist die gegenseitige Beeinflussung sogar recht deutlich. Manchmal wieder wird das regionale Leben vom Übergeordneten in ganz unvorhergesehener Weise geprägt. Dafür als letztes Beispiel die Worte eines aus Kummer betrunkenen Tschechen, gesprochen in den frühen Morgenstunden des 12. März 1938 auf der

<sup>1</sup> Ein Ausschnitt befindet sich im Tagebuch Jirečeks. Vgl. Leitsch, Walter: Nationalismus in der Wiener Universität zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Constantin Jireček und die Beratungen über die Besetzung des Jagić-Lehrstuhls. JbGO 30 (1982) 100—119, hier 100.

Štefanik-Brücke in Prag: „Obsadili nám Rakousko. Ted' to máme“ [Sie haben uns Österreich besetzt. Jetzt haben wir's]. Gehört und überliefert hat diese Worte der Wiener Jude Friedrich Torberg<sup>2</sup>, dessen Vorfahren väterlicherseits Landwirte in der Gegend von Melnik waren, der akzentfrei tschechisch sprach und aus der Emigration nach langem Zögern heimkehrte, weil er nichts anderes sein konnte als ein Schriftsteller in deutscher Sprache. So kompliziert kann Geschichte sein und so einfach gibt sie sich bisweilen zu erkennen.

---

<sup>2</sup> In seinem „sentimentalen Vorwort“ zu dem Buch von T r o s t, Ernst: Das blieb vom Doppeladler. Wien-München 1966, S. 7—15, hier 12 (dtv Nr. 561). Jetzt auch im Anhang zu T o r b e r g, Friedrich: Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten. 1975, S. 291—302, hier 298 f. (Gesammelte Werke in Einzelausgaben 8).

## BUCHBESPRECHUNGEN

*Vladimir Karbusický, Anfänge der historischen Überlieferung in Böhmen. Ein Beitrag zum vergleichenden Studium der mittelalterlichen Sängerepen.*

Verlag Böhlau, Köln-Wien 1980, 325 S., 12 Taf. (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 18).

Die Bohemisten gingen bislang fast durchwegs von der Vorstellung aus, daß für die Entstehung des tschechischen Staates im Mittelalter die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag die bedeutendste Quelle sei. Dieser idealisierten Anschauung tritt der Autor des vorliegenden Buches entgegen, indem er mit historischen, volkskundlichen, literarischen und selbst ethnomusikologischen Untersuchungen die ganze Breite der epischen Überlieferung in seine kritische Betrachtung einbezieht. Seine Analysen mit Hilfe der komparatistischen Epenforschung, die davon ausgehen, daß selbst Sagen hinsichtlich ihres historischen Gehalts zu deuten sind, ergaben, daß besonders die von Cosmas in seiner Chronik eingeflochtenen Sagen heidnische, slawische, germanische und christliche Elemente beinhalten und die damalige Kultursituation widerspiegeln. Die Hypothesen des Autors wurden von der offiziellen Geschichtsschreibung der ČSSR als ein Angriff auf die bisherige sakrosankte Untastbarkeit des volkstümlichen Ideengutes zu den Anfängen der nationalen Volkwerdung verworfen. Karbusickýs Argumentation, daß die tschechische Epik selbst bis ins 15. Jahrhundert eine Randerscheinung der europäischen epischen Entwicklung sei, konnte und wollte man nicht akzeptieren.

In dem einführenden Kapitel behandelt der Autor die Widersprüche in der Sagendeutung bei den bekanntesten Prähistorikern und Mediävisten. Die einen halten die bei Cosmas überlieferten Sagen für erfunden (Rudolf Turek), andere die Cosmas'sche Chronik nur für eine Quelle des 11./12. Jahrhunderts (František Graus) oder für ein Zeugnis eines soziologischen Prozesses von der Zeit des Verfalls des Matriarchats bis zur historisch erfaßten staatlichen Organisation (J. Hrabák). Bis in die neueste Zeit zweifelten selbst Archäologen nicht an der historischen Realität der in den Sagen genannten Personen. Zu den bisherigen Vorstellungen vermerkt der Autor, daß eine mündliche Überlieferung beim Volk unwahrscheinlich sei, da geschichtliche Ereignisse höchstens drei bis vier Generationen im Gedächtnis behalten werden. Da das Motiv der drei Schwestern (Kazi, Teta, Lubossa) auch im Altkeltischen, Altgermanischen und Altgriechischen vorkomme, wäre es müßig, hier nach dem Ursprung des Matriarchats zu forschen. Die Vermählung der Libuša (bei Cosmas Lubossa) habe eine Parallele in der Heirat der zur Zeit Cosmas' lebenden Markgräfin Mathilde von Tuszien und deren Vermittlerrolle im Investiturstreit. Das Motiv des „Mädchenkrieges“, eine angebliche Reminiszenz an die antiken Amazonen, bringt Karbusický in Beziehung zu den altslawischen Festen zur Pfingstzeit, bei denen selbst rituelle Promiskuitäten gebräuchlich waren. Er will

somit zeigen, daß die von Cosmas tradierten epischen Stoffe erst ins 11. Jahrhundert gehören und diese für eine feudale Gesellschaft, nicht aber für das einfache Volk aufgezeichnet worden sind. Man darf auch nicht annehmen, daß das Volk des 10./11. Jahrhunderts, dem das Brauchtum näher lag als Heldenepen, die Sagen über den Ursprung der Přemysliden erdichtete. Beim Volk fand das höfische Sagen-gut wahrscheinlich erst zur Zeit Karls IV., besonders aber durch die Chronik des Hájek von Libotschan (1543), ein Echo.

Als Quellen für die ältesten Sagen erweisen sich die Legende des Christian aus dem Ende des 10. Jahrhunderts und die unter dem Einfluß des Cosmas redigierte Legende „Diffundente Sole“. Die Hauptquellen sind jedoch die ziemlich genau datierte und zahlreiche Fakten der tschechischen Volksreligion überliefernde Chronik der Böhmen des Domdekans Cosmas von Prag, geschrieben kurz nach 1110, die 1314 entstandene Chronik des Dalimil, die einige Sagen, besonders den „Mädchenkrieg“, ausweitete und germanische Sagenstoffe einbezog, und die Geschichtswerke des Pulkava und des Hájek von Libotschan, wobei letzterer Sagen zu historischen Fakten umfunktionierte und sogar mit genauen Jahreszahlen belegte. Als eine sekundäre Quelle sind die in der Burgkapelle zu Znaim erhaltenen Přemyslidenfresken aus dem 2. Viertel des 12. Jahrhunderts einzustufen, die die von Cosmas beeinflusste literarische Überlieferung bezeugen.

Es war nur verständlich, daß sich die ersten Vertreter der kritischen Geschichtsschreibung in Böhmen mit den Problemen der ältesten Sagen beschäftigten. Gelasius Dobner führte die Reihe der kritischen Historiker an, er erkannte schon eine gewisse Abhängigkeit der Cosmas'schen Berichte von Regino von Prüm. Josef Dobrovský negierte vom philologischen Standpunkt aus die reale Existenz der Sagenfiguren zum Unterschied von den Romantikern Hanka und Linda. František Palacký betrachtete die prähistorische Fürstenreihe als sichere Überlieferung, ja er identifizierte Přemysl mit Samo. Neuere Wissenschaftler versuchten die Probleme mit vergleichenden Deutungen zu klären oder wiesen hin auf den internationalen Charakter frühmittelalterlicher Herrschersagen. Václav Tille verlegte die Anfänge der tschechischen Sagenwelt in die Zeit Wratislaws II. Auch deutsche Historiker wie Julius Lippert sahen in den Sagenfiguren ein Produkt der Volksphantasie oder wie Hans Schreuer, für den in ihnen die Auswirkung der gesellschaftlichen Evolution bei der Übernahme des germanischen Rechts durch die Slawen deutlich wird. Der Tscheche Urbánek erblickte in den sagenhaften Fürsten die Glorifizierung der Bauernkönige, Kalandra alttschechische Gottheiten und Zdeněk Nejedlý in der Sagenwelt den slawischen Urkommunismus, der sich in das marxistische Entwicklungsschema einfügen lasse.

Während sich der 1. Abschnitt des Buches mit der Problemstellung befaßt, sucht der Autor im 2. Abschnitt eigene Überlegungen zur epischen Struktur der Sagen, vor allem der zum Lutschanerkrieg und Ursprung der Přemysliden vorzutragen. Er setzt die Quellenkritik bei Cosmas an und arbeitet das Genre, das Gattungswesen jener Überlieferung, aus welcher der Chronist schöpfte, heraus. Die Sagenfiguren gleichen nach seinen Erkenntnissen manchen Gestalten aus der antiken Literatur und der Bibel. Die Analyse der von Cosmas entworfenen literarischen Konstruktion der epischen Stoffe läßt in den ersten 13 Kapiteln eine Übernahme einer in einem

höheren Sozialmilieu bekannten alten weltlichen Überlieferung und ab Kapitel 14 die Verwendung von kirchlichen Quellen erkennen. Ein Beweismittel für außer-slawische epische Einflüsse bietet der Heldengesang des Lutschanerkrieges. Parallelen mit Ereignissen aus der homerischen Ilias, mit Motiven aus dem Dietrich-Sagenkreis und des Rolandsliedes sowie der germanischen Helden- bzw. Götterwelt scheinen auf. Nach Karbusický ist der Lutschanerkrieg ein künstliches Gebilde des Cosmas, der dieses Heldenepos wahrscheinlich unter dem Eindruck der 1108 erfolgten Ausrottung des Adelsgeschlechtes der Vršovice geschrieben hat. Nach des Autors These kann der epische Stoff des Lutschanerkrieges nur so alt sein, wie der Kultureinfluß der germanischen Epik in Böhmen gewesen ist.

Bei der Anwendung der vergleichenden Methode kommt man zu dem Schluß, daß Cosmas die historische Volkssage selbst nicht bearbeitet, sondern zeitgenössische Sängerepen in seine Chronik eingefügt hat. Das historische Ereignis des Lutschanerkrieges ist nach Karbusický in das 10. Jahrhundert einzuordnen. Ausgrabungen des Archäologen Zdeněk Vána ergaben, daß die einstige Burg Wlatislaw (heute Watislaw bei Lobositz) das Zentrum der Lutschaner gewesen sein muß. Vána sowie Turek datierten die Zerstörung der Burg in Übereinstimmung mit Cosmas in das 9. Jahrhundert, freilich mit der Absicht, eine frühere Kulturreife der Tschechen nachzuweisen. Der Kleinstaat der Lutschaner, der auch in der jüdischen Chronik Jossipón aus dem 10. Jahrhundert urkundlich belegt wird, paßt nur in das 10. Jahrhundert, in dem noch heidnische Elemente mit christlichen im Kampf lagen, in dem noch der Fürstensitz der Tschechen Levý Hradec neben der Neugründung Prag eine Bedeutung hatte. Der Lutschanerkrieg wird auch mit dem Bericht Widukinds in seinen *Res gestae Saxonicae* in Verbindung gebracht, in dem Boleslaw nach der Ermordung seines Bruders (Wenzel) die nach Böhmen vordringenden Sachsen schlug und anschließend die Burg eines *subregulus* vernichtete. Dieser *subregulus* wird mit dem Lutschanerfürsten identifiziert.

Die Zeit Boleslaws I., der sich 14 Jahre gegen Otto I. behaupten konnte, muß als die Entstehungszeit der Heldensagen, vornehmlich der Přemyslidensage, angesehen werden. Die Sage über den Ursprung des tschechischen Herrschergeschlechtes muß komparatistisch mit dem Aufstieg anderer Herrscherfamilien in Europa betrachtet werden, wo der Urvater des Geschlechtes ebenfalls als Pflüger angesprochen wird und die Bezeichnung *agricola* als *epitheton ornans* gilt. Lubossa wird von Karbusický in Parallele zu Mathilde von Tuszien, einer Zeitgenossin des Prager Dekans, gesetzt — Přemysl ist im Gegensatz zu Herzog Welf, dem Gatten der Markgräfin, der Sieger über Lubossa, sonach der Sieger über die magische Macht der Virginität —, obgleich sich die Přemyslidensage schon im 10./11. Jahrhundert entwickelt hatte, wurde sie erst zur Zeit des Cosmas episch bearbeitet, etwa nach der 2. Vermählung Mathildes von Tuszien, deren Züge Cosmas auf Lubossa überträgt. Da schon die nach 935 entstandene Legende des Christian die Sage von dem mythischen Herrscher Přemysl und seiner Vermählung mit einer Wahrsagerin, der Gründerin der Stadt Prag, berichtet, liegt der Ursprung der Sage zeitlich annähernd fest. Karbusický vergleicht die erst im 11. Jahrhundert in eine epische Gestaltung gebrachte Přemyslidensage mit den in den damaligen höfischen Kreisen gepflegten amüsanten Aventuren des späten 11. Jahrhunderts.

Im 3. Abschnitt befaßt sich der Autor mit den Gesangsformen, vorerst mit der bislang bei den Tschechen vernachlässigten Frage nach der Existenz des Epos. Epen entstanden allgemein in der Zeit des Verfalls der Stammesgemeinschaften, verwandelten sich aber bei der Ausbreitung des Lehnswesens durch fahrende Sänger in die literarischen Formen der Romanze und des Romans, schließlich des Bänkelsanges. Es ist unvorstellbar, daß die damals im Abendland kursierenden epischen Stoffe, darunter zahlreiche Wandermotive, in Böhmen unbekannt geblieben sein könnten. Hinweise bilden die durch die Stomorochen vorgetragenen Bylinen oder die vom abendländischen Rittertum gepflegte Epik. Cosmas nennt seine Epen „gesanglichen Vortrag“, er selbst schrieb eine Prosadichtung, bei der selbst der Reim nicht fehlte. Bewußt wollte er den Typus des Heldenliedes überliefern und hielt mit dieser Intention die Epen des 9. bis 11. Jahrhunderts in seiner Chronik für die Nachwelt fest. Nicht wenige dieser Epen gingen durch den immer stärker sich ausbreitenden Einfluß der deutschen Kultur in Böhmen verloren, da sich die Oberschicht nach der westlichen Hofkultur orientierte. Die noch bei Cosmas anklingende alte gesungene Vortragsweise der Epen wurde durch den späteren Minnesang abgelöst.

In dem Abschnitt über den Ursprung der Namen in der Genealogie der Přemysliden kommt Karbusický zu dem Schluß, daß die Cosmas'sche Genealogie keine historische Grundlage besitze. In den annalistischen Werken können diese Namen nicht eruiert werden, selbst den Namen Lubossa müßte man selbst bei Christian vergeben suchen. Cosmas übernahm sonach Namen, die erst zur Zeit des ersten Königs Wratislaw (gekrönt 1085) mit der Absicht geschaffen wurden, die Herrschergenealogie der Přemysliden mit der Aura der Auserwählung zu zieren. Bislang erbrachten die verschiedenartigsten Erklärungen der Herrschernamen keine Lösungen. Lippert versuchte die patronymische Deutung, Dobrovský ging dem appellativen Ursprung nach, andere sahen in den Namen Relikte heidnischer Gottheiten oder sogar in der Reihenfolge der Namen einen aus Substantiven, Adjektiven und Adverbien verschlüsselten Satz.

In den beiden letzten Abschnitten über die Form des rekonstruierten epischen Fragmentes und zur Tradition des altschechischen epischen Verses und der Sängerepen beschäftigt sich der Autor mit dem Rhythmus und der musikalischen Metrik, mit speziellen Untersuchungen, die nur einem auserwählten Kreis von Musikologen verständlich sei dürften. Die überlieferten metrischen Formen in den altschechischen Liedern wie im Sternberglied oder in dem Gesang von der Schlacht bei Aussig sollen die Behauptung erhärten, daß die Formen dieser Weisen im Kleinadel fortlebten. Der fahrende Sänger ist im hussitischen Adel zu finden, wandelte sich aber im 16. Jahrhundert zum Bänkelsänger, wobei die letzten Reste des alten Heldenliedes der Vergessenheit anheimfielen.

In der am Ende des Buches versuchten Zusammenfassung erklärt Karbusický, daß die tschechische Epik eine Randerscheinung der europäischen Kultur sei und die bei Cosmas tradierte Epik die damalige Kultursituation in Böhmen widerspiegeln. Damit zerstört der Autor die bisherigen sakrosankten Thesen einer nationalen Wissenschaft, wonach in der Cosmas'schen Chronik rein nationale Sagen der Urzeit vorlägen und diese Sagen ein allgemeines volkstümliches Ideengut gewesen seien.

Die Arbeit des heute an der Hamburger Universität lehrenden Autors bedeutet eine geradezu umwälzende Umstrukturierung der aus den bisherigen historischen Quellen sich ergebenden Erkenntnisse. Die in der tschechischen nationalen Tradition verwurzelten Klischees über die Ursprünge der Volkwerdung werden von einem Wissenschaftler der eigenen Nation mit Hilfe der komparatistischen Methode mit vernünftigen, einleuchtenden und wissenschaftlich belegten Argumenten in Frage gestellt. Dabei ist sich der Autor bewußt, daß auch er keine absolut endgültige Lösung dieser Fragen bieten kann, dazu ist dieses Problem viel zu komplex. Die manchmal gewagten Hypothesen beeinträchtigen nicht den Sachverstand des Autors. Seine subtilen und umfassenden Kenntnisse müssen hervorgehoben werden. Auch kritische Leser werden dem Buch eine ganz neue Betrachtungsweise attestieren müssen.

Eichenau

Josef Hemmerle

*Karel Stejskal, Karl IV. und die Kultur und Kunst seiner Zeit. Fotografien von Karel Neubert (aus dem Tschechischen übersetzt von Josef Poláček).*

Verlag Werner Dausien, Hanau 1978, 240 S., 191 Abb., Ln. DM 39,80.

Der vorliegende Band, entstanden anlässlich des 600. Todestags Karls IV., ist das Ergebnis einer gelungenen Zusammenarbeit zweier namhafter Fachleute ihres Metiers: Was der Kunsthistoriker Karel Stejskal an Quellen aus Architektur und bildender Kunst — hinlänglich bekannten, aber auch neuen, einheimischen wie ausländischen, aus Sammlungen verschiedenster geographischer Provenienz — zur Kultur- und Kunstauffassung des Luxemburgers unter Einbeziehung der jüngeren Forschung beschreibt und interpretiert, hat der Prager Fotograf Karel Neubert mit großem Einfühlungsvermögen, Kunstverstand und technischem Können in zahlreichen meist farbigen und großformatigen Fotografien dokumentiert. Ihm kommt ein über das rein Illustrative hinausgehender Anteil an diesem Band zu.

Einleitend stellt St. das künstlerische Erbe der Přemyslidenzeit dar, auf dem Karl in Böhmen aufbauen konnte, und schildert die persönlichen Kunsterlebnisse des Luxemburgers in Frankreich und Italien, die ihn nachhaltig prägen sollten. Vorwiegend anhand der von Karls Ratgebern initiierten Buch- und Illuminationskunst sucht St. ferner das geistig-künstlerische Umfeld des Kaisers und die wechselseitige Beeinflussung von Herrscher und engster Umgebung zu beschreiben. In vier Einzelkapiteln geht St. jeweils auf die architektonisch-künstlerischen Höhepunkte der karolinischen Hofkunst ein, in denen sich Karls Auffassung von Herrschaft und Reich vor allem ikonographisch manifestierte: Karlstein, Prager Neustadt, Slawenkloster und Veitsdom. St. liefert hier hauptsächlich detaillierte Analysen zur Ikonographie und zur geistig-geographischen Herkunft der z. T. mutmaßlichen Künstler, wobei er in bezug auf die Fresken des Karlstein und des Slawenklosters seine bereits früher geäußerten Thesen vertritt, während er sich für die Prager Neustadt weithin an Vilem Lorenc anlehnt. Gerade in diesen Hauptabschnitten des Bandes kommt Neuberts fotografische Leistung zur Geltung: Nur selten wird man z. B.

die Gelegenheit haben, das Malprogramm der Karlstein-Kapellen so gut ausgeleuchtet zu sehen wie auf seinen Fotografien.

In einem abschließenden Kapitel beschreibt St. das Bildnis des Kaisers nach den schriftlichen und bildlichen Quellen der Zeitgenossen und Nachfahren. Der Anhang des Bandes enthält einen „Katalog“ der reproduzierten Werke, getrennt nach Kunstgattungen, mit Kurzbeschreibungen und Literaturhinweisen. Eine Zeittafel, ein Register und ein — von links nach rechts zu lesender — Stammbaum schließen den Band ab.

Rosdorf/Göttingen

Heidrun Dolezel

*Jean Delumeau, La peur en occident. XIV<sup>e</sup>—XVIII<sup>e</sup> siècles.*

Fayard, Paris 1978, 485 S.

Delumeau hat ein faszinierendes Thema gewählt. Tatsächlich ist die Angst eines der großen Themen des kulturellen Lebens, für das Individuum geradeso wie für die Gesellschaft, sowohl nach ihrem Ursprung als auch nach den Versuchen, sie zu bewältigen. Überdies verspricht das Thema auch einen Zugang zu jenen Schichten, die sich fern der Hochkultur bewegen, denn die kulturtragenden und schreibenden Eliten sahen sich immer wieder von der Angst als Massenphänomen herausgefordert. Deshalb ist das Buch auch mit gutem Grund unterteilt nach den Trägern: nach der Angst der Massen oder der Angst als Objekt der Auseinandersetzung innerhalb kulturtragender Eliten.

Der Autor bekennt sich zur qualitativen Historie, die er seinem Thema angemessener findet als quantitative Methoden. Er verzichtet nicht darauf. Aber gerade in diesem Bereich ist eine erste Einschränkung der generellen Anerkennung für seine Arbeit anzumelden: Ostmitteleuropa fehlt. Und dabei hätte es sich in mancher Hinsicht angeboten, seine vergleichende Umschau nun eben auch auf Polen, auf Ungarn und namentlich auf die böhmischen Länder auszuweiten. Seine Aussage zur Hexenverfolgung beispielsweise ignoriert die Tatsache, daß sich in Ostmitteleuropa der Hexenwahn verhältnismäßig wenig verbreitete und daß er namentlich in den böhmischen Ländern fehlt. Die Erklärung wäre Delumeau wohl nicht schwer gefallen. Er zitiert einige Autoren, die nach genaueren Untersuchungen im westlichen Europa eine Interdependenz zwischen konfessionellem Frieden und Hexenverfolgungen gegeben sehen. Liegt da der Schluß nicht nahe, das seit dem 15. Jahrhundert mehrkonfessionelle und ständig in religiöse Auseinandersetzungen verstrickte Böhmen habe eben die gehörige Muße zur Hexenverfolgung nicht gefunden? Oder gibt es vielleicht noch ganz andere Antworten auf diese Frage, die sich gerade erst im Vergleich mit Ostmitteleuropa, mit dem böhmischen, dem polnischen und dem ungarischen Milieu hätten erweisen lassen?

Aber auch wenn man von diesem Mangel absieht, fehlt doch vieles, um den abendländischen Umfang des Titels wirklich zu rechtfertigen. Freilich ist das ein Fehler, den man der europäischen Historiographie in vieler Hinsicht nachsagen muß, wenn sie sich zu Vergleichen anschickt. Auch Delumeau erlag der Versuchung, besonders mit dem ihm am besten bekannten, mit französischem Material zu

arbeiten, wobei er von einer gewissen Einheitlichkeit der Entwicklung im ganzen Abendland ausgeht. Aber eine solche Einheitlichkeit müßte eben erst einmal bewiesen werden, und auch die vorausgesetzte Gleichzeitigkeit.

Die Bedeutung der Arbeit steckt zweifellos zunächst einmal in einer kategoriellen Bewältigung des Themas. Die Angst der unteren, die Angst der kulturtragenden Schichten — die Angst vor dem Weltende, vor dem Fernsten, dem Nächsten, dem Neuesten, dem Ältesten, die Angst personifiziert in Fremdgruppen, in Juden, Hexen, Ketzern gegenüber der Angst aus der Personifizierung der menschlichen Unzulänglichkeit, der Angst vor dem Teufel, dem Antichrist, vor dem Unheimlichen, Unbegreiflichen, namentlich der Pest. Freilich wünscht man sich, das so wohl ausgebreitete Material noch diffiziler analysiert zu sehen. Delumeau wiederholt mehrfach die These, daß Angst aus Ohnmacht entstünde und in verschiedene Reaktionen kanalisiert würde, vom Aufruhr bis zur intensiven frommen Übung. Aber die Variante der Abwehrreaktionen, sowohl im spontanen Bereich, unter den Massen, als auch in der theoretischen Auseinandersetzung innerhalb der kulturellen Eliten, ist ohne nähere Reflexion dargelegt, oft nicht einmal so bezeichnet.

Das Buch umfaßt vier Jahrhunderte, vom 14. bis zum 18. Beachtung verdienen die Ausführungen Delumeaus über die Krise des 14. Jahrhunderts als einen besonderen Einbruchsbereich für die Angst als gesellschaftsgeschichtliches Phänomen. Freilich beschränkt er sich auch hier auf Anmerkungen zum Thema, teils in Anlehnung an vorliegende Urteile. Ob und warum die Angst eine vergleichbare Rolle im gesellschaftlichen Raum vor dem 14. Jahrhundert spielte; ob hier vielleicht die Entbindung des Individuums zur Teilhabe am gesellschaftlichen Geschehen eine besondere Bedeutung erreichte oder ob die Mentalität der älteren, in ihrer gesamten Geistigkeit wie auch nach ihren Trägern stärker aristokratisch bestimmten Gesellschaft eine andere Einstellung ausprägte; ob zu guter Letzt nur die Aufklärung dem Phänomen eine neue Wendung gab oder die Angst sich legte wegen der Sicherheit, welche die moderne Staatlichkeit mit ihrer neuen Bürgerlichkeit dem gesamten Gesellschaftssystem verhielt; ob die Angst damit ein besonderes Kulturphänomen jener Übergangsjahrhunderte der Unentschiedenheit, der innergesellschaftlichen Auseinandersetzung zwischen Ständen und Monarchie, zwischen den Konfessionen, zwischen organisierter Kirchlichkeit und religiösem Individualismus, zwischen einer religiös bestimmten Geistigkeit im allgemeinen und der „philosophisch“ orientierten, literarisch in breitem Maß akzentuierten neueren Gedankenwelt darstellt — das sind zweifellos Fragen von großem Gewicht. Delumeau hat das Verdienst, sie zur Diskussion gestellt zu haben.

Bochum

Ferdinand Seibt

*Die Habsburgermonarchie 1848—1918. Band 3: Die Völker des Reiches.*

Wien 1980, 1. Teilband 792 S., 2 Graphiken, 83 Tabellen; 2. Teilband 709 S., 11 Tabellen, 1 Faltkarte mit Erläuterungen, DM 232,—.

Das Handbuch der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dessen 3. Band über die Völker der Donaumonarchie nunmehr vorliegt, beweist, daß die historische

Forschung über das österreichische Staats- und Reichsproblem seit den bereits klassischen Arbeiten von Josef Redlich und Karl und Mathilde Uhlirz sehr beachtliche Fortschritte zu verzeichnen hat. Seit dem Erscheinen dieser Handbücher, wie auch seit Karl Gottfried Hugelmanns Sammelwerk über das Nationalitätenrecht war bisher noch keine großangelegte und gründliche Zusammenfassung, die den Stand der Forschung nahezu lückenlos wiedergibt, herausgebracht worden. Die Akademie hat — gemäß den Plänen Hugo Hantschs — dem schicksalhaften und umstrittenen Problem, der Nationalitätenfrage, zwei voluminöse Teilbände gewidmet. Die Einleitung zum ersten Buch steht zu Recht unter einem Leitspruch, dessen ideologische Bezugspunkte unverkennbar sind: „Notwendiger Völkerverein“ oder „Völkerkerker“. Adam Wandruszka behandelt in seiner treffenden Einführung vor allem Fragen zur Integrationsideologie der Franz-Josefs-Zeit und erwähnt, daß der damals bedeutendste tschechische Historiker, Josef Pekař, den Aufschwung der tschechischen Nation während der Regierungszeit dieses Kaisers in seiner bekannten Gedenkrede an der Prager tschechischen Universität besonders hervorgehoben hat. Gemäß den Prinzipien der Handbuchvorbereitung wurde die Auswahl der Mitarbeiter so vorgenommen, daß nahezu für jede Nation ein sachkundiger Historiker die politische und kulturelle Entwicklung des eigenen Volksstammes darbot. Es entsprach gewiß der kulturellen und allgemeinpolitischen Stellung der Deutschösterreicher in der Donaumonarchie, daß diesem staatstragenden und zum überwiegenden Teil auch staatsbejahenden Element breiterer Raum zugebilligt worden ist. Erich Zöllners gedankenreiche Abhandlung über den Österreich-Begriff gibt eine ausgezeichnete Hinführung zur Vorgeschichte der Monarchie, deren Staationsnationen nicht mit der Reichsstruktur in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Die Einteilung des umfangreichen Kapitels, das die Deutschösterreicher (ohne territoriale Gliederung in Alpen- und Sudetendeutsche) in ihrer Gesamtheit umfaßt, erfolgt schwerpunktmäßig in einem deskriptiv gehaltenen Abschnitt (Bevölkerungsentwicklung, Kultur und Wirtschaft) von Peter Urbanitsch und in einer politisch-rechtlichen Untersuchung über die Stellung der Deutschen in Zisleithanien, in der Berthold Sutter den Verlauf des Nationalitätenstreits mit großer Objektivität und gründlicher Sachkenntnis herausarbeitet. Die tiefergreifende Analyse der nationalen Strömungen, in der wesentliche Gedanken zur Reichsreform, vor allem auch zu den zahlreichen Reformprogrammen, dargelegt werden, bleibt den Abschlußkapiteln vorbehalten.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, die einzelnen Handbuchbeiträge zu den verschiedenen Nationalitäten, deren innerer Aufbau von territorialen wie auch demographisch-politischen Prinzipien bestimmt wird, in ihrer Bedeutung für das Gesamtwerk zu charakterisieren. Gewisse Überschneidungen werden sich wohl nie ganz vermeiden lassen. Der Grundsatz, alle ethnischen Gruppen (über die Nationen hinaus) zu behandeln, wird gewahrt: Neben den „geschichtlichen“ Nationen, wie Deutschösterreicher, Italiener, Kroaten, Magyaren, Polen und Tschechen, stehen die „geschichtslosen“ Völker, wie Rumänen, Ruthenen, Serben, Slowaken und Slowenen, deren Anspruch auf nationale Integration erst 1848 erhoben worden ist. Darüber hinaus wird die Geschichte des Judentums sowie der ethnischen und religiösen Splitter-, Rest- und Sondergruppen auf vorzügliche Weise behandelt.

Die gediegene Darstellung findet in drei übergreifenden Aufsätzen einen angemessenen Abschluß. Gerald Stourzh und Ludwig Gogolák verfolgen Theorie und praktische Anwendung der Nationalitätengesetzgebung diesseits und jenseits der Leitha und verknüpfen sie mit den einschlägigen Fragen der ansatzweise versuchten nationalen Autonomie. Robert A. Kann führt in seiner wohlfundierten Schlußbetrachtung die ethnisch-politischen Grundlagen an, die Tradition der Monarchie, den Wandel der Sozialstruktur während des allmählichen Niedergangs und schließlich die fortschreitende nationale Bewußtseinsbildung.

Das Handbuch ist mit sehr informativen Tabellen, Diagrammen und Statistiken ausgestattet; eine Nationalitätenkarte der Gesamtmonarchie (Volkszählung 1910), von Peter Urbanitsch kommentiert, bietet Einblick in die Arbeitsmethoden der damaligen Bevölkerungswissenschaft. Auf die zeitgebundenen Fehlerquellen der administrativen Statistik wird in gründlicher Form hingewiesen.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

*Hans-Joachim Häupler, Das Drama von Ludwigsthal. Wie die Glasherren Abele und Hasenbrädl um ihr Vermögen kamen.*

Selbstverlag von Hans-Joachim Häupler, Ludwig-Thoma-Straße 4, 8029 Sauerlach 1982, 121 S. mit 8 Vierfarbbildern, 46 Schwarz-Weiß-Aufnahmen, 4 Karten und 11 genealogischen Tafeln und Wappenbildern (Glashistorische Forschungshefte 1. Hrsg. v. Hans-Joachim Häupler).

Mit einem Spannung versprechenden Titel versehen, ist das vorliegende Buch ein Stück aufschlußreicher Literatur für alle Geschichtsinteressierten — ob sie ihrem Interesse in einer Nebenbeschäftigung oder aber im Hauptberuf nachgehen. Hans Joachim Häupler überschreitet mit seiner neuesten Publikation die Grenzen einer familiengeschichtlichen Forschung für Liebhaber und legt in seinem — im Selbstverlag erschienenen — Buch eine solide historische Fallstudie vor.

Anhand von Materialien aus allen einschlägigen Archiven in der Bundesrepublik und in der Tschechoslowakei erarbeitete der Autor den Ablauf und die Hintergründe jener Ereignisse in Ludwigsthal, die im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts stattfanden und für Jahre die Bewohner des Bayerischen Waldes und Böhmerwalds bewegten. Spektakulär durch die beiden ungeklärten Sterbefälle von zwei Frauen eines Mannes, beleuchten die bisher nur literarisch bearbeiteten Vorgänge den Untergang zweier bedeutender Glasmacherfamilien. Gerade weil die Wirtschaftsgeschichte jener Zeit vor allem die Geschichte ihrer einzelnen Akteure war, leistet die vorliegende Untersuchung einen wichtigen Beitrag zur Erfassung der historischen Gesamtentwicklung jenes Gebietes.

Das Buch ist ausgestattet mit zahlreichen Illustrationen, sowohl zeitgenössischen Reproduktionen wie auch heutigen Photographien, mit Karten und Dokumenten, so daß das umfangreiche Material in dem illustrativen Gesamtzusammenhang seiner Aussagen ein lebendiges Bild vermittelt.

Nicht zuletzt sind auch die nicht vorhandenen Informationen aussagekräftig, da in einer solchen umfassenden Untersuchung nur selten so gewissenhaft wie hier darauf hingewiesen wird, welche Tatbestände sich nur mit Wahrscheinlichkeit oder aber gar nicht ermitteln lassen. Und gerade das Bewußtsein dessen, was man nicht weiß, sollte auch ein wichtiger Bestandteil jeder historischen Arbeit sein.

München

Eva Schmidt-Hartmann

*Hans-Werner Rautenberg, Der polnische Aufstand von 1863 und die europäische Politik im Spiegel der deutschen Diplomatie und der öffentlichen Meinung.*

Steiner Verlag, Wiesbaden 1979, 484 S. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europas 10).

Der polnische Aufstand von 1863 zählt zu den bedeutendsten Zäsuren in der neueren Geschichte der polnischen Nation, unter anderem auch deshalb, weil mit seiner Niederwerfung die ‚polnische Frage‘ bis zum Ersten Weltkrieg als Gegenstand der internationalen Politik verschwinden sollte. Die vorliegende Münsteraner Dissertation aus dem Jahre 1977 setzt sich das lohnende Ziel, die Rückwirkung des letzten polnischen Aufstandes im 19. Jahrhundert auf Diplomatie und öffentliche Meinung der europäischen Staatenwelt zu untersuchen. Hierbei stützt sich der Autor auf eine umfangreiche, vor allem polnische Spezialliteratur sowie auf eigene Studien in den deutschen Länderarchiven.

Als zu Jahresbeginn 1863 erneut polnische Unruhen im Zarenreich bekannt wurden, waren in erster Linie die anderen Teilungsmächte Preußen und Österreich zu einer Stellungnahme aufgerufen. Obwohl beide Mächte an einer Aufrechterhaltung des Status quo und damit an einer Lokalisierung und möglichst raschen Beilegung des Konfliktes interessiert waren, fielen ihre Reaktionen sehr unterschiedlich aus. Während die Berliner Regierung mit einem militärischen Hilfsangebot in Petersburg vorstellig wurde, hielt sich die Wiener Staatsführung in ihrer Lagebeurteilung betont zurück und avancierte auf diese Weise bald zur international anerkannten Vermittlungsinstanz für alle in den russisch-polnischen Konflikt involvierten Staaten. Dazu gehörten vor allem England und Frankreich, deren Regierungen sich insbesondere vom preußischen Vorpreschen in dieser Angelegenheit irritiert zeigten. Die Entrüstung setzte sich in der öffentlichen Meinung dieser Länder fort, wo große Sympathien für die polnischen Aufständischen laut wurden. Vor diesem Hintergrund gingen von Frankreich mehrere Initiativen aus, eine breite diplomatische Protestfront gegen Rußland aufzubauen — unter Einschluß Österreichs und der deutschen Bundesstaaten außer Preußen. Diese Versuche, den polnischen Aufstand zu ‚internationalisieren‘, scheiterten an der flexiblen Haltung der russischen Diplomatie, an den generell nicht hoch veranschlagten Erfolgchancen der polnischen Insurgenten, am gegenseitigen Mißtrauen der Westmächte, an der Unlust, das Verhältnis des eigenen Staates zu Rußland übermäßig zu belasten, sowie an der Sorge, eine ernsthafte Intervention gegen Rußland könnte zu einer friedens-

gefährdenden Verschiebung der Kräfteverhältnisse in Europa führen. Alle diese Umstände und Kalkulationen reduzierten die antirussischen Proteste und Demarchen schließlich auf einen moralischen Appell an den Zaren, seinen polnischen Untertanen die ihnen zustehenden Rechte doch in Großmut gewähren zu wollen. Abgesehen von vorübergehenden Verstimmungen und Gereiztheiten hat der polnische Aufstand von 1863 daher keine wesentlichen Auswirkungen auf die europäische Politik mit sich gebracht. In den diplomatischen Manövern und publizistischen Diskussionen tauchte er nur als Prüfstein auf, an dem grundsätzliche Positionen und Mächtekonstellationen im damaligen Europa geklärt und präzisiert wurden.

Die ausführliche und reich dokumentierte Abhandlung bringt die erste westsprachige Gesamtdarstellung zu diesem Themenkomplex und darf somit als Pionierleistung gelten. Leider wird dieses Verdienst dadurch eingeschränkt, daß der Autor seine ganzen Energien in die Recherchen investiert, für die gedankliche Durcharbeitung seines Werkes aber ungleich weniger Anstrengungen unternommen hat. So fehlt es der Darstellung durchwegs an Übersichtlichkeit. Die vagen Überschriften der Großkapitel geben wenig Anhaltspunkte bezüglich der tatsächlichen Inhalte und Gedankenschritte. Der Leser wird zu permanentem, strapaziösem Sujet- und Ortswechsel gezwungen, deren Logik sich höchstens aus der Systematik der verwendeten Archivbestände erschließen dürfte. Ein Sachregister, das die Orientierung hätte erleichtern können, fehlt. Das vorhandene Personenregister bietet hierfür keinen adäquaten Ersatz. Das Buch kann darum nur dem versierten Spezialisten mit gezielten Informationsbedürfnissen empfohlen werden. Diese Einschränkung ist deshalb so bedauerlich, weil die Arbeit aufgrund ihres reichen Forschungsertrages und ihres weiten Bezugshorizonts gewiß einen breiteren Leserkreis verdient hätte.

Tübingen

Rudolf Jaworski

*Dichter und Gelehrter. Hermann Bahr und Josef Redlich in ihren Briefen 1898—1934. Hrsg. v. Fritz Fellner.*

Verlag Wolfgang Neugebauer, Salzburg 1980, 591 S. (Quellen zur Geschichte des 19. u. 20. Jahrhunderts 2).

Die Geschichtsschreibung Österreichs im ausgehenden 19. und anbrechenden 20. Jahrhundert kann sich nicht auf zahlreiche Editionen von Briefnachlässen stützen, die Aufschluß über Politik wie auch über das gesamte geistige und kulturelle Leben der Monarchie vermitteln. Fritz Fellner, dessen Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Josef Redlichs bereits 1953 wichtiges Material zur Geschichte des Habsburgerreiches boten, unternimmt es nun, die freundschaftlichen Beziehungen des Juristen und Staatsmannes Redlich, eines führenden altösterreichischen Gelehrten, zu dem Schriftsteller und Theaterdichter Hermann Bahr durch die Publikation des außerordentlich umfangreichen Briefwechsels zu beleuchten. Weit über die private Sphäre hinaus werden durch ihn Zeitereignisse und künstlerische Entwicklung der Epoche in vielfacher Hinsicht erschlossen. Nach einem kurzen Vorwort

folgen einige erläuternde Ausführungen über die Persönlichkeit der beiden namhaften Repräsentanten des geistigen Lebens, wobei ergänzend auf die Edition der politischen Tagebücher Josef Redlichs Bezug genommen wird. Die Korrespondenz umfaßt 150 Briefe aus dem Jahre 1912, fast 300 aus den Jahren 1912—1918, und lediglich 50 gehören in die Zeit nach 1925. Überdies wurden auch die Briefe von Frau Anna Bahr-Mildenburg aus den Jahren 1909, 1917 und 1925 beigefügt. Neben vielen Einzelheiten der damaligen Politik, viel Zeitgebundenem, vor allem aus den Kriegsjahren, läßt besonders Redlich seiner Kritik an den damaligen Regierungsmethoden oftmals freien Lauf, er erkennt als einer der wenigen politisch Orientierten die Bedeutung der tschechischen Frage im Rahmen des Weltkriegsgeschehens. Für das dichterische Schaffen Hermann Bahrs, der in seinen Werken oft Zeitkritik übt, sind Redlichs Beziehungen zu führenden österreichischen Staatsmännern bedeutsam, da sie ihm Hintergrundwissen vermittelt haben. Die Beurteilung des österreichischen Staatsproblems und die Sorge um die Existenz des Reiches ist eines der Hauptthemen des aufschlußreichen Briefwechsels.

Der besondere Reiz der Korrespondenz liegt auch darin, daß beide Autoren Werdegang und Bedeutung des Briefpartners aus jahrzehntelanger intimer Kenntnis der persönlichen Entwicklung würdigen. Darüber hinaus wird das tragische Geschick ihres Landes nach dem Jahr 1918 aus den Briefen der zwanziger und dreißiger Jahre wieder lebendig, die vielfach noch nachträglich Gedanken und Anregungen zur Verhinderung der Katastrophe hätten geben wollen.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

*Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918—1948. Hrsg. von Victor S. Mamatey und Radomír Luža.*

Graz 1980 (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes 3).

Die amerikanische Originalausgabe dieses Sammelwerkes erschien 1973 unter dem Titel „A History of the Czechoslovak Republic, 1918—1948“. Die deutsche Ausgabe, übersetzt von Elisabeth Binder, ist gegenüber der amerikanischen nur insofern leicht verändert, als die umfangreiche annotierte Bibliographie auf den Stand des Jahres 1979 gebracht wurde.

Zu dem Sammelband haben 14 Autoren 16 Einzelbeiträge und ein Resumé beige-steuert. Die Beiträge sind so angelegt, daß sie — jedenfalls chronologisch — einen fortlaufenden Zusammenhang ergeben. In der Mehrzahl gelten sie der Innenpolitik; Außenpolitik, wirtschaftliche Entwicklung und das Nationalitäten- und Minderheitenproblem werden jedoch angemessen berücksichtigt.

Was sich auf den ersten Blick als ein geordnetes Ganzes darstellt, erweist sich freilich bei näherem Hinsehen — von den beiden wirtschaftsgeschichtlichen Beiträgen einmal abgesehen — als Ansammlung ziemlich disparater Studien, die auch durch die abschließende Zusammenfassung von Mamatey nicht integriert werden können, es sei denn, man wolle seine Aneinanderreihung von Haupt- und Staatsaktionen in den Rang einer Synthese erheben. In der Tat: Wäre nicht bereits so

viel Tinte über Sinn und Unsinn von Handbüchern und handbuchartigen Darstellungen vergossen worden, so müßte man mit dieser im vorliegenden Fall freigebig umgehen. Lassen wir es daher bei einigen Randbemerkungen bewenden.

In letzter Instanz sind es wohl nicht die Liberalität der Herausgeber und ihr emphatischer Verzicht auf Beeinflussung der Autoren (S. 8), die das Fehlen einer sachbezogenen Abstimmung und strukturellen Integration der Einzelbeiträge erklären können. Die Ursachen liegen vielmehr in den methodologischen und methodischen Voraussetzungen der Beiträge, insbesondere im dominierenden positivistischen Begriff historischer Forschung und einer Konzeptualisierung der Geschichte der Republik, die — um es unverschnörkelt zu sagen — auf eine flache und abschnittsweise gar zu anspruchslose politische Allgemein- und Ereignisgeschichte hinausläuft.

Man wird die dem Band vorangestellte Widmung mit dem Satz, es gelte „Geschichte zu schildern, wie sie sich tatsächlich ereignet hat“, wohl auch als Leitlinie für die Autoren verstehen dürfen. Sie führt mit dem Begriff des Tatsächlichen, der Faktizität, zurück auf den älteren Positivismus, der „Tatsachen“ als ein Ansichseiendes supponierte, Erkenntnis auf der Grundlage dieser Ontologie des Tatsächlichen daher nur negativ zu bestimmen vermochte: Tatsachenabbildung als Aufgabe der Wissenschaft darf nicht durch subjektive Beimischungen getrübt werden.

Für die Einsicht, daß die Idee einer unmittelbar bezeugten Realität der erkenntniskritischen Reflexion nicht standhält, läßt sich gegen den älteren der neuere Positivismus aufbieten: Ihm ist es bereits geläufig, daß die empirischen Daten Interpretationen im Rahmen vorgängiger Theorien und daher nicht weniger hypothetisch sind als diese<sup>1</sup>.

Solange man sich dieses Zusammenhangs nicht vergewissert und statt dessen an einem Tatsachenbegriff festhält, der dem Vermittelten bloß den Schein der Unmittelbarkeit verleiht, kann eine integrierende Zusammenordnung der Beiträge zu dem vorliegenden Sammelband nur unter dem trivialsten Gesichtspunkt stattfinden, eben dem des zeitlichen Nacheinander.

Ich sehe nicht, daß auch nur einer der Autoren durch solche Fragen umgetrieben würde. Das mag ironischerweise damit zusammenhängen, daß es ein anderes, in gewisser Weise integrierendes Verständnis der tschechoslowakischen Geschichte gibt, angesichts dessen sich offenbar für die Autoren Integration in methodischer und methodologischer Hinsicht erübrigt. Dieses Verständnis, das wohl besser als Vorverständnis bezeichnet werden muß, formt sich aus einer Reihe von spezifischen Denkfiguren, Topoi und Metaphern, die in Darstellungen der tschechoslowakischen Geschichte mit einer gewissen zwanghaften Regelmäßigkeit wiederzukehren pflegen. Es handelt sich dabei nicht eigentlich um erklärende oder deutende Formeln, sondern weit eher um appellative Syndrome, die diffus-wohlwollende Zustimmung erzeugen. Zu ihnen gehört beispielsweise die nostalgisch-zelebrierende Rede vom makros anthropos Masaryk; der immer etwas larmoyante Hinweis auf die Rolle der Tschechoslowakei als Opfer west-östlicher Imperialismen, dem die Neigung zur Idealisierung der inneren Verhältnisse des Landes entspricht und der mit dem frei-

---

<sup>1</sup> Popper, K.: *Conjectures and refutations*. London 1963, S. 23 u. 387.

gebigen Gebrauch des Wortes „Tragik“ einherzugehen pflegt; die Betonung der Kleinheit des Landes, die andererseits auch „Vatergefühle“ westeuropäischer Staaten gegenüber der Tschechoslowakei weckte; schließlich — ein landläufiges und daher umso publikumswirksameres Motiv — die stets untergründig lauernde kommunistische Gefahr, für die sich *ex eventu* — wen wundert's — reichlich Anhaltspunkte finden lassen.

Wer wollte schon bestreiten, um eines dieser Motive aufzugreifen, daß die Tschechoslowakei Gewalt, Aggression und Expansion der Großmächte im Übermaß erfahren hat? Und wessen Sympathien wären nicht auf der Seite derer, die die Zeche für den fortwährenden Naturzustand zwischen den Staaten bezahlen? Zu bezweifeln ist allerdings, daß die immense Bedeutung außenpolitischer Konstellationen für die Entwicklung der Tschechoslowakischen Republik in der vorliegenden Publikation methodisch-konzeptionell angemessen erfaßt wird. Man wird dieser Bedeutung nicht dadurch gerecht, daß man a) der begriffs- und strukturlosen Aneinanderreihung von Fakten am Ende — im Sinne einer bloßen Außenetikettierung — einige moralisierende Bemerkungen über den wenig urbanen Umgang der großen mit den kleineren Staaten aufträgt und b) Außen- und Innenpolitik in zwei beziehungslos nebeneinander liegende Sphären zerlegt, so sehr dies der fortschreitenden Spezialisierung der Tschechoslowakei-Forschung entsprechen mag.

Das Beispiel, an dem sich die voraufgegangene Kritik vielleicht am besten konkretisieren läßt, ist der Beitrag von Mamatey über „Die Entwicklung der Tschechoslowakischen Demokratie 1920—1938“ (S. 109—179). Dieser vom Umfang her wichtigste Beitrag, dem in der Sache gewiß der Stellenwert eines Kernstücks des ganzen Buches zukommen müßte, nimmt auf der Qualitätsskala aller Einzelstudien zweifellos den untersten Platz ein.

Mamateys Abhandlung ist zunächst ein negatives Lehrstück darüber, daß Tatsachenerhebungen und Tatsachendarstellungen auf der Spezifikationsebene anzusiedeln sind, die nicht ein Maximum, sondern ein Optimum an Informationen liefert. Mamateys Gliederungsschema ist die Abfolge der verschiedenen Regierungskoalitionen, die zwischen 1920 und 1938 an der Macht waren; davon abgesehen, erkenne ich in seiner Darstellung kein ordnendes Prinzip: Sie ist ein Steinbruch, in dem sich Wichtiges und Belangloses, Interessantes und gänzlich Uninteressantes zu einem Faktenhaufen türmen, den zu sortieren dem Leser überlassen bleibt. Am Ende der Wanderung durch diesen Steinbruch stellt Mamatey bündig fest, die Erste Republik sei „die erfolgreichste und die am längsten währende europäische Demokratie östlich des Rheins gewesen“ und habe „als solche eine rühmliche und dauerhafte Stellung in der europäischen Geschichte errungen“ (S. 179). Das mag zwar so sein, aber wer diese Einsicht nicht schon *vor* der Lektüre von Mamateys Abhandlung besitzt, dem wird sie sich als Schlußfolgerung aus seinen Darlegungen jedenfalls nicht anbieten. Hier treffen wir genau auf jenes Vorverständnis der tschechoslowakischen Geschichte, das unter den Connaisseurs so sehr im Schwange ist, zumindest in bezug auf die Vorkriegsrepublik: Es läßt die Analyse nicht vorankommen, weil die Prämissen vorgestanz sind.

Der Titel des Beitrags von Mamatey berechtigt den Leser zu der Annahme, daß er Näheres darüber erfährt, wie denn Demokratie als politische Ordnung in der

Tschechoslowakischen Republik beschaffen war. In dieser Erwartung wird er allerdings arg enttäuscht. Die übliche negative Bestimmung mit dem Hinweis, es habe in der Tschechoslowakei — genauer: den böhmischen Ländern — keinen bzw. nur marginalen Faschismus gegeben, kann über die Bedingungen von Demokratie positiv umso weniger aussagen, als auch das Nichtvorhandensein von Faschismus nur sehr oberflächlich erklärt wird (S. 143/44). Da Mamatey im Grunde eine Geschichte der Regierungskoalitionen und parteipolitischen Auseinandersetzungen schreibt, könnte man vermuten, daß der Autor Demokratie vor allem im Sinne jener „realistischen“ Demokratietheorie versteht, die am Ende eines langen Rückbildungs- und Schrumpfungprozesses früher bürgerlicher Demokratie-Ideale steht: als Methode der Auswahl von Führern und Führungsgarnituren und als organisierte Konkurrenz oligarchisch strukturierter Führungsgruppen um Wählerstimmen. Sollte der Autor der Ansicht sein, daß diese in der Zwischenkriegszeit überall vollzogene Revokation klassischer Demokratietheorie der Ersten Tschechoslowakischen Republik ihren „rühmlichen“ Platz in der europäischen Geschichte sicherte?

Daß Mamatey in der Tat zu der neuen Generation forscher Elitetheoretiker zählt, die schon jenseits von Erwägungen über Selbstbestimmung und Partizipation in der Demokratie stehen und unter Demokratie lediglich eine bestimmte, eben elitenpluralistische Methode der Entscheidungsfindung verstehen, verraten seine Ausführungen zur „Pětka“ (S. 118/19).

Mamatey sieht in der faktischen Entmachtung des Parlaments durch den Fünferausschuß eine positiv zu bewertende Notwendigkeit: Die tschechoslowakischen Parlamentarier hatten sich während ihrer Wiener und Budapester Lehrjahre allerlei Unsitten angewöhnt, beispielsweise „zersetzende Kritik“, so daß es der „Pětka“ bedurfte, um für Disziplin, Ordnung und Stabilität zu sorgen. Mamatey schätzt die Bedeutung der „Pětka“ als Ordnungsfaktor so hoch ein, daß er mutmaßt, der Tschechoslowakei wäre ohne das Fünferkomitee die Diktatur nicht erspart geblieben. Stabilität der Demokratie also dadurch, daß die politischen Eliten die institutionellen Voraussetzungen von Demokratie außer Kraft setzten? Noch ungereimter wird die Sache dadurch, daß Mamatey zugleich darauf insistiert, daß die Eliten ihre Bemühungen auf die Entwicklung der „parlamentarischen Demokratie“ richteten (S. 116). Das legt den Gedanken einer „Erziehungsdiktatur“ nahe, zumal Mamatey nicht mit Hinweisen darauf geizt, wie sehr beispielsweise die in politischer, ja sogar allgemein-menschlicher Hinsicht inferioren Slowaken (S. 133) der Erziehung bedurften. Zu solchen Überlegungen paßt dann aber nicht, daß es die (tschechischen) politischen Eliten an einer weitsichtigen wirtschaftlichen Entwicklungspolitik gegenüber der Slowakei haben fehlen lassen; viel eher dürfte sie in ihren Augen den Stellenwert eines bloßen Ausbeutungsobjektes gehabt haben. Von „Ausbeutung“ möchte Mamatey allerdings nichts wissen; seine Begründung, im ökonomischen Verhältnis der böhmischen Länder zur Slowakei habe es sich vielmehr um eine Politik des *laissez-faire* gehandelt, wird freilich niemanden überzeugen können. Wo gab es denn in der Ersten Republik einen Wirtschaftssektor, auf dem liberale Wirtschaftspolitik betrieben wurde?

Am Ende bleibt somit dunkel, worin eigentlich das Wesen der Demokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik bestand und weshalb sie sich einen rühm-

reichen Platz in der Geschichte verschafft hat. Deutlich wird lediglich, daß Mamatey dazu neigt, Demokratie mit einer Veranstaltung der politischen Führungsgruppen zu identifizieren; Antworten auf die Fragen zu finden, die sich unter dieser Voraussetzung — einmal angenommen, sie träfe zu — überhaupt erst stellen, bleibt freilich dem Leser überlassen. Dem wird, wenn er den Beitrag Mamateys aufmerksam liest, zumindest das eine sehr schnell klar werden: Die Eliten haben es sich nicht leicht gemacht, wie die immer wiederkehrenden besorgten Mitteilungen Mamateys über den schlechten Gesundheitszustand vieler Spitzenpolitiker zeigen. Als Ariadnefaden taugt diese Erkenntnis freilich auch nicht.

Ungeklärt bleibt bei Mamatey auch der Sinn von „Stabilität“, für welche die „Pětká“ angeblich sorgte. Gegen wen grenzten sich Stabilisierungsstrategien aus, auf wessen Kosten wurde ökonomisch, sozial und politisch stabilisiert? Müßte nicht „Stabilisierung“ im wirtschaftlichen Bereich — folgt man Mamateys eigener Darstellung — viel eher als „Konservierung“ bezeichnet werden?

Antworten auf diese Frage kann Mamatey umso weniger geben, als sie die Bestimmung des tschechoslowakischen Typus von Demokratie voraussetzen würden.

Es ist schon oft festgestellt worden, daß dieser Typus in hohem Maße die charakteristischen Merkmale einer Proporzdemokratie aufwies<sup>2</sup>, also eine per se auf Gleichgewicht angelegte gesellschaftlich-politische Konstruktion darstellte. Das grundlegende Konfliktregelungsmuster der Proporzdemokratie ist bekannt: Vertretung der wichtigsten gesellschaftlichen Gruppen in der Exekutive, Sicherung ihres Einflusses auf die politischen Entscheidungen durch Ämterpatronage („Erbhöfe“), Interessenausgleich durch „Junktimieren“, also durch paktierte Gesetzgebung. Die Tschechoslowakei war insofern sicherlich ein Sonderfall, als der Proporz — vor allem auf Regierungsebene — im wesentlichen auf die tschechischen politischen Gruppierungen beschränkt blieb. Im übrigen traten aber die strukturellen Mängel von Proporzkonstruktionen hier besonders deutlich hervor: Da Konflikte nicht durch dynamische Mehrheitsbildungen gelöst wurden, die in den Regierungskoalitionen erzielten Kompromisse nicht oder jedenfalls nicht entscheidend zu Lasten der etablierten, in der Exekutive vertretenen Gruppen und Interessen gehen konnten und das Prinzip der Alternativen setzenden Opposition (im tschechischen Lager) fehlte, wurde die Innovationsfähigkeit des politischen Systems beeinträchtigt. Die Indikatoren hierfür sind zahlreich genug<sup>3</sup>.

In diesem Sinne erhielt durch eine Präzisierung des Begriffes „Demokratie“ auch das vage Ding „Stabilität“ schärfere Konturen; zugleich wäre so ein — freilich noch grober — begrifflicher Raster gewonnen, der es ermöglichen würde, durch Mamateys Faktendickicht eine erste Schneise zu schlagen und überhaupt erst so etwas wie einen Fragehorizont zu begründen. Denn der Proporztypus legt die

<sup>2</sup> Vgl. dazu neuerdings die ausgezeichnete Untersuchung von Lipscher, L.: *Verfassung und politische Verwaltung in der Tschechoslowakei 1918—1939*. München-Wien 1979 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 34).

<sup>3</sup> Vgl. dazu schon die sorgfältige Studie von Bloss, E.: *Labor legislation in Czechoslovakia with special reference to the standards of the International Labor Organization*. New York 1938.

Frage nahe, ob es sich dabei einfach um die Fortsetzung österreichisch-ungarischer parlamentarischer Strukturen handelte oder um einen Mechanismus der Konfliktregelung, der in allen „kleinen“ europäischen Demokratien der Zwischenkriegszeit in mehr oder weniger ausgeprägter Form festzustellen ist: die Tendenz zur Generalisierung politischer Verantwortlichkeit aufgrund des relativ größeren äußeren Drucks<sup>4</sup>.

Folgt man dem zweiten Gesichtspunkt, dann läßt sich der Einfluß der Außen- auf die Innenpolitik, der bei Mamatey akzidentuell bleibt<sup>5</sup>, als ein systematischer Zusammenhang erfassen: Er geht durch die politisch-institutionelle Ordnung des Landes hindurch und bestimmt ihre konkreten Formen. In diesem Sinne kann etwa das ungeheuer zersplitterte gesellschaftliche Organisationssystem der Ersten Republik samt seinen konfliktfragmentierenden Leistungen als funktionaler Bestandteil einer politischen Struktur verstanden werden, die darauf angelegt war (s. o.), äußeren Druck durch Dämpfung des inneren Konfliktpotentials zu kompensieren.

Gestützt wird die Hypothese über den Einfluß der äußeren Situation auf die Binnenstruktur der Tschechoslowakei durch die Tatsache, daß die nationale Identität der Staatsbürger die Ausbildung einer klaren politischen bzw. demokratischen Staatsbürgerrolle beeinträchtigte, und zwar stärker als dies einer demokratischen Gesellschaft zuträglich ist. Das läßt sich beispielsweise an der parlamentarischen Krise von 1933 zeigen<sup>6</sup>, soll aber hier vor allem an dem von Th. Procházka verfaßten Beitrag „Die Zweite Republik, 1938—1939“ erläutert werden.

Die allgemeine Tendenz der Literatur geht dahin, die Zweite Republik zu exotisieren, und nichts liegt ja auch näher, wenn man nur einen flüchtigen Blick auf die inneren Verhältnisse und die äußere Situation des Reststaates wirft. Mit dem Münchner Abkommen wurden faschistische, faschistoide und erkonservativ-reaktionäre Gruppen zumeist agrarisch-mittelständischer Provenienz zur Macht emporgespült. Das weitverzweigte demokratische Parteiwesen der Ersten Republik brach wie ein Kartenhaus zusammen und wurde durch zwei, auf dem Einheitsprinzip gründende Parteien von autoritärem bzw. totalitärem Zuschnitt ersetzt. Die demokratischen Rechte wurden zunehmend abgebaut; allenthalben waren ständestaatlich-korporative Gesellschaftsvorstellungen auf dem Vormarsch<sup>7</sup>.

Der Leser, noch ganz unter dem Eindruck der panegyrischen Schlußsätze Mamateys über die Erste Republik, ist einigermassen ratlos. Über Nacht der völlige Bankrott von Demokratie und die ganz andere Gesellschaft? Procházkas Erklärungen für diesen Umbruch unterscheiden sich nicht von denen zahlreicher Untersuchungen vor ihm: die Schockwirkung des Münchner Abkommens, Verzagtheit,

<sup>4</sup> Vgl. Rokkan, S.: The Structuring of Mass Politics in the Smaller European Democracies. A Developmental Typology. In: Party Systems, Party Organizations and the Politics of the New Masses. Hrsg. von O. Stammer. Berlin 1968, S. 26—65.

<sup>5</sup> Vgl. S. 117, wo auf Masaryks Sicht dieses Zusammenhangs hingewiesen wird.

<sup>6</sup> Viel Material hierzu bietet Hradilák, Z.: Československá sociální demokracie a zmocňovací zákon v roce 1933 [Die tschechoslowakische Sozialdemokratie und das Ermächtigungsgesetz von 1933]. In: Příspěvky k dějinám KSČ 7 (1967) 29—51.

<sup>7</sup> Lukeš, F.: Podivný mir [Ein sonderbarer Frieden]. Prag 1968, passim.

Verunsicherung, mangelndes Orientierungsvermögen, die massive Abhängigkeit vom Dritten Reich, dessen Hineinregieren in den Reststaat etc.

Es ist eine Konsequenz des auch für Procházka typischen staatsgeschichtlichen Ansatzes, daß mit Veränderungen der als bestimmend gedachten politischen Ordnung zugleich — im Sinne einer abhängigen Variablen — Veränderungen des Sozialsystems impliziert, gesellschaftliche Strukturen also als etwas ungemein Flüchtliges angesehen werden. Unter systematisch-strukturgeschichtlichem Blickwinkel erscheint diese Annahme freilich weniger zwingend. Kehren wir hier zu den Bemerkungen über die Staatsbürgerrolle zurück.

Das erklärungsbedürftige Phänomen ist nicht, daß sich nach 1938 eine politische Führungsgarnitur findet, die — vielfach in immer schon antizipierter Anpassung an Forderungen des Dritten Reiches — den Umbau des gesellschaftlich-politischen Organisationssystems nach totalitärem Vorbild vorantrieb. Erklärungsbedürftig ist vielmehr, daß dieser Umbau in den Massen nur auf marginalen Widerstand stieß, die neuen Organisationen — ganz im Gegenteil — sich rasch eine ansehnliche Massenbasis sichern konnten. Das gilt etwa für die Einheitsgewerkschaft, die den Nationalsozialisten bei der Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren als Morgengabe dargebracht wurde. Obwohl sie jeder demokratischen Legitimation entbehrte, zunehmend den Charakter einer wirtschaftsfriedlich-autoritären, bloß durch die Volksgemeinschaft-Ideologie zusammengehaltenen Organisation annahm und unter dem Okkupationsregime vollends zum tschechischen Äquivalent der Deutschen Arbeitsfront herabsank, verbreiterte sich ihre soziale Basis kontinuierlich. Auch die Führer der politisch funktionslosen, extrem reaktionären Partei der „Nationalen Einheit“ waren alles andere als Generäle ohne Heer; in ihrem Gefolge befanden sich zahlreiche Gruppierungen, denen man vor 1938 einen demokratischen Charakter nicht absprechen kann. Das vielleicht beste Beispiel für die hier angedeutete Tendenz — es gehört allerdings schon in die Anfänge des Protektorats — ist die überwältigende Integrationskraft des „Národní souručenství“: Diese riesige nationale Einheitsorganisation, deren Programmatik sich an den ständestaatlich-korporativen Gesellschaftsvorstellungen des italienischen Faschismus orientierte<sup>8</sup>, erfaßte im Frühjahr 1939 mehr als 2 Millionen Tschechen im Protektorat Böhmen und Mähren.

Wir haben es hier mit den Manifestationen eines staatsbürgerlichen Bewußtseins zu tun, das traditionelle Orientierungsweisen durchaus konsequent, wenn auch in extremer Form, fortsetzte: Da nationale und politische Identität der Staatsbürger interferierten, wie u. a. an jener historisch wirkungsmächtigen tschechischen Ideologie abzulesen ist, derzufolge „national“ und „demokratisch“ identische Werte sein sollten, konnte der politische Konflikt nicht isoliert und keine klare Definition für das formale Bezugssystem gefunden werden, an welchem sich eine politische Staatsbürgerrolle zu orientieren vermochte. Die nahezu beliebige Übersetzung sozialer und politischer Konflikte in nationale Konflikte — Beispiele sind die Bodenreform 1919/20 und die gesellschaftliche Krise der frühen dreißiger Jahre — führte am

<sup>8</sup> Sehr instruktiv hierzu: Jižní Čechy v Národním souručenství [Südböhmen in der Nationalen Gemeinschaft]. Budweis 1939.

Ende dazu, daß alle Konflikte mühelos in Namen einer nationalen Einheit eingefroren wurden, die jeglicher politischer/demokratischer Gestaltungskraft entbehrte — das ist der Fall des „Národní souručenství“.

Es liegt auf der Hand, daß die gesellschaftlich-politische Entwicklung der Zweiten Republik eine höchst ungünstige Voraussetzung für die Formierung des Widerstandes im Protektorat Böhmen und Mähren schaffen mußte; dies ist längst gut belegt<sup>9</sup>. Der Beitrag von R. Luža über die tschechische Widerstandsbewegung 1939—1945 (S. 364—384) geht auf diese Voraussetzungen nicht explizit ein; dies ist allerdings nur ein Gesichtspunkt unter mehreren, die zu einer kritischen Betrachtung seiner Abhandlung Anlaß geben. Dabei soll die Schwierigkeit nicht verkannt werden, ein so komplexes Phänomen wie den tschechischen Widerstand auf sehr knappem Raum in den Griff zu bekommen. Daß diese Schwierigkeiten zu meistern ist, zeigt andererseits G. Rhodes Studie über „Das Protektorat Böhmen und Mähren 1939—1945“ (S. 314—340).

Es gibt vermutlich kaum einen Bereich historischer Forschung, der so sehr wie die Widerstandsforschung der Versuchung ausgesetzt ist, seinem Untersuchungsgegenstand ein programmatisch-normatives Verständnis überzustülpen, das in der Retrospektive politisch wünschenswert erscheint. Mit dem Besserwissen der Späteren wachsen die Ansprüche an die Akteure von einst. Luža — so scheint es — ist dieser Versuchung ebenso erlegen wie A. Josko mit ihrem Bericht über „Die Slowakische Widerstandsbewegung“ (S. 385—408); viel nüchterner und, wie ich glaube, realitätsnäher ist dagegen J. K. Hoensch, dessen Skizze der Slowakischen Republik 1939—1945 (S. 292—313) die Widerstandsproblematik allerdings nur beiläufig behandelt, da sie nicht direkt zu seinem Thema gehört.

Wenn man Lužas Interpretation des tschechischen Widerstandes für tendenziell überzogen hält, müssen — um Mißverständnisse zu vermeiden — zwei Bemerkungen vorausgeschickt werden. Erstens kann und soll ein solcher Einwand nicht die Leistungen und das politische wie moralische Verdienst derjenigen schmälern, die sich der nationalsozialistischen Barbarei entgegenstellten und ihren Widerstand oft genug mit dem Leben bezahlen mußten. Zweitens — vielleicht überflüssig zu erwähnen — ist eine Kritik an Lužas idealisierender Darstellung nicht als implizite Verharmlosung des nationalsozialistischen Okkupationsregimes zu verstehen<sup>10</sup>.

Wie die meisten Autoren, die sich mit dem tschechischen bzw. slowakischen Widerstand beschäftigen, ist auch Luža darauf fixiert, Handlungen von Widerstandsgruppen allein im Zusammenhang mit der von ihnen abgelehnten nationalsozialistischen Ideologie zu sehen. Andere Handlungsmotive bleiben unbelichtet; dadurch wird eine Eindimensionalität sozialen Handelns unterstellt, die nur die Dichotomie von Immoralität des Okkupationsregimes und politischer Moralität der Widerständler kennt. Ich bestreite weder die barbarischen Ziele der einen Seite noch die humanen

<sup>9</sup> Vgl. Brandes, D.: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Teil 1: Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren bis Heydrichs Tod (1939—1942). München-Wien 1969.

<sup>10</sup> Was in dieser Hinsicht noch immer oder schon wieder möglich ist, zeigt das Buch von Frank, E.: Karl Hermann Frank. Staatsminister im Protektorat. Heusenstamm 1971.

der anderen, schon einfachste Überlegungen zur Komplexität von Rollensystemen in modernen Industriegesellschaften lassen aber den größten Zweifel an der Möglichkeit eines universellen Verhaltensmusters aufkommen. Im übrigen braucht man nicht zu spekulieren, da die Unhaltbarkeit dieser Annahme aus den Quellen klar genug hervorgeht. „Sie mögen die Deutschen nicht“, heißt es in einem Bericht des tschechischen Nachrichtendienstes vom Herbst 1943 über die Haltung der Arbeiterschaft gegenüber dem Okkupationsregime, „erklären aber, daß es ihnen unter ihrer Verwaltung gut geht“<sup>11</sup>. Die Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit menschlichen Verhaltens unter der nationalsozialistischen Protektorats Herrschaft, die in diesem Beispiel zum Ausdruck kommt und gerade für die Arbeiterschaft typisch gewesen ist, gerät bei Luža überhaupt nicht ins Blickfeld.

Luža thematisiert so gut wie gar nicht, in welchem Maße die einzelnen Klassen und gesellschaftlichen Gruppen am Widerstand beteiligt waren. Daß sich das industrielle Bürgertum ohne erkennbare Skrupel der profitablen Kollaboration verschrieb, große Teile der Arbeiterschaft durch die — wie immer demagogische — materielle Pazifizierungsstrategie der Okkupanten diszipliniert wurden, die Masse der Bauern mit Patriotismus und Widerstand wenig im Sinne hatte und sich statt dessen mit Erfolg auf die Verbesserung ihrer ökonomischen Lage vor allem über den Schwarzen Markt verlegte<sup>12</sup> — all dies u. a. m. geht in Lužas Widerstandsbilanz nicht ein. Damit umgeht er ein methodisches Problem, das sich in der Widerstandsforschung allgemein stellt: Wie weit können wir das Handeln von Kleingruppen — als welche die Widerstandsgruppen in aller Regel konstituiert waren — mit dem Handeln von größeren sozialen oder politischen Einheiten gleichsetzen, mit denen diese Kleingruppen ursprünglich personell oder ideologisch verbunden waren? Ein Beispiel: Der PVVZ kam aus der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, und Luža bezeichnet ihn zu Recht als eine der stärksten Widerstandsorganisation im Protektorat bis 1942. Ohne jeden Hinweis darauf, daß der PVVZ nur minimalen Einfluß auf die Arbeiterschaft besaß<sup>13</sup>, gelangt man jedoch zu einer schiefen „Repräsentationstheorie des Widerstandes“<sup>14</sup>, mit der sich Luža zum Schaden der Sache nicht auseinandersetzt.

Unter den genannten Voraussetzungen und angesichts der Tatsache, daß die aus nationalsozialistischer Sicht zentrale rüstungswirtschaftliche Funktion des Protek-

<sup>11</sup> Vgl. Otáhalová, L. / Červinková, M. (Hrsg.): Dokumenty z historie československé politiky 1939—1943 [Dokumente zur tschechoslowakischen Politik 1939—1943]. Bd. 2. Prag 1966, Dok. Nr. 528.

<sup>12</sup> Die Verschuldung der Bauernschaft sank zwischen 1939 und 1945 von 30 auf 5 Milliarden Kronen. Vgl. Průcha, V.: Změny v sociální struktuře československé společnosti v letech 1938—1945 [Wandlungen in der Sozialstruktur der tschechoslowakischen Gesellschaft von 1938 bis 1945]. Prag 1970, S. 43 Anm. 72.

<sup>13</sup> Vgl. Kukulík, J.: K problematice vzniku Národní fronty v domácím odboji. Vývoj odbojové organizace PVVZ na území Čech v letech 1939—1941 [Zur Problematik der Entstehung der Nationalen Front im inneren Widerstand. Entwicklung der Widerstandsorganisation PVVZ auf dem Territorium Böhmens von 1939 bis 1941]. Prag 1976 (Acta Universitatis Carolinae Philosophica et Historica Monographia 66).

<sup>14</sup> Hüttenberger, P.: Vorüberlegungen zum „Widerstandsbegriff“. In: Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion. Hrsg. von J. Kocka. Göttingen 1977, S. 117—134 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 5).

torats zwischen 1939 und 1945 zu keinem Zeitpunkt ernsthaft beeinträchtigt werden konnte, scheint Skepsis gegenüber Lužas Behauptung geboten, die tschechische Widerstandsbewegung habe eine ständige Bedrohung der Sicherheit des Reiches dargestellt (S. 384).

Sehr viel mehr analytische Schärfe müßte Luža auch auf die Darstellung der politischen Entwicklungstendenzen des Widerstandes verwenden, die am Ende des Krieges in eine „potentielle revolutionäre Situation“ (S. 382) einmündeten. Die Dominanz der Linken, die Luža im Mai 1945 beim Einmarsch der Armeen der Anti-Hitler-Koalition in der Tschechoslowakei verwirklicht sieht, war — wie vielleicht nirgendwo sonst in Europa — eine Scheindominanz: Die Linke hatte sie nicht selbst errungen, sondern sie war ihr durch die völlige Diskreditierung der Rechten und die Befreiung des Landes von außen in den Schoß gefallen. Das ist in vieler Hinsicht ein Schlüssel zu Taktik und Strategie von Sozialisten und Kommunisten nach 1945. Ich habe auch einige Zweifel am genuin sozialistischen Charakter der Revolution, die 1945 gefordert und erwartet wurde: im Grunde war dies eine Revolution „von rechts“, deren gesellschaftskritisches Potential sich in der Frontstellung gegen den nationalen Gegner erschöpfte. Der gesamt nationale Konsensus in diesem Punkt, den Luža emphatisch beschwört, war in gleicher Weise ein Scheinkonsensus: Er überdeckte die fundamentalen Gegensätze, die nach 1946 aufbrechen sollten, als die Revolution nun auch die Tschechen und Slowaken nicht mehr ungeschoren davonkommen lassen wollte.

Es bleiben zum Schluß noch diejenigen Beiträge zu erwähnen, auf die im Rahmen dieser Rezension nicht eingegangen wurde. Dazu zählt die Studie von V. Beneš über die Anfänge der Ersten Republik (S. 49—108), die sich an den Überblick von V. Mamatey über die langfristigen Voraussetzungen der Gründung der Ersten Republik (S. 11—48) anschließt; ferner J. W. Brügels Untersuchung zur Lage der Deutschen zwischen 1918 und 1938 (S. 180—201), die Skizze von P. Wandycz über die Entwicklung der Außenpolitik (S. 232—256), das Kapitel über München von K. Eubank (S. 257—271), E. Táborškýs Ausführungen zur Exilpolitik zwischen 1939 und 1945 (S. 341—363), R. Lužas Bericht über die Jahre 1945—1948 (S. 411—441) sowie die beiden wirtschaftsgeschichtlichen Beiträge von Z. Pryor (S. 202—231) und J. Michal (S. 455—491), die der Zwischenkriegsära bzw. den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg gelten. Mit der Lösung des Minderheitenproblems nach 1945 befaßt sich schließlich L. Němec (S. 442—454).

Bochum

Peter Heumos

Walter Ullmann, *The United States in Prague, 1945—1948.*

University of Colorado, Boulder 1978, X + 205 S., § 16,25 (East European Monographs 36).

Walter Ullmann, Professor of History an der Universität von Syracuse im Staat New York und aus Böhmisches-Budweis stammend, legte nach langjährigem Aktenstudium in amerikanischen und britischen Archiven eine umfassende Studie über die amerikanisch-tschechoslowakischen Beziehungen in den ersten Jahren nach

dem Zweiten Weltkrieg vor. Leider sind die für die Nachkriegsjahre bedeutsamen Kontakte zwischen der Exilregierung Beneš und den Vereinigten Staaten nicht eigentlich Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Das Buch ist so etwas kurz, aber dennoch prägnant und unter dem Gesichtspunkt geschrieben, dem Leser die relevanten Quellen vorzuführen und ihm aufgrund des reichlich ausgebreiteten Materials eigene Schlüsse zu ermöglichen. Dies ist begrüßenswert, zumal noch heute und selbst nach den Arbeiten Karel Kaplans eine definitive Schilderung der Vorgeschichte und des Verlaufs der kommunistischen Machtergreifung in der Tschechoslowakei aussteht. Es ist Ullmanns Verdienst, zu einer solchen Arbeit einen gehaltvollen Baustein beigetragen zu haben.

Von tschechoslowakischer Warte aus war es nach dem Kriege zunächst nicht klar erkennbar, daß die Vereinigten Staaten künftig auch in der europäischen Politik die führende Macht des Westens sein würden. Hierbei spielte die Erinnerung an die amerikanische Politik während der zwanziger Jahre eine Rolle, als sich nach dem Ersten Weltkrieg die Vereinigten Staaten von Europa distanzieren. Prag setzte 1945 die traditionellen Beziehungen zu Frankreich und England fort, obgleich sie vom Trauma von München gezeichnet waren. Aus amerikanischer Sicht hatte die Tschechoslowakei einen relativ geringen Stellenwert. Die Vereinigten Staaten hatten in außenpolitischer Hinsicht dringendere Probleme zu lösen, wobei die Haltung Washingtons auch von der Tatsache beeinflußt war, daß sich die tschechoslowakische Politik nach dem Vertrag von 1943 mit der UdSSR und nach dem Kaschauer Programm immer mehr der Sowjetunion genähert hatte.

Es ist in diesem Zusammenhang von Belang, daß das Vertrauen in die Tschechoslowakei durch die Verstaatlichung von Eigentum amerikanischer Bürger und Firmen erschüttert worden war. Ullmann zeigt auf, daß diese Frage in den Vordergrund der Interessen geriet und beispielsweise die amerikanische Bereitschaft, der ČSR Wiederaufbaukredite zu gewähren, ungünstig beeinflusste. Dies war eine Fehleinschätzung, wie sich später herausstellte. Die US-Regierung hoffte zu lange, die politischen Kräfte in Prag würden den amerikanischen Anliegen und Forderungen Verständnis entgegenbringen. Washington änderte seinen diesbezüglichen Standpunkt erst, als in Prag bereits nichts mehr zu retten war.

Die Zersplitterung der nichtkommunistischen Parteien war ein Faktor, der in den amerikanischen Berichten aus Prag oft erwähnt wurde. Die Nationalsozialisten und die Volkspartei versuchten lange, ihre politischen Ziele zu koordinieren, doch die Amerikaner vermochten hieraus weder politischen Gewinn zu ziehen, noch in ihrem Sinne fördernd einzugreifen. Auch die Möglichkeit einer Unterstützung der Slowakischen Demokratischen Partei wurde kaum genutzt, und die Entwicklung der Sozialdemokratischen Partei war ohnehin in eine Richtung gegangen, die den Amerikanern kaum Hoffnungen ließ. Obwohl auf dem Kongreß in Brünn im November 1947 Laušman den Linken Fierlinger als Vorsitzender ablöste, hatten Blažej Vilim und František Tymeš schon zwei Monate vorher ein Abkommen über Zusammenarbeit mit den Kommunisten unterschrieben, wodurch die Sozialdemokraten als Partner des Westens ausschieden.

Ullmann zeigt, daß Präsident Beneš eine negative Schlüsselfigur war, und daß sich die Politiker der nichtkommunistischen Parteien leider auf ihn am

meisten verließen. Allerdings war Beneš in seinen Äußerungen und seinem Handeln nie eindeutig, und er unternahm auch nichts, um wichtige Begriffe zu klären. Man war sich im allgemeinen einig, daß irgendein „Sozialismus“ das Endziel der Entwicklung sein sollte, aber die Kommunisten bestimmten letztlich, welche Art von Sozialismus verwirklicht werden sollte. Ullmann weist darauf hin, daß es bezeichnenderweise eigentlich nur zwei scharfe Konflikte zwischen Beneš und Gottwald, und zwar beide im Herbst des Jahres 1945, gegeben hat: Im September beschuldigte Beneš den Führer der KSČ, durch die Bildung eines „sozialistischen Blocks“ in der Nationalen Front das politische Leben im Lande knebeln zu wollen. Beneš unterlag in dieser Sache. Im November 1945 kam es abermals zum Krach, als Gottwald von Beneš die Säuberung der politischen Parteien forderte und dies mit dem Hinweis abgelehnt wurde, dann möge Gottwald mit der Säuberung bei ihm, d. h. beim Staatspräsidenten, beginnen. Ullmann bemerkt hierzu, wie verschieden diese Haltung von Benešs Passivität in späterer Zeit war.

Ausführlich schildert der Verfasser den Zusammenhang zwischen der engen Anlehnung der ČSR an die Sowjetunion und dem Problem der Ausweisung der deutschen Bevölkerung. Zwar wurde die Vertreibung von der Mehrheit der tschechischen und slowakischen Bevölkerung unterstützt, und alle politischen Parteien waren an ihrer Durchführung beteiligt, doch waren die Kommunisten die Hauptnutznieser, da sie die verhältnismäßig leicht erlangte Zustimmung des Kremls zum sogenannten Abschub propagandistisch auszunutzen verstanden. Sicherlich war die Vertreibung in Übereinstimmung mit den Siegermächten durchgeführt worden, doch es verbreitete sich die Überzeugung im Lande, daß man die Lösung der deutschen Frage hauptsächlich der Sowjetunion zu danken habe. Ullmann zitiert in diesem Zusammenhang einen Artikel im Organ der Volkspartei, *Lidova Democracie*, in welchem den Amerikanern zuviel Rücksicht auf die Sudetendeutschen vorgeworfen wird. Dies war ein Beweis für das Nachbeten der kommunistischen Linie, was auch prompt dazu führte, daß amerikanisches Personal in der ČSR erneut auf strenge Einhaltung des Fraternisierungsverbotes hingewiesen wurde.

Da auch die nichtkommunistischen Parteien weder den „Sozialismus“ noch die „Volksdemokratie“ als gesellschaftliche Systemmodelle eindeutig abgelehnt hatten, konnte es nicht überraschen, daß die KSČ in Böhmen und Mähren im Jahre 1946 die Mehrzahl der Stimmen errang, denn sie hatte die vorgenannten „Errungenschaften“ am lautesten propagiert und ihre Politik eindeutig auf das Bündnis mit der Sowjetunion aufgebaut.

Die Ablehnung der tschechoslowakischen Teilnahme am Marshallplan war daher kaum überraschend. Die Regierung beriet dieses Thema erstmals am 4. Juli 1947. Fünf Tage später sollte eine tschechoslowakische Regierungsdelegation nach Moskau reisen, um dort hauptsächlich Fragen im Zusammenhang mit bilateralen wirtschaftlichen Themen zu besprechen. In Moskau wurde der Delegation eröffnet, daß die Sowjetunion eine tschechoslowakische Beteiligung am Marshallplan als einen Vorstoß gegen den tschechoslowakisch-sowjetischen Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitige Hilfe betrachten würde. Daraufhin sagte die tschechoslowakische Regierung ihre Teilnahme an der Konferenz über den Marshallplan ab. Die US-Gesandtschaft spielte hierbei eine insgesamt passive Rolle.

Nicht von ungefähr schrieb Jan Masaryk kurz danach im englisch-sprachigen Bulletin des Prager Außenministeriums, daß es kein sowjetisches Ultimatum gegen den Plan gegeben habe, und der amerikanische Gesandte in Prag, Steinhardt, kommentierte den Vorgang mit dem Hinweis, daß dies schon die ungefähr zwölfte Erklärung dieser Art gewesen sei. Nach Steinhardts Dafürhalten wollte Jan Masaryk — wie andere bürgerliche Politiker auch — seine kommunistischen Kollegen in der Regierung von seiner Treue gegenüber dem sowjetischen Verbündeten überzeugen. Offensichtlich beeinflusste diese Haltung auch die noch übrig gebliebenen wenigen Kritiker der Ablehnung, Jaroslav Stránský und Jan Ursiny.

Daß dennoch nicht alle bürgerlichen Politiker über die künftige Entwicklung der ČSR im Dunkeln tappten, beweist eine Meldung Steinhardts vom 18. Juli 1947. Darin heißt es, einige führende nationalsozialistische und klerikale Politiker hätten begonnen, sich mit der Bildung einer Exilregierung „für den äußersten Fall“ zu beschäftigen. Aus Ullmanns Quellen wird allerdings nicht ersichtlich, ob und inwiefern die Führer der nichtkommunistischen Parteien — und durch diese auch die amerikanische Diplomatie — die kommunistischen Intentionen kannten. Ullmann zitiert zwar einen Artikel aus der Feder des stellvertretenden Vorsitzenden des Slowakischen Nationalrates, Rudolf Frastacký, in der Zeitschrift *Čas*, vom 2. Oktober 1947. Letzterer erwähnte Bemerkungen des slowakischen Kommunisten Laco Holdos, der nach den verlorenen Wahlen angeblich den Plan vorgetragen hatte, die Demokratische Partei mit Hilfe von Beschuldigungen staatsfeindlicher Tätigkeit auszuschalten. Offenbar aber war Frastackýs Warnung, „das Schicksal der slowakischen Demokratischen Partei sei das Schicksal der tschechoslowakischen Demokratie“, nicht repräsentativ für den Kenntnisstand der bürgerlichen Parteiführer im Herbst des Jahres 1947. Dies ist bemerkenswert, denn aus den Arbeiten Karel Kaplans ist inzwischen hinreichend bekannt geworden, wie weitreichend bereits damals das Netz der kommunistischen Unterwanderung gesponnen war. Die amerikanische Gesandtschaft wurde nicht aktiv, sondern beschränkte sich auf traditionelle Berichterstattung.

Der Verlauf der Machtergreifung im Februar 1948 ist hinreichend bekannt. In dieser Rezension sei deshalb nur noch auf das letzte Kapitel des Buches eingegangen, in dem der Verfasser eine Bilanz der Situation nach dem Umsturz zieht. Jan Masaryk bemerkte zwei Tage nach der Bildung der neuen Regierung gegenüber dem Gesandten Steinhardt, Präsident Beneš sei nicht rechtzeitig über die Absicht der zwölf nichtkommunistischen Minister informiert gewesen, aus Protest gegen die Willkür des kommunistisch gelenkten Staatssicherheitsdienstes zurücktreten zu wollen. Ursprünglich habe er auch ihren Rücktritt nicht annehmen wollen. Laut Jan Masaryk war Benešs Zustimmung zum Rücktritt letzten Endes dem schlechten Gesundheitszustand des Präsidenten zuzuschreiben. Jaromír Smútný, der Chef der Präsidial-Kanzlei, sprach mit Steinhardt ein paar Tage später. Er bestätigte, daß Beneš den Rücktritt der Minister nicht erwartet habe. Er erklärte aber Benešs Nachgeben mit einer Drohung der Kommunisten, daß die Rote Armee möglicherweise innenpolitisch eingreifen werde.

Das von Ullmann vorgeführte Material belegt, ungeachtet der deutlichen Zurückhaltung des Verfassers, wie wenig die bürgerlichen Parteien, und durch diese

auch die amerikanischen Vertreter in Prag, die Entwicklungen in der Tschechoslowakei bis zu den schicksalhaften Ereignissen im Februar 1948 antizipierten oder gar politisch zu parieren versuchten. Ullmanns Buch macht deshalb deutlich, daß von einem kommunistischen *Putsch* im Februar 1948 nur sehr bedingt die Rede sein kann.

München

Martin K. Bachstein

*Jaroslav Nykryn u. a., Monopol vnějších ekonomických vztahů [Das Außenwirtschaftsmonopol].*

Academia, Prag 1979, 154 S.

Fast auf den Tag genau 30 Jahre nach Verwirklichung des Außenhandelsmonopols in Rußland hat die tschechoslowakische verfassunggebende Nationalversammlung am 28. April 1948 mit der Verabschiedung des Gesetzes über die staatliche Organisation des Außenhandels und der internationalen Spedition die Nationalisierung der Außenhandelsbetriebe, die organisatorische Trennung des Außenhandels vom Binnenhandel und den Aufbau einer von den Produktionsbetrieben völlig losgelösten Außenhandelsorganisation beschlossen. Die vorliegende Arbeit untersucht die schrittweise Ausdehnung dieses zunächst auf den klassischen Warenaustausch beschränkten Staatsmonopols auf die Geld- und Kreditbeziehungen, die Dienstleistungen im Bereich der Kultur, der Heilbäder u. dgl., den Lizenzaustausch, die industrielle Kooperation einschließlich der Spezialisierung der Erzeugungsprogramme, die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit dem Ausland und die Auslandsbeziehungen im Bereich des Erfinder-, Marken- und Musterschutzes sowie der produktionswirtschaftlichen Erkenntnisse (know-how). Diese zunehmende Ausweitung läßt den Ausdruck „Außenhandelsmonopol“ heute als zu eng erscheinen und hat dazu geführt, daß von einem „Außenwirtschaftsmonopol“ des Staates gesprochen wird, das sich als System der Leitung, Planung, Organisation, Realisierung und Kontrolle aller Elemente der Außenwirtschaftsbeziehungen darstellt. Neben dieser Darstellung des dynamischen Charakters des Monopols geben die Autoren einen vergleichenden Überblick über seine Ausgestaltung in den übrigen sozialistischen Staaten. Die Regelung in der Tschechoslowakei selbst wird eingehend erläutert, das Buch enthält auch eine vollständige Aufzählung der 119 gegenwärtig in der Tschechoslowakei bestehenden Organisationen, die ausschließlich oder überwiegend der Durchführung der Aufgaben der Außenwirtschaft dienen, vor allem der Außenhandelsunternehmen und Aktiengesellschaften für den Außenhandel, der Organisationen, die durch Veranstaltung von Ausstellungen und Messen, durch Werbung, durch Vermittlung technischer Zusammenarbeit u. dgl. die Tätigkeit der Außenhandelsorganisationen im engeren Sinn erleichtern und unterstützen, der Außenhandelsvertretungsorganisationen, denen die Werbung, die Errichtung von Konsignationslagern u. ä. für die von ihnen vertretenen ausländischen Firmen obliegt, sowie jener Organisationen, die primär anderen Zwecken als der Außen-

wirtschaft dienen, aber ermächtigt sind, auch Export- oder Importgeschäfte („Eigengeschäftstätigkeit“) durchzuführen.

Die vom Verfasserkollektiv vertretenen Auffassungen, die im Rahmen des Staatsplans für Wirtschaftsforschung als Forschungsauftrag „Optimale Regelung des Staatsmonopols der Außenwirtschaftsbeziehungen unter den Bedingungen der sozialistischen ökonomischen Integration“ erarbeitet wurden, haben inzwischen weitgehend in das von der Bundesversammlung beschlossene Gesetz über die Wirtschaftsbeziehungen zum Ausland Eingang gefunden.

Linz

Helmut Slapnicka

*Milan Šikula, Úloha socialistického štátu vo vonkajšich ekonomických vzťahoch [Die Aufgabe des sozialistischen Staates in den Außenwirtschaftsbeziehungen].*

Verlag Pravda, Preßburg 1979, 216 S.

Das Außenwirtschaftsmonopol des Staates wird vom Verfasser im nationalen wie im internationalen Rahmen, d. h. als das die Wirtschaftsbeziehungen der Staaten des bürokratischen Sozialismus lenkende Instrument dargestellt. Er untersucht seine Schutz- und Kontrollfunktion bei der Durchsetzung gemeinwirtschaftlicher Belange gegenüber Gruppen- oder Lokalinteressen und bei der Prüfung der wirtschaftlichen und politischen Zweckmäßigkeit der Anknüpfung von Wirtschaftsbeziehungen zum „kapitalistischen“ Ausland, seine Entwicklungsfunktion und ihre Bedeutung für den Übergang zur internationalen Arbeitsteilung im Bereich der Produktion und Forschung, die Rolle des Monopols für die Gewährleistung des planmäßigen Wirtschaftsablaufs — einerseits als Barriere gegen die Einflüsse des Weltmarktes, andererseits als Bindeglied zwischen der Binnenwirtschaft und der internationalen Planwirtschaft im Rahmen des Rats für gegenseitige Wirtschaftshilfe — und schließlich die erzieherische, die stimulierende und die integrierende Funktion. Diese Vielfalt von Gesichtspunkten, unter denen das Außenwirtschaftsmonopol betrachtet wird, wird getrennt für die Jahre 1918 bis 1945, als das Monopol auf die Sowjetunion beschränkt war, und für die Zeit seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs dargestellt, also für jenen Zeitraum, in dem das Außenwirtschaftsmonopol in sämtlichen sozialistischen Staaten besteht und nicht nur eine innerstaatliche, sondern auch eine integrierende Aufgabe erfüllt und einen kollektiven, internationalen Charakter angenommen hat. Das Außenwirtschaftsmonopol wird als Instrument des Staates in seiner doppelten Funktion als machtpolitische Institution und als ökonomisches Leitungszentrum gesehen, und zwar nicht nur eingeschränkt auf den konventionellen Güteraustausch, sondern in den verschiedenen Formen einer Kooperation im Bereich der Produktion wie der wissenschaftlich-technischen Beziehungen. Darüber hinaus wird das Außenwirtschaftsmonopol als Mittel zur Internationalisierung des sozialistischen Eigentums angesehen: Zunächst führe es zu einer Annäherung der Volkswirtschaften der noch souveränen sozialistischen Staaten, die lediglich ihre Wirtschaftspläne aufeinander abstimmen und ihre Produktion

koordinieren, in der zweiten Etappe erfolge eine Durchdringung des staatlich-nationalen Eigentums, die Zusammenarbeit verwandle sich in eine Integration, die wirtschaftliche Selbständigkeit der sozialistischen Staaten werde relativiert, die eigentumsrechtliche Trennung überwunden, die Produktion durch gemeinsame Unternehmen ausgeübt. In der dritten Etappe erfolge die Verschmelzung des Staatseigentums der einzelnen Staaten, die nationale Herkunft der Wirtschaftsgüter verliere ihre Bedeutung.

Linz

Helmut Slapnicka

*Götz Fehr, Prag. Stadt an der Moldau. Mit Fotografien von Werner Neumeister.*

Callwey Verlag, München 1979.

Auf einem besonders schönen barocken Stehpult liegen Bücher — Kunstbände, solche, die ein Bild von Deutschland vermitteln sollen; daneben ein köstliches, sprachlich einzigartiges, der „Fernkurs in Böhmisches“. Auch „Prag. Geschichte, Kunst und Kultur der Stadt an der Moldau“. Dieses Buch soll ich besprechen — mit dem Autor, Götz Fehr, hatte ich darüber geschertzt, daß gerade ich diese Kritik schreiben sollte, wo ich doch selber ein Prag-Buch verfaßt hatte, und das seine betreut, als wir gemeinsam die Bildauswahl mit dem Fotografen Werner Neumeister getroffen haben, jeder für sein Buch, und immer wieder gemeinsam; auch für die großen Kunstbände — die Romanik, die Gotik, den Barock in Böhmen.

Jetzt legen die ausgebreiteten Bücher in der Wohnung der Familie Fehr in Bonn Zeugnis ab für einen Freund, der von uns geschieden ist. Aus der Besprechung wird ein Nachruf: Götz Fehr ist am 9. März 1982 im 64. Lebensjahr gestorben.

Den ersten kunsthistorischen Spaziergang in der Studienstadt Prag begleitete der damals schon im Oberseminar bei Professor Karl Maria Swoboda studierende Götz Fehr. Wir stiegen auf den Wischehrad (Vyšehrad) — der damals und im Laufe der Geschichte auch so geschrieben wurde, und in dem vorliegenden Buch ebenfalls. Vielleicht sollte man daran erinnern, daß die beiden jungen deutschen Kunststudenten wohl eine Ausnahme bildeten, wenn sie den Stadtrundgang so fern vom Zentrum und an einem national tschechisch interpretierten vorgeschichtlichen Ort im Stadtgebiet begannen. Beide kannten die Stadt schon lange, beide waren der tschechischen Sprache mächtig, beide waren als engagierte Schüler ihres Lehrers Karl M. Swoboda bereit, an der Erforschung der Stadtgeschichte, wie sie sich in ihren Kunstwerken darstellt, mitzuarbeiten. Das war im Krieg.

Fehrs erstes Pragbuch erschien 1967 im Rembrandt-Verlag in Berlin, damals schon waren die Fotos alle von Werner Neumeister, das neue Buch unter demselben Titel bei Callwey in München 1979. In der Anlage sind die beiden Bände gleich, aber es war in den langen Jahren dazwischen Neues hinzugekommen, graphische Ansichten zur Ergänzung des Stadtbildes lagen vor. Man sah die gewaltige Entwicklung der Stadt im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts schärfer und die vielen Gespräche mit Pragbesuchern hatten gezeigt, was der Interessierte braucht.

An dieser Stelle sei eine kritische Anmerkung erlaubt: Der Verlag hätte im Lay-Out doch mit etwas mehr Gefühl vorgehen und den Seitenumbruch nicht mitten über das Portrait Rudolfs II. (S. 80/81) oder Maria-Theresias (S. 102/103) laufen lassen sollen!

Vorab noch ein Wort zu den Fotos, die uns das Bild der Stadt vermitteln. Seit den frühen 60er Jahren hat der Maler und Fotograf Werner Neumeister in vielen Reisen zu jeder Jahreszeit Prag gesehen, erobert, schließlich so genau gekannt, daß er in diesen Aufnahmen eine Zusammenschau, ein „Stadtbild“ schenkt — eine Generation nach Karel Plicka, dem Altmeister der großen Pragbände in den dreißiger Jahren, von denen einige nach dem Kriege wieder erscheinen. Da Fehr und Neumeister auch schon vorher an verschiedenen Bildbänden zusammengearbeitet hatten, konnte dieses Prag-Buch so harmonisch werden.

Das Buch gliedert sich in einen umfangreichen Essay, der die geschichtliche Entwicklung der Stadt und ihrer Bauten umfaßt, reich bebildert, wobei die neuen Fotos historisch geordnet den Gang des Textes begleiten und ergänzen — beides, Text und Bild, liest man mit steigendem Genuß. Wie Fehr die Zusammenhänge der Geschichte Prags mit der gesamteuropäischen aufzeigt, wie er klug und loyal die verschiedenen Standpunkte der neueren tschechischen Geschichtsschreibung einbezieht und wertet — wie eigentlich alles in jener Liebe zu Prag zuerst eingeschmolzen und dann neu herausgearbeitet wird, ist meisterlich. Er beobachtet genau, was die Historiker vorgeben durch ihre Forschung, aber er interpretiert dann selbständig und frei. „Allein die Tatsache, daß die Altstadt Nürnberger Stadtrecht und die Kleinteile Magdeburger Stadtrecht besaß, zeugt davon, wie selbst innerhalb der deutschen Bürgerschaft Prags unterschiedliche Lebensbereiche aufeinander trafen. Bereits in der Frühzeit war Prag also Begegnungsstätte heterogener Bevölkerungselemente und vielfältiger europäischer Einflüsse.“ (S. 9)

Im Kapitel Gegenreformation und Barock bindet er die Niederlage der Stände 1618 in die Entwicklung auf dem Kontinent ein und stellt der eigentlich überholten Bezeichnung der „doba temna“, der dunklen Zeit des Barock, wie die tschechische Geschichtsschreibung diese Epoche lange abtat, die Selbstfindung Böhmens und Prags um 1700 gegenüber, jene Zeit, in der Land und Hauptstadt ihr glänzendes Gewand des Barock erhielten, das so viele Künstler gemeinsam wirkten. Daß davor und danach große Einbrüche in die Bevölkerungssubstanz und auch in das religiöse Leben stattgefunden hatten, verschweigt er nicht. Seuchen, Belagerungen und Brände haben Spuren hinterlassen und es ist wichtig und klärend, auch diesen Teil der Stadtgeschichte zu erfahren, da die Konsequenzen in Neubauten von neuzugezogenen Bürgern eben auch das Bild und die Mentalität der Bewohner wandelten.

Den Abschnitt über den Nationalismus beginnt Fehr mit dem lapidaren Satz: „Prag war die einzige unter den Hauptstädten Mitteleuropas, die Napoleon niemals eroberte.“ Haben wir darüber je nachgedacht? Fehr beschließt den Essay mit dem Bekenntnis zur deutschen Geschichte und fügt hinzu, daß tschechische oder jüdische Pragbücher zwangsläufig andere Standpunkte einschließen, aber „erst im Zusammenklang aller drei Einzelstimmen wird die polyphone Grundmelodie, die vom wahren Wesen Prags kündigt, vernehmbar“.

Wer so bescheiden nach all dem Gesagten wieder zurücktritt, ist ein Patriot, einer,

der seine Stadt und sein Land liebt, wie es ist. Und Fehr hat nie aufgehört, in allen seinen Publikationen, auch den Deutschlandbänden, für Verständnis, für Achtung der Eigenart, für das Zusammenleben in Europa einzutreten.

Ein Nachruf beschwört zuerst den Menschen — nicht den Autor wissenschaftlicher oder kulturpolitischer Bücher, Aufsätze, Sendungen in Funk und Fernsehen, nicht den Redner, der viele Sprachen fließend beherrschte, nicht den Mittler in allen kulturellen Belangen während seiner Tätigkeit bei Internationales in Bonn, beim Ostdeutschen Kulturrat, beim Adalbert Stifter Verein, im Roten Kreuz —, er beschwört hier in diesem Jahrbuch den Freund: den getreuen Freund vieler Menschen aus vielen Nationen, den redlichen Helfer und Mittler, der Wissenschaftler und Künstler, Politiker und Beamte mit seinem Humor, mit seiner Freundlichkeit und Beharrlichkeit überzeugte, daß Miteinander allemal besser ist als Nebeneinander oder gar Gegeneinander.

Sein Humor, der tiefgegründete, der sprachlich so ausdrucksfähige, fand eine selbstgeschaffene Form in einem genremäßig sehr schwer einzuordnenden Buch, dem „Fernkurs in Böhmisches“, das eine Deutschen wie Tschechen zugängliche Transkription jenes „Böhmischesdeutsch“ bringt, das immer noch gesprochen wird und wie Gerüche und Töne bei vielen die Erinnerung an Böhmen und Mähren wachruft. Daß die Geschichten aus der Kinderheimat Böhmisches-Budweis menschlich so anrühren, wird noch durch eben diese von Fehr erfundene Niederschrift gesteigert. Wer einen berühmten Burgschauspieler in privatem Kreise Fehr lesen hörte, weiß, daß die Fernsehsendungen des Bayerischen und Österreichischen Rundfunks 1982 überzogen waren — das Buch ist besser und wir alle hoffen, daß der zweite Band, den Götz Fehr noch abgeschlossen hat, bald erscheint.

Der erste Band ist inzwischen vergriffen, 20 000 Exemplare wurden verkauft, das ist für „pemiš“ eine erstaunliche Zahl.

Vielleicht werden sich in späteren Jahrzehnten mehr Wissenschaftler über dieses Buch beugen als über seine große kunstgeschichtliche Arbeit über Benedikt Ried — oder über das Pragbuch. Wir alle, die wir ihn kannten, werden ihm lächelnd, ja oft lachend in dieser böhmisch-deutschen Geschichte begegnen — dankbar, daß er uns dies als Geschenk hinterlassen hat, als eine unverwechselbare Aussage über seine und unsere Heimat Böhmen!

München

Johanna von Herzogenberg

*Ludvík Němec, Our Lady of Hostyn, Queen of the Marian Garden of the Czech, Moravian, Silesian and Slovak Madonnas.*

RCH Press, New York 1981 (im Selbstverlag des Verfassers), 171 S.

Die Schrift des tschechisch-amerikanischen Geistlichen will die katholische Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten über die Marienverehrung in der Tschechoslowakei informieren. Gleichzeitig tritt — besonders durch Aktualisierungen — der Erbauungszweck hervor. Der Stoff ist nach den Ländern Böhmen, Mähren-Schlesien,

Slowakei gegliedert. Hinzu kommt ein Abschnitt über die Marienverehrung der tschechischen und slowakischen Emigration in den USA. Weitere Kapitel handeln davon, wie die marianischen Denkmäler die Bilderstürmereien überdauerten sowie von den marianischen Motiven in der tschechischen Literatur. Dem Ganzen ist — dem Buchtitel entsprechend — ein Abschnitt über das Marienheiligum am Berge Hostein in Mähren vorangestellt. Hier wird der besonders durch die slawisch-katholische Bewegung des 19. Jahrhunderts — in Parallele zum polnischen Tschentschou! — zum mährischen Nationalheiligum hochstilisierte Gnadenort zum herausragenden tschechischen Sakralsymbol erhoben.

Neben den lokalen Gnadenbildern sind auch Darstellungen der religiösen Kunst angeführt, auch wenn dabei kein Bezug zu einem besonderen Kult erkennbar ist. Der Verfasser vermehrt den Stoff der historischen Skizze von Konrad Kubeš (in: D'Hubert de Manoir, *Maria. Etudes sur la Sainte Vièrge IV*, Paris 1956, S. 755—765) und bietet damit eine erste Information. Mehr jedoch nicht.

Einen wissenschaftlichen Anspruch zu erfüllen, wie er im Vorwort und durch die Bibliographie, die ein seltsames Gemisch von Sach- und sachfremden Titeln darstellt, erhoben wird, vermag der Verfasser nicht. Das methodische Ungenügen tritt besonders bei der Darstellung des Hostein-Komplexes im unverarbeiteten Nebeneinander von Legende und gesicherter Tatsache peinlich in Erscheinung. Es fehlt die frömmigkeitsgeschichtliche Perspektive (z. B. die marianische Welle bei den Reformorden des 12. Jahrhunderts, das marianische Motiv in der Barockfrömmigkeit und deren Impulse u. a.). Zu allem Unglück ist die Zahl der Druckfehler Legion.

Diese Veröffentlichung sollte den Anstoß geben, an das große Thema in einer wissenschaftlichen Monographie näher heranzutreten.

Königstein/Taunus

Kurt A. Huber

## KURZANZEIGEN

*Cohen, Gary B.: Jews in German Society: Prague, 1860—1914. Central European History 10 (1977) 28—55.*

Nicht Assimilation als nur eine kulturelle Anpassung, sondern der gesamte Zusammenhang der sozialen Interaktion zwischen den Prager deutschen Juden und anderen Gruppen der deutschen Bevölkerung wird in diesem Aufsatz dargestellt. Die differenzierte Erfassung der deutsch-jüdischen Beziehungen bietet detaillierte Einblicke in die Entwicklung des jüdischen Bürgertums und seines Selbstverständnisses in den komplexen Prager Nationalitätenverhältnissen, die von der öffentlichen bis zu der privaten Lebensgestaltung reichten.

*Eberhard, Winfried: Konfessionsbildung und Stände in Böhmen 1478—1530. München-Wien 1981, 314 S. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 38).*

Das Hauptanliegen der Arbeit zielt auf das Verhältnis der böhmischen zur lutherischen Reformation bei deren Begegnung und auf die Eigendynamik und Kontinuität des Hussitismus vom 15. zum 16. Jahrhundert. Im Mittelpunkt steht dabei die Entwicklung der hussitischen Mehrheitskonfession. Entgegen der herkömmlichen These, der Utraquismus sei in dieser Zeit zerfallen und vom Lutherum aufgesogen worden, wird hier vor allem die Genese der allmählichen Radikalisierung des „Linksutraquismus“ aus böhmischen Voraussetzungen beobachtet, um so ein Urteil darüber zu ermöglichen, ob dieser Hussitismus neben der lutherischen Reformation ideologisch und politisch als ständische Konfession eine eigene Kraft auch für die Folgezeit darzustellen vermochte. Als Bedingungen der konfessionellen Entwicklung werden dabei besonders die ständepolitischen Gruppenbildungen, die Prager Gegensätze und Unruhen 1520—24 und die Politik des ersten Habsburgers berücksichtigt.

*Fic, Victor M.: Revolutionary War for Independence and the Russian Revolution. Czechoslovak Army in Russia 1914—1918. New Delhi 1977, XV + 270 S.*

Hier liegt die erste grundlegende Untersuchung der Faktoren vor, die zum Überleben des Lenin-Regimes führten. Gleichzeitig zeigt die Studie die Rolle der tschechoslowakischen Legionen in Rußland ebenso wie die Gründe, die die Führer der tschechoslowakischen Kräfte in Rußland während des Ersten Weltkrieges dazu bewegten, das Schicksal der 40 000 Mann starken tschechoslowakischen Legion weder mit dem Schicksal des zaristischen, noch des bolschewistischen Rußlands zu verbinden.

*Fic, Victor M.: The Bolsheviks and the Czechoslovak Legion. Origin of Their Armed Conflict, March to May 1918. New Delhi 1978, XIX + 495 S.*

Im Mittelpunkt dieser Studie stehen die Umstände, unter welchen die sowjetische Regierung der Tschechoslowakischen Legion die Erlaubnis für das freie Verlassen Rußlands gab und später wieder zurückzog. Besondere Berücksichtigung erfährt die Rolle der tschechoslowakischen Kommunisten, der Kriegsgefangenen und der Internationalisten unter den Rotgardisten. Der Ausbruch der kriegerischen Auseinandersetzungen und ihre wichtigsten Momente werden im letzten Teil des Buches dargestellt.

*Frank, Reiner: London und Prag. Materialien zum Problem eines multinationalen Nationalstaates 1919—1938. München-Wien 1981, 562 S. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 40).*

Diese Münchner Dissertation konzentriert sich nicht auf die Ereignisse von 1938 mit ihrer fragwürdigen Fixierung auf das Schlagwort „München“.

Die Beziehungen zwischen London und Prag krankten an der fundamentalen tschechischen Unkenntnis britischer Geschichte, Tradition und Weltpolitik, aber auch am englischen Unwissen über den geographischen Raum Böhmen und Mähren. Die letztere Lücke wurde bis 1938 teilweise geschlossen, freilich nicht im Sinne eines H. W. Steed oder R. W. Seton-Watson.

Auch die aktuellen Bezüge verliefen entgegengesetzt. London war zerrissen zwischen einer ausgeprägten Friedenssehnsucht und einem Schwanken zwischen Verteidigung oder Demontage des Empire. Prag war weniger vorbelastet, verteidigte den Status quo von 1918 und propagierte waghalsig (wenn auch nicht eigenhändig) dessen Verteidigung mit allen Mitteln und jedem verfügbaren Verbündeten. Diese Gegensätze verlangten nach einer Entscheidung mit oder ohne die Einwirkung dritter.

*Harkins, William E. / Trenskey, Paul I. (Hrsg.): Czech Literature since 1956: A symposium. New York 1980 (Columbia Slavic Studies. Bohemia).*

In diesem Sammelband werden zehn Studien von sechs Autoren vorgestellt, die in einem „advanced seminar“ der Columbia University 1975 und 1977 diskutiert wurden. Es ist kein nach Umfassenheit strebender Band, er reflektiert vielmehr die spezifischen Interessen der Autoren wie die tschechische Romanschreibung seit 1956, den Theaterkreis um Otomar Krejča, Arbeiten von Milan Kundera, Bohumil Hrabal oder die tschechische Poetik und Semeiotik der sechziger Jahre.

*Huber, Kurt A.: Anton Krombholz. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 4. Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981, S. 119—135.*

Kr. (1790—1869) war einer der letzten Priester, die dem Erbe des Kindermannschen Volksbildungsprogramms verpflichtet waren. Er stammte aus dem böhmischen Niederland, seine Zugehörigkeit zur engeren Jüngerschaft Bolzanos beendete

früh seine Laufbahn als Theologieprofessor. Dechant von Böhm.Leipa geworden, schuf bzw. verbesserte er in umfassender Weise das städtische Fürsorge- und Schulwesen. Nach 1848 eröffnete sich ihm der gesamtösterreichische Horizont. Graf Leo Thun berief ihn 1850 als Sektionsrat in das Wiener Unterrichtsministerium, wo er maßgeblich für die Reform des Volksschulwesens wirkte.

*Huber, Kurt A.: Das religiös-kirchliche Leben der Sudetendeutschen 1918—1938. In: Kultur und Gesellschaft in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Hrsg. von Karl Bosl und Ferdinand Seibt, Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1982, S. 119—226.*

Bei der Staatsgründung bekannten sich 91,5 % der Sudetendeutschen zur katholischen Kirche. Infolge der zunächst antikirchlichen Regierungspolitik und allgemeinen Zeittendenzen gewann — nach anfänglichen zahlenmäßigen Verlusten — ein katholisches Aktivismus an Boden (politische und unpolitische Verbände, jugendbewegte Bünde u. a.). Religiöse, liturgische Erneuerung, Sozialreform, positive Lösung des Nationalitätenproblems, zuletzt — überschattet von den Vorgängen in Deutschland — die Frage „Volk und Glaube“ wurden als Aufgaben ergriffen.

Beim evangelischen Volksteil war die Ausgangslage günstiger; lange wirkte das völkische Erbe nach. Schwieriger war hier der organisatorische Aufbau infolge Streulage und heterogener Traditionen, sowie des Angewiesenseins auf materielle und geistige Hilfe (Studium u. a.) der USA, Deutschlands u. a. Protestanten waren in der Volksgruppenrepräsentanz stark vertreten.

*Johnson, Owen V.: Anton Štefánek and the Development of Secondary Education in Slovakia. BohJb 18 (1977) 267—289.*

Der Aufsatz beschreibt den Entstehungsprozeß des Systems der höheren Schulen in der Slowakei während der Anfangsjahre der Ersten Tschechoslowakischen Republik und Anton Štefáneks Beitrag hierbei. Das von Štefánek innerhalb von drei Jahren geschaffene Bildungssystem verbesserte sowohl die pädagogische als auch die verwaltungsmäßige Seite des älteren ungarischen Systems und war ein wesentlicher Beitrag zur nationalen und demokratischen Entwicklung der Slowakei.

*Johnson, Owen V.: The Development of the Slovak Intelligentsia 1918—1938. In: Russian and Slavic History. Hrsg. v. Don Karl Rowney and G. Edward Orchard. Columbus/Ohio 1977, S. 191—207.*

Der Aufsatz umreißt für die vor 1918 zahlenmäßig relativ geringe slowakische Intelligenz die Institutionen der Weiterbildung zur Zeit der Ersten Republik und legt für das slowakische Bildungssystem statistische Übersichten vor. Darüber hinaus wird die gesamtulturelle Entwicklung in der Slowakei der Zwischenkriegszeit aufgezeigt.

*Johnson, Owen V.: Sociocultural and National Development in Slovakia, 1918—1938: Education and Its Impact. Ph. D. Dissertation. The University of Michigan, Ann Arbor 1978, 536 S.*

Diese Dissertation untersucht die soziokulturellen Aspekte des national-formativen Prozesses in der Slowakei zwischen Oktober 1918 und September 1938, mit besonderer Berücksichtigung der Rolle des mittleren und höheren Bildungswesens. Nach einer kurzen Analyse der unterschiedlichen Indikatoren des soziokulturellen Wachstums in der Zeit vor der Gründung der ČSR werden das System der Sekundärschulen und ihre Schülerschaft sowie Fragen der höheren Bildung und der Beschäftigung bzw. Arbeitslosigkeit der Intellektuellen untersucht. Die Ergebnisse zeigen, daß die slowakische Intelligenz weniger unter Arbeitslosigkeit litt als die tschechische. Die vorliegende Studie trägt wesentlich zum Verständnis des nationalen und sozialen Entwicklungsprozesses in der Slowakei jener Zeit bei, ebenso wie zur Erklärung, warum dort die Konzeption des Tschechoslowakismus keine Wurzeln schlagen konnte.

*Johnson, Owen V.: The Post—1945 Study of the History of Slovak Education. Slavic and European Education Review 2 (1978) 39—47.*

Der Aufsatz bietet eine historiographische Übersicht über das slowakische Bildungswesen und stellt die Institutionen vor, die entsprechende Untersuchungen betreiben. Das Wachstum der Fachveröffentlichungen zu diesem Thema wird nach Aufsätzen und Monographien verfolgt. Dabei zeigt sich, daß die Erforschung des Themas in den sechziger Jahren große Fortschritte erzielte und Anfang der siebziger Jahre einen Höhepunkt erreichte.

*Karpat, Jozef u. Bianchi, Leonard: La historiographie du droit en Slovaquie après 1960. Studia historica Slovaca 11 (1980) 301—310.*

Bibliographie der die Slowakei betreffenden rechtshistorischen Literatur der Jahre 1960—1977 einschließlich der Arbeiten ausländischer (ungarischer) Autoren und von Nicht-Juristen, die Fragen der slowakischen Rechtsgeschichte zum Gegenstand haben. Es werden 8 Bücher und etwa hundert Beiträge in Zeitschriften und Sammelwerken angezeigt, darunter 14 in deutscher, 3 in polnischer, je 2 in französischer und englischer und je 1 in italienischer und madjarischer Sprache.

*Kühnel, Horst: Slawische Lehnwörter in den sudetendeutschen Mundarten. Ein Beitrag zum Verständnis deutsch-tschechischer Nachbarschaft in Böhmen und Mähren-Schlesien. ZfO 27 (1978) 385—397.*

Die 700jährige gemeinsame Geschichte von Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern hat auch ihren Niederschlag in der gegenseitigen Übernahme von Lehnwörtern gefunden. Sprachwissenschaftliche Kriterien liefern wichtige Aufschlüsse über Ort und Zeit der Übernahme. Nicht alle slawischen Lehnwörter in den sudetendeutschen Mundarten stammen aus dem Tschechischen; auch polnische, sorbische und slowenische Integrate sind vorhanden.

Langer, Adalbert: *Die Manuduktionspflicht in der tschechoslowakischen Zivilprozessordnung. Osteuropa-Recht* 25 (1979) 168—176.

Die Pflicht des Gerichtes, im Zivilprozeß Parteien ohne Rechtskenntnisse und ohne Anwalt an die Hand zu gehen, wurde 1963 ausdrücklich aus dem Recht der UdSSR übernommen, aber meist zurückhaltend ausgelegt. Unerwähnt bleibt, daß das bis dahin weiter geltende österreichische Recht den Grundsatz schon enthielt und seinerseits das russische Recht beeinflusst hatte. Der so verwirklichte soziale Gedanke geht auf den österreichischen Rechtslehrer Anton Menger zurück, dessen Eltern aus Böhmen stammten.

Laska, Vera (Comp. and ed. by): *The Czechs in America 1633—1977. A Chronology & Fact Book. Oceana Publications, Inc., Dobbs Ferry, New York 1978, 152 S., 29,80 DM.*

Die Erforschung des Einflusses der Amerika-Tschechen auf die politischen Entwicklungen ihres ehemaligen Heimatlandes wird in dieser Studie zum erstenmal durch eine umfassende faktographische Darstellung der Geschichte dieser Immigrationsgruppe in den USA erweitert. Der Band besteht aus zwei Teilen: einer Chronologie, in der alle wichtigen Ereignisse und Entwicklungen von der ersten bekannten Ankunft eines böhmischen Siedlers bis zur Gegenwart festgehalten werden, und einer Dokumentation zu einzelnen Punkten. Im Anhang wird statistisches Material zu Fragen der demographischen und sozialen Entwicklungen dieser Gruppe vorgelegt, während die Bibliographie nicht nur die monographische Literatur sondern auch Aufsätze und Pamphlete, ebenso wie die wichtigen Exilperiodika erfaßt.

Lemberg, Hans: *Der „Drang nach Osten“ — Schlagwort und Wirklichkeit. In: Deutsche im europäischen Osten. Verständnis und Mißverständnis. Hrsg. v. Friedhelm Berthold Kaiser u. Bernhard Stasiewski. Böhlau Verlag, Köln-Wien 1976, S. 1—17 (Studien zum Deutschtum im Osten 13).*

Das Schlagwort vom deutschen „Drang nach Osten“ wird begriffsgeschichtlich untersucht und als Heterostereotyp, d. h. als Teil des Feindbildes der östlichen Nachbarn Deutschlands bestimmt. Das Schlagwort erfüllt so die gleiche Funktion wie umgekehrt das vom „Panslawismus“. Der Begriff „Drang nach Osten“ geht von der falschen Vorstellung eines unwandelbaren deutschen Nationalcharakters aus; er ist als Erklärungsmodell für eine langfristige deutsche Ostpolitik ungeeignet.

Lemberg, Hans: *La question allemande à l'intérieur de la Tchécoslovaquie. In: Revue des études slaves* 52 (1979) Sonderheft 1—2: München 1938. *Mythes et réalités*, S. 169—178.

Im Rahmen eines im November 1978 in Paris veranstalteten internationalen Kolloquiums über das Münchener Abkommen versuchte dieser Vortrag, Grundzüge der Lage der deutschen Volksgruppe in der ČSR zu skizzieren und auf dem Hintergrund der gesellschaftsgeschichtlichen und sozialpsychologischen Bedingungen

die Organisationsstruktur der Sudetendeutschen und ihre immer stärkere Einbeziehung in die Machtpolitik zwischen Berlin und Prag am Vorabend von München aufzuweisen.

*Loewenstein, Bedrich: Il radicalismo di destra in Cecoslovacchia e la prima guerra mondiale. Storia contemporanea (1970) 503—527.*

Der gegenüber der Martin Göhring-Gedenkschrift (1968) erweiterte Aufsatz versucht anhand von Analysen der rechtsextremen Außenseiter Lev Borský und Viktor Dyk die tschechische Haltung im Weltkrieg zu veranschaulichen; der darauffolgende Teil der Untersuchung zeigt am Scheitern Kramářs und des tschechischen Faschismus sowie am „Streit um den Obersten Švec“ die relative Folgelosigkeit eines antiliberalen, irrationalisierenden tschechischen „Kriegserlebnisses“ in den zwanziger Jahren.

*Němec, Ludvík: Czech Catholics at the 41st International Eucharistic Congress held August 1—8, 1976 in Philadelphia, USA. New York-Philadelphia 1976, 106 S. (Czech National Committee).*

Eine illustrierte Dokumentation über die eucharistischen Kongresse und die tschechische Teilnahme an ihnen. Von besonderem Interesse sind die Beiträge von Ludvík Němec zu dem Gesamtthema, von Dr. George Švejda über tschechische katholische Einwanderer in den USA und von Francis Novak über Johann Nepomuk. An den Text angeschlossen ist „The Catholic Manifesto for Religious Freedom and its Restoration in Czechoslovakia“, das in Philadelphia am 9. August 1976 formuliert wurde.

*Paul, David W.: The Cultural Limits of Revolutionary Politics: Change and Continuity in Socialist Czechoslovakia. New York 1979 (East European Monographs).*

Anhand der Konzeption der politischen Kultur versucht der Autor die gegenwärtig zwar unterdrückten, doch vorhandenen demokratischen und pluralistischen Strömungen in der tschechoslowakischen Gesellschaft im Kontext des dortigen kommunistischen Systems aufzuspüren. Jedoch auch autoritäre, egalitäre und andere Tendenzen lassen sich in dieser Studie in ihrer Entwicklung und ihrer gegenwärtigen Bedeutung für die politische Wirklichkeit verfolgen. Es ist eine umfassende, breit informierende und tief durchdachte Arbeit, die in ihrer großangelegten Konzeption viele neue Fragestellungen für die Beschäftigung mit der tschechischen Vergangenheit und Gegenwart aufwirft.

*Porket, J. L.: Czechoslovak Women under Soviet-type Socialism. The Slavonic and East European Review 52 (1982) Nr. 2, 241—263.*

Eine übersichtliche und mit weiten, vorwiegend tschechischen Quellen dokumentierte Einführung in die Problematik der sozio-ökonomischen Stellung der Frauen in der Nachkriegs-Tschechoslowakei. Der Autor geht dabei auf viele Aspekte ein,

die von der Familiengesetzgebung und ihrer Wirklichkeit bis zu der gesellschaftspolitischen Stellung der Frauen reichen. Vielfältiges statistisches Material ist in der Studie enthalten.

*Preidel, Helmut: Die Markomannenkriege von 166—180 n. Chr. in wirklichkeitsnaher Sicht. BohJb 17 (1976) 9—37.*

Gewöhnlich sieht man die Ursache der Kriege im Druck der im Rücken der Donausermanen lebenden Stämme, die neues Ackerland suchten. Dies war jedoch nicht so. Die Schwäche der römischen Grenzverteidigung verlockte viele Germanen, in die Donauprovinzen und darüber hinaus einzufallen, zu rauben und dann heimzukehren. Wer Ackerland sucht, verhält sich anders. Es waren ausschließlich Gefolgschaftskämpfe, denen die Römer nur mit Mühe begegnen konnten.

*Preidel, Helmut: Handel und Verkehr zwischen mittlerer Donau und Ostsee in den ersten Jahrhunderten n. Chr. BohJb 18 (1977) 9—34.*

In den ersten Jahrhunderten n. Chr. bestand zwischen dem römischen Imperium und dem freien Germanien ein lebhafter Handelsverkehr, wie Funde glaubhaft machen. Es kann sich aber ebensogut um Geschenke, Wegzölle und Kriegsbeute handeln, denn als Käufer kam nur die schmale germanische Oberschicht in Betracht. Auch der Bernsteinhandel von Jütland und dem Samland aus dürfte eine Rolle gespielt haben, wie die sogenannten Fürstengräber wahrscheinlich machen.

*Preidel, Helmut: Die keltischen Oppida. BohJb 19 (1978) 65—84.*

Keine andere Disziplin ist so mit Klischeevorstellungen belastet wie die Geschichte. Daß man die keltischen Oppida für keltische Städte hält, beruht z. B. nur auf einem Mißverständnis. Caesars Berichte vom gallischen Krieg verwenden den Ausdruck ausschließlich zur Bezeichnung von Befestigungen, wie aus zahlreichen Textstellen deutlich wird. Der Autor verweist auf mehrere Grabungsergebnisse in Oppida, die keinen städtischen, sondern ländlichen Charakter zeigen.

*Procházka, Roman Freiherr von: Die Prager Pfarrmatriken. Sudetendeutsche Familienforschung, Jubiläumsband 1976, S. 251—258.*

Abhandlung über die im Prager Stadtarchiv deponierten katholischen Pfarrmatriken mit der alten deutschen Bezeichnung der Kirchen bzw. Pfarreien unter Anführung der vorhandenen Jahrgänge der Geburtsmatriken, Ehebücher und Toten- bzw. Begräbnisbücher sowie der neuen Signaturen, nebst Berichten über die Kirchenbücher der Deutschen evangelisch-lutherischen Pfarrgemeinde, die Matriken für die deutschen Katholiken Prags, die altösterreichischen Militärmatriken und die jüdischen Kontroll-Matriken.

*Procházka, Roman Freiherr von: Möglichkeiten und Methoden genealogischer und kulturgeschichtlicher Familienforschung in der Tschechoslowakei. Sudentendeutsche Familienforschung, Jubiläumsband 1976, S. 259—269.*

Auszug aus einem Vortrag vom 18. Juni 1976, mit Informationen über die Fonds und die Einteilung der gegenwärtigen Staatsarchive in Böhmen, Mähren-Schlesien und in der Slowakei, über die Formalitäten der Forschung sowie die vorkommenden Schwierigkeiten, einer Übersicht der wichtigsten genealogischen Quellen und der in Betracht kommenden Literatur bis zur Gegenwart.

*Procházka, Roman Freiherr von: Prags alte deutsche Straßennamen in Wahrheit und Dichtung. Prager Nachrichten 27 (1976) Nr. 3, S. 8—10.*

Kritische Berichtigungen zu den in der letzten Zeit in der Literatur und in Berichten von Besuchern Prags auftauchenden unrichtig wiedergegebenen deutschen Bezeichnungen von Gassen, Straßen und Plätzen sowie Erklärungen zu den typisch Alt-Prager Bezeichnungen der einzelnen Stadtviertel und der ungewohnten grammatikalischen Abwandlungen von deren Namen.

*Procházka, Roman Freiherr von: Die Dekorationen der Domherren des Fürstlichen hohen Erzstiftes Olmütz. Orden & Militaria-Journal, Heft 15. München 1976, S. 203—204.*

Illustrierte Beschreibung der von Maria Theresia als Königin von Böhmen im Jahre 1772 den Olmützer Domherren verliehenen Brustkreuze und des 1811 den Dignitären des Domkapitels von Kaiser Franz I. verliehenen Bruststerns, mit geschichtlichem Kommentar und Literaturverzeichnis.

*Procházka, Roman Freiherr von: Die böhmischen Genealogen und ihr Erbe. BohJb 18 (1977) 51—67.*

Eine kurzgefaßte chronologische Literaturgeschichte der böhmischen Adelsgenealogie und Heraldik, mit Angaben über die einschlägigen Werke und deren kritische Beurteilung, von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (mit Ausschluß der noch lebenden Autoren).

*Procházka, Roman Freiherr von: Rezension des tschechischen Heraldischen Jahrbuches 1977. Adler 11 (1978) 158.*

Besprechung der vom heraldischen Klub der tschechischen Numismatischen Gesellschaft in Prag herausgegebenen „Heraldická ročenka“ mit den Wappen der zwölf letzten Metropolen der Erzdiözese Olmütz, verschiedenen vom Herzog von Friedland Albrecht v. Wallenstein verliehenen Wappenbriefen und Nobilitierungen, zehn Wappenblasonierungen jahrhunderte-alter böhmischer Städte u. a.

*Procházka, Roman Freiherr von: Die Silberlieferungen und Silberverarbeitung in Kuttenberg. Der Herold 9 (1978) 109.*

Referat über die Veröffentlichung über das Münzwesen in Böhmen zu Beginn der Neuzeit, von Dr. Zd. Jelínek in der Schriftenreihe der staatlichen Archivverwaltung Sborník archivních prací, Prag 1975.

*Procházka, Roman Freiherr von: Aus Prager Archivresten der Deutschen Reichshofkanzlei. Adler 11 (1978) 268—269.*

Bericht über in Prag wieder aufgefundene Restbestände der Registratur der Reichskanzlei des Hl. Röm. Reiches Deutscher Nation, die ab 1578 in Prag amtierte. Es handelt sich um 156 Urkunden und 51 Aktenfaszikel, hauptsächlich staatsrechtliche und Mitglieder des Hauses Habsburg betreffende Angelegenheiten, sowie Bestände der Archivabteilungen „Gratitalia“ und „Feudalia“, Notariatsakte, Vollmachten, Wappenbriefe und Nobilitierungen aus der Zeit bis 1628.

*Pynsent, R. B.: Assimilation, Childhood and Death: New Czech Fiction-Writers of the 1970s. The Slavonic and East European Review 59 (1981) Nr. 3, 370—385.*

Eine gut informierte und sorgfältig durchdachte Analyse einer großen Anzahl von Arbeiten der jüngsten Generation der tschechischen Schriftsteller, die in den siebziger Jahren in der ČSSR veröffentlicht wurden. Ohne politische Seitenblicke analysiert der Autor jene Arbeiten unter rein literarischen Kriterien, was heute im Osten wie im Westen selten geworden ist.

*Raithel-Živsa, Irena: Karl IV. — Ein Fremder in der deutschen Literatur. In: Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. Hrsg. von Ferdinand Seibt. München 1978, S. 411—414.*

Im Rahmen des Themas „Der Nachruhm“ werden die Gründe aufgezeigt, warum Person und Wirken Karls IV. in der deutschsprachigen Literatur ohne größeres Echo blieb. Aufschlußreich sind vor allem die Quellen des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, in denen der Kaiser überwiegend unter negativem Aspekt als Fremder, ja Barbar gesehen wird, da sie symptomatisch die nationalstaatlichen Konstellationen und ihre rassistische Zuspitzung spiegeln.

*Rösel, Hubert: Josef Dobrovský. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 2. München 1976, S. 65—92.*

Josef Dobrovský (1753—1829), Privatgelehrter, Rationalist, Verf. von für die tschechische Wiedergeburt bedeutenden Werken (Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur, 1792; Ausführliches Lehrgebäude der böhmischen Sprache, 1809, 2. Aufl. 1819; Deutsch-böhmisches Wörterbuch 1802 und 1821) sowie grundlegenden Schriften für die Slavistik (Institutiones linguae slavicae dialecti veteris, 1822; über Kyrill und Method), bezeichnete die „Königinhofer Handschrift“ als Fälschung.

R ö s e l, Hubert: *Betrachtungen zu einigen onomastischen Fragen im östlichen Böhmen: A. Zur Hypostasierung. B. Zu Spottbezeichnungen für Ortsnamen. In: Commentationes linguisticae et philosophicae Ernesto Dickenmann lustrum claudenti quintum decimum. Heidelberg 1977, S. 297—310.*

Der dem 75. Geburtstag des in der Schweiz lebenden Slawisten E. Dickenmann gewidmete Aufsatz beschäftigt sich im 1. Teil mit den durch Hypostasierung entstandenen Ortsnamen (ON) Ostböhmens (Typus: Po Řeččě > Poříčí, Pod Skalou > Poskálí), im 2. Teil mit den aus Spottbezeichnungen hervorgegangenen ostböhmischen tschechischen ON (Holohlavy, Máslojedy etc.). Wohl kaum in einem anderen von Slawen besiedelten Land ist der Prozentsatz der auf Spottbezeichnungen beruhenden ON so hoch wie in Böhmen.

R ö s e l, Hubert: *Zur Konstruktion des Accusativus cum Infinitivo in den tschechischen Schriften des J. A. Comenius. In: Slavistische Studien zum VIII. Internationalen Slavistenkongreß in Zagreb 1978. Köln-Wien 1978, S. 435—439.*

Der weltbekannte Pädagoge, Theologe, Philosoph und letzte Bischof der Böhmisches Brüderunität, Joh. Amos Comenius (1592—1670), verwendet in den tschechischen Schriften gern die im Lat. bekannte Konstruktion des Akkusativs mit dem Inf. (Typus: Mrtvice a šlaku předchůdcem praví býti křeč ‚Man sagt, daß der Krampf ein Vorgänger des Herz- und Gehirnschlags sei‘). Konstruktionen dieser Art kommen im Tschechischen bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts vor.

S c h i e c h e, Emil: *Paul Felgenhauer, ein deutschböhmischer biblischer Chiliast. Mathesiana 2 (1979) 89—91.*

Als Sohn eines deutschen evangelischen Predigers 1593 in Nordwestböhmen geboren, studierte er in Wittenberg von 1608 an Theologie als kurfürstlicher Stipendiat und Medizin und erlebte als Diakon an der Schloßkirche zu Wittenberg 1617 eine apokalyptische Vision im Geiste von Offenbarung 10, 7; schlug darauf die Vokation zum Predigtamt aus und kehrte 1619 in seine deutschböhmisches Heimat zurück, gab dort sein erstes gedrucktes Werk heraus und mußte nach der Schlacht am Weißen Berg Böhmen verlassen, nachdem er publizistisch für den Winterkönig Friedrich von der Pfalz hervorgetreten war; lebte ab 1623 zumeist in Amsterdam. Über mehr als 70 eigene Schriften sind bekannt. Die unterirdische Wirkung seiner Schriften und Predigten muß groß gewesen sein. Nachdem einige protestantische Pastoren seinen Irrlehren entgegengetreten waren, wurde 1638 amtlich vor ihm gewarnt. Als Arzt und Prediger ließ er sich an der lutherischen Separationsgemeinde Bedekesa im Stift Bremen nieder, wurde 1654 des Landes verwiesen. Hernach war er zwei Jahre in Amsterdam, wo er engere Beziehungen zu Rabbi Manasseh ben Israel hatte, war Wanderprediger im Fürstentum Lüneburg und wurde in der Grafschaft Hoya wegen sektiererischer Abendmahlsausteilung zeitweise inhaftiert. Völlig verarmt hielt er sich 1659 in Hamburg auf, war verheiratet, hatte sechs Kinder und hatte 1676 ein Rezeptbuch in der Pestzeit herausgeben lassen. Nachher verliert sich jede Spur.

Schmied, Erich: *Die Rechtsprechung der tschechoslowakischen Gerichte*. WGO-Monatshefte für Osteuropäisches Recht. Hrsg. v. Prof. Dr. Georg Geilke, Univ. Hamburg. 1970—71: 18. Jg. (1976), Nr. 2, 10 S.; 1972—73: 18. Jg. (1976), Nr. 4, 9 S.; 1974: 19. Jg. (1977), Nr. 2, 8 S.; 1975: 19. Jg. (1977), Nr. 3, 8 S.; 1976: 20. Jg. (1978), Nr. 2, 9 S.

In Fortsetzungen wird eine Übersicht über die Rechtsprechung der obersten Gerichte, aber auch anderer tschechoslowakischer Gerichte gegeben. Die Entscheidungen, die sonst der deutschen Wissenschaft nur schwer zugänglich sind, beziehen sich auf Zivilrecht, Familienrecht, Zivilprozeßrecht, Straf- und Strafprozeßrecht, Arbeits- und Sozialrecht. Auch die internationalen Rechtsbeziehungen und die obersten „Richtlinien“ für die Rechtsprechung finden Berücksichtigung.

Schmied, Erich: *Das Archivwesen in der ČSSR*. Informationsbrief für die sudetendeutschen Heimatarchive und Heimatmuseen. Hrsg. vom Sudetendeutschen Archiv in München. 13. Folge (Okt. 1976), 96 S.

In den Jahren 1974/75 wurde das gesamte Archivwesen der ČSSR neu geregelt, und zwar getrennt, aber doch fast gleichlautend für die tschechische und die slowakische Republik. Zu den Archivgesetzen wurden mehrere Durchführungsvorschriften und Richtlinien erlassen. Das vorliegende Heft bringt eine Abhandlung über dieses Rechtsgebiet und eine deutsche Übersetzung aller in der ČSSR geltenden Archivvorschriften.

Schmied, Erich: „Staatsangehörigkeit“ und „Einzelne Rechtsgebiete“. In: *Tschechoslowakei, Länderberichte Osteuropa III*. Hrsg. vom Collegium Carolinum. München 1977, 45 S.

Der umfangreiche Länderbericht über die Tschechoslowakei enthält in den Abschnitten „Bürger und Staat“ und über „Einzelne Rechtsgebiete“ Ausführungen zum geltenden Recht. Der Verfasser berichtet über das Staatsangehörigkeitsrecht, über die Gerichtsverfassung, die Prokuratur, das Prozeßrecht, das Zivilrecht, Arbeitsrecht, Landwirtschaftsrecht, Sozialversicherungsrecht, Strafrecht, Außenhandelsrecht und internationale Privatrecht.

Schmied, Erich: *Rechtsstudium, Justizausbildung, Richterschaft, Prokuratur, Notariat und Advokatur in der Tschechoslowakei*. WGO-Monatshefte für Osteuropäisches Recht. Hrsg. v. Prof. Dr. Geilke, Univ. Hamburg. 19 (1977) Nr. 4/5, 15 S.

Der Artikel befaßt sich mit den verschiedenen Wegen des Jurastudiums und dem Lehrplan der juristischen Fakultäten, mit dem Vorbereitungsdienst der Rechtsanwälter, mit den Wahlen und der staatspolitischen Stellung der Richter, mit dem System der nach sowjetischem Vorbild ausgestalteten Staatsanwaltschaft, mit dem Staatlichen Notariat und der nunmehr in Beratungskollektiven tätigen Rechtsanwaltschaft.

*Schmied, Erich: Die Rechtsstellung der Emigranten und ausgebürgerten tschechoslowakischen Staatsbürger. WGO-Monatshefte für Osteuropäisches Recht. Hrsg. v. Prof. Dr. Geilke, Univ. Hamburg. 19 (1977) Nr. 6, 7 S.*

Die Regierung der ČSSR hat im Jahre 1977 Richtlinien zur Regelung der Rechtsstellung tschechoslowakischer Staatsbürger, die sich illegal im Ausland aufhalten, herausgegeben. Der Artikel enthält eine wörtliche Übersetzung dieser Richtlinien, Erläuterungen hierzu und Ausführungen über ihre praktischen Auswirkungen. Auch die Voraussetzungen zur Aberkennung der Staatsbürgerschaft werden dargestellt.

*von Schmoller, Gustav: Heydrich im Protektorat Böhmen und Mähren. Bemerkungen zu einer neuen Heydrich-Biographie. VfZ 27 (1979).*

Der Aufsatz enthält eine kritische Auseinandersetzung mit den Kap. 12—16 (S. 207—312) der Heydrich-Biographie von Deschner, Esslingen 1977, und kommt in manchen Punkten zu anderen Ergebnissen. So war Heydrichs Politik zur Gewinnung der tschechischen Arbeiter zwar sehr geschickt, doch war er keineswegs, wie Deschner annimmt, auf dem Wege zu einer wirklichen „Lösung“ des Tschechenproblems.

*Schroubek, Georg R.: Die regionale Dokumentation von Wallfahrtsstätten: Böhmen und Mähren-Schlesien. Bayerische Blätter für Volkskunde 6 (1979) 10—15.*

Neben einem knappen Bericht über Quellenlage und Forschungsstand wird gefragt, ob eine Wallfahrtsforschung „von außen“ überhaupt sinnvoll sei. Ein Ja ist nur bedingt möglich, insoweit das historische Wallfahrtswesen Böhmens einerseits einer übergreifenden barock-gegenreformatorischen Wallfahrtsprovinz zugehört, andererseits der Brauch sprach- und landesgrenzenüberschreitender Wallfahrten für die Erforschung interethnischer Beziehungen von Bedeutung sein kann.

*Schroubek, Georg R.: Die künstliche Region: Beispiel „Sudetenland“. In: Regionale Kulturanalyse. Protokollmanuskript einer wissenschaftlichen Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Hrsg. von Helge Gerndt und Georg R. Schroubek. München 1979, S. 25—29.*

Der Neologismus von 1902 „Sudetenland“, rezipiert erst in den dreißiger Jahren, bis dahin mit anderen Begriffen konkurrierend, bezeichnete eine realiter nicht bestehende „Region“ ohne zusammenhängende Flächenausdehnung, ohne eigene Geschichte, ohne politisches, ökonomisches, kulturelles, religiöses Zentrum, aufgeteilt in mehrere Mundartgebiete, geographisch und soziologisch inhomogen. Eine „regionale Identität“ seiner Bewohner war Forderung, nicht Faktum.

*Schroubek, Georg R.: Festwunsch im Festbrauch. Formelgut und Eigenschöpfung in den Briefen einer volkstümlichen Schreiberin. Traditiones. Zbornik Inštituta za Slovensko narodopisje 5/6 (1976/77). Laibach 1979, S. 313—321, 1 Abb. (Miscellanea Niko Kuret).*

Einige Auszüge aus tschechischsprachigen Glückwunsch- und Dankbriefen einer volkstümlichen Prager Schreiberin aus den Jahren 1949 bis 1957 an eine deutsche Adressatin sollen nicht nur die kreative Phantasie und den Bilderreichtum in der Sprache dieser einfachen Frau belegen, sondern auch die Möglichkeit einer selbstverständlichen Kommunikation über die Sprachgrenzen hinweg auch in jenen Jahren erweisen.

*Schroubek, Georg R.: Prag und die Tschechen in der deutschböhmisches Literatur. Volkskundliche Überlegungen zum nationalen Stereotyp. ZVf 75 (1979) 201—215.*

Mit dem primär literaturwissenschaftlichen Thema hat sich die Volkskunde insofern auch zu befassen, als bei den nationalen Vorurteilen, für welche die Belletristik vieler Nichtprager deutschsprachiger Autoren der böhmischen Länder seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine nicht unwichtige Quelle darstellt, kulturelle Vermittlungsprozesse mit wirksam waren.

*Seibt, Ferdinand: Bohemica — Probleme und Literatur seit 1945. Wien-München 1970, 355 S. (Sonderheft der Historischen Zeitschrift 4).*

Das Buch bietet eine Problemgeschichte der Historiographie über die böhmischen Länder bis 1965. Es umfaßt die Bibliographie von rund 1500 Titeln, mit eingehender Darstellung von etwa einem Drittel davon. Die Grundlinien der marxistischen wie der westlichen Arbeiten werden vor Augen geführt und dabei die große Wandlung in einzelnen Urteilen verfolgt, die in der tschechischen Forschung im Lauf der zwei Jahrzehnte zur methodengerechten Kritik am Marxismus führte, im Westen dagegen die nationalen Vorurteile der Vorkriegszeit tilgte und neue Ansätze zu einer noch in der vorigen Generation kaum vorstellbaren Konvergenz erkennen läßt. Zugleich wird daran die Verbundenheit im größeren Gang der Forschung sichtbar.

*Seibt, Ferdinand: Zur Gesellschaftsentwicklung. In: Gotik in Böhmen. Hrsg. von K. G. Swoboda. München 1970, S. 24—33.*

Im Rahmen eines kunsthistorischen Sammelbandes werden hier die Ausgangspositionen für die hohe Kunstentfaltung in den böhmischen Ländern vom 13. bis zum 15. Jahrhundert umrissen. Adel und Städte, König und Kirche zeigen im institutionellen Aufschwung durch die Kolonisationsepoche eine bemerkenswerte Disposition zur gotischen Kunstlandschaft.

*Seibt, Ferdinand: The Religious Problems. In: Eastern and Western Europe in the Middle Ages. Hrsg. v. Geoffrey Barraclough. London 1970, S. 83—114.*

In einem räumlichen und zeitlichen Bezugsrahmen für die Entwicklung des Christentums im östlichen Mitteleuropa zeigt dieser Beitrag einzelne Entwicklungsstadien, die, weit mehr als die bislang meist beobachteten personalen oder ideellen Verbindungen, den Kulturkontakt in den europäischen Rhythmus einordnen.

*Seibt, Ferdinand: Zur Entwicklung der böhmischen Staatlichkeit 1212—1471. Konstanz 1971 (Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises 14. Hrsg. von Hans Patze).*

Der Aufsatz zeigt die Grundlinien der eigenartigen böhmischen Herrschaftsentwicklung und ihre Ordnungsstrukturen im Vergleich zu ähnlichen Entwicklungen in der deutschen Landesgeschichte. Er erweist die besondere přemyslidische Verwaltungsorganisation, die Neuerungen, teils westlichen Ursprungs, die mit den Luxemburgern ins Land kamen, er zeigt auch Kontinuitäten in den Neuentwicklungen des hussitischen Zeitalters.

*Seibt, Ferdinand: Utopica — Modelle totaler Sozialplanung. Düsseldorf 1972, 327 S.*

Im Rahmen einer Darstellung der bisher noch kaum bekannten deutschen Utopie im Zeitalter der Reformation werden auch die Lebensmodelle der mährischen Täufer, der Taboriten und die utopischen Ansätze in den Schriften des Peter Chelčický deutlich gemacht. Das Hauptwerk des Comenius, erst wenige Jahre zuvor ediert, erfährt im Rahmen der hier zusammengetragenen inhaltlichen Definition utopischen Denkens ebenfalls eine Würdigung im Zusammenhang des reformatorischen Optimismus in die Verbindung zwischen Vernunft und Glauben. Insofern zeigt das Buch auch eine neue Seite der schon mehrfach dargestellten Einheit Mittel Europas im Zeitalter der Reformation.

*Seibt, Ferdinand: Tabor und die europäischen Revolutionen. BohJb 14 (1973) 33—42.*

Der Beitrag geht auf der Grundlage umfangreicher Studien des Verfassers aus von der Ambivalenz der hussitischen Revolution, die einmal eine Umordnung der Ständegesellschaft erstrebte, nach anderen Programmen und mit anderen Gruppen aber eine egalitäre völlige Neuordnung der Gesellschaft. Beide Modelle leben in der europäischen Revolutionsgeschichte bis in die neueste Zeit fort.

*Seibt, Ferdinand: Jan Hus. Das Konstanzer Gericht im Urteil der Geschichte. München 1973, 54 S. (Veröffentlichungen der Siemens-Stiftung, biogr. Reihe).*

Die Schrift zeigt die unterschiedlichen Wertungen, die das Urteil von Konstanz im Laufe von fünf Jahrhunderten im deutschen Geschichtsbild fand. Sie entfachen sich immer wieder im Streit um Geleitsrecht, Geständnisse und Gewissensfreiheit,

dem die kritische Forschung der letzten hundert Jahre wohl viel Detailliertes beisteuern konnte, doch sind, wie bei manchem Streit um Gerechtigkeit und Gericht, auch hier die Entscheidungen offen geblieben. Überraschend ist dabei die Sympathie, die der Konstanzer Delinquent zu allen Zeiten in Deutschland gefunden hat.

*Seibt, Ferdinand: Vom Vítkov bis zum Vyšehrad. Historisches Jahrbuch 94 (1974) 89—117.*

Die Ereignisse des ersten militärischen Vorstoßes gegen die Hussiten im Sommer 1420 werden im allgemeinen noch nach der siegesbewußten Hussitenchronik dargestellt, ohne daß man dabei der prekären Lage der Revolution oder auch dem zögernden, durch manche Rücksichten gehemmten Verhalten der königlichen Politik bislang noch alle möglichen Gesichtspunkte abgewonnen hat. Im Anschluß an eine bislang unbeachtete Quellengruppe zur diplomatischen Entwicklung (BohJb 1, 1960) geht dieser Aufsatz der diplomatischen Entwicklung nach bis zum ersten entscheidenden Sieg der Revolutionäre am 1. November 1420.

*Seibt, Ferdinand: Nullus est Dominus ... In: Geschichte in der Gesellschaft. Festschrift für Karl Bosl. Hrsg. von F. Prinz, F. J. Schmale und F. Seibt. München 1974, S. 393—408.*

Der in mancher Interpretation seines revolutionären Charakters umstrittene Kernsatz Wiclifs wird hier aufgegriffen und seine Wiederholung bei Johannes Hus geprüft. Das führt zu der Frage nach dem Grund von Hussens Widerrufsverweigerung in Konstanz, die sich letztens, bei allem Respekt vor seiner Standhaftigkeit, nicht aus dem überzeugten Einsatz für bestimmte Lehrsätze herzuleiten scheint, sondern aus dem unbeirrten Einsatz für die Behauptung seiner Partei gegen die kirchlichen und weltlichen Instanzen.

*Seibt, Ferdinand: Von Prag bis Rostock. Zur Gründung der Universitäten in Mitteleuropa. In: Festschrift für Walter Schlesinger. Hrsg. von Helmut Beumann. Köln-Graz 1974, S. 406—426.*

Die Gründung der Prager Universität 1348 wird nach ihrer Struktur und den politischen Voraussetzungen in einen breiteren Kontext gestellt. Er zeigt Gemeinsamkeiten einer mitteleuropäischen „Gründungswelle“ von hohen Schulen zwischen 1348 und 1410. Rektoratssystem und Kollegienwesen neuen Typs geben Prag dabei einen gewissen Modellcharakter.

*Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas. München 1974, 320 S.*

Das Buch umfaßt in vier großen Kapiteln die Entwicklung und den Wandel der deutsch-tschechischen Nachbarschaft in mehr als tausend Jahren. Es bietet dabei in einer durchgehenden Konzeption den Versuch zu einer neuen Sicht des wechselseitigen Verhältnisses, ohne seine Probleme zu beschönigen. Es ist, mit reichem Anmerkungsapparat, aus der unmittelbaren Beschäftigung des Autors mit der böhmischen Nachkriegshistoriographie und aus seinen Arbeiten dazu erwachsen.

*Sláma, Jiří: Die sozio-ökonomische Umgestaltung der Nachkriegs-Tschechoslowakei. Zur Politik des kommunistischen Machtmonopols. Wiesbaden 1977. 143 S. (Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München. Reihe Geschichte 46).*

Diese historisch-statistische Arbeit, die mit einer Fülle von Daten zur wirtschaftlichen und demographischen Entwicklung der ČS(S)R aufwartet, untersucht die Entwicklung des Landes in den Jahren 1945—(ca.)1968. Der Verf. sieht in der Zwangsausweisung der Deutschen den ersten Schritt zur Übernahme des sowjetischen Modells, das die Eingliederung des Landes in den sowjetischen Hegemonialbereich zum Ziele hatte. Das Ergebnis dieses tiefgreifenden sozialen und wirtschaftlichen Wandels, der vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung zwischen den beiden Weltmächten sich vollzog, war eine Krise, die das Land zutiefst erschütterte und in den Versuch grundlegender Reformen mündete, der die Sowjetunion schließlich zur Intervention und gewaltsamen Restitution der „alten“ Ordnung veranlaßte. Die Arbeit ergänzt durch ihre sozio-ökonomische Analyse die vorwiegend politischen Untersuchungen zum Thema.

*Slapnicka, Helmut: Die deutschen Vorlesungen an der Preßburger Rechtsakademie in der Mitte des 19. Jahrhunderts. BohJb 15 (1974) 158—170.*

Im Jahrzehnt zwischen 1850 und 1860 wurden an der Rechtsakademie in Preßburg nach Abschaffung der lateinischen Unterrichtssprache deutsche Vorlesungen gehalten. Unter den Professoren, die damals unter Minister Leo Thun nach Preßburg berufen wurden, befanden sich u. a. der Prager Strafrechtslehrer F. Rulf, der aus Iglau stammende Professor für bürgerliches Recht P. B. Heller, der Staatswissenschaftler H. I. Bidermann und der Historiker K. F. Stumpf-Brentano.

*Slapnicka, Helmut: Die Amts- und Unterrichtssprache in der Slowakei und die österreichische Regierung. BohJb 16 (1975) 139—160.*

Die Zulassung der slowakischen Sprache vor Behörden und Gerichten und in den Schulen „Oberungarns“ auf Grund der österreichischen März-Verfassung des Jahres 1849 stieß wegen der Uneinigkeit über die slowakische Schriftsprache auf Schwierigkeiten. Minister Bach berief eine „Kommission für slawische juridisch-politische Terminologie“, die nicht nur die Sprache des Reichsgesetzblattes, sondern darüber hinaus die Amts- und Unterrichtssprache festsetzen sollte.

*Slapnicka, Helmut: Die Entwicklung des Brüxer Kirchenpatronates bis zum Jahre 1500. BohJb 17 (1976) 378—395 (Neudruck aus: Brüxer Zeitung v. 20. 8., 20. 9. u. 20. 10. 1938).*

Přemysl Ottokar II. hat das Patronatsrecht an der Pfarrkirche der Stadt Brüx — vermutlich als Entschädigung für die Enteignung des Marktes, neben dem die Stadt gegründet wurde und der in ihre Umwallung einbezogen wurde — den Chorherren vom hl. Grab (Grabeshüter) auf dem Zderas in Prag übertragen, die es bis 1433 ausübten. 1556 hat der Orden seine Besitzungen in und um Brüx verkauft, 1501 verließ Papst Alexander VI. das Patronatsrecht der Brüxer Stadtgemeinde.

*Slapnicka, Helmut: Österreichische Rechtsgeschichte als Geschichte multinationaler Lösungsversuche. In: Rechtsgeschichte und Rechtsdogmatik. Festschrift, Hermann Eichler zum 70. Geburtstag am 10. Oktober 1977 dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern. Hrsg. von Ursula Floßmann. Wien 1977, S. 527—547. (Linzer Universitätschriften, Festschriften 1).*

Die Rechtsordnung des multinationalen Staates kennt zahlreiche, dem homogenen Nationalstaat fremde Probleme. Österreich hat, insbesondere in den böhmischen Ländern, eine Fülle von Modellen und Lösungsmöglichkeiten dieser Fragen — Volkszugehörigkeitsbegriff, Amtssprache, Gleichberechtigung der Völker, Schulwesen usw. — erarbeitet, die auch in künftigen Fällen und anderwärts verwertbar und von allgemeiner, genereller Bedeutung sind.

*Slapnicka, Helmut: Karl IV. als Gesetzgeber in der Legende des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. Hrsg. von F. Seibt. München 1978, S. 404—407, 465—466 (Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder 3).*

Den schwierigen Übergang vom überlieferten zum geschriebenen Recht, vom Schöffentum zum gelehrten Richterstand, den in Böhmen das Koldinsche Stadtrecht einleitete, versuchte man durch die Berufung auf Karl IV. als den eigentlichen, ursprünglichen Gesetzgeber zu erleichtern und erfand die Legende von der Berufung des berühmten Juristen Bartolus a Sassoferrato (1314—1357) nach Prag, eine Legende, die in den folgenden Jahrzehnten immer wieder aufgegriffen und ausgeschmückt wurde.

*Slapnicka, Helmut: Die neuere Verfassungsentwicklung in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. In: Verfassungs- und Verwaltungsreformen in den sozialistischen Staaten. Hrsg. von F.-Ch. Schroeder und B. Meissner. Berlin 1978, S. 149—178.*

Der Umwandlung der ČSSR in einen Bundesstaat durch Verfassungsgesetz vom 27. Oktober 1968 folgte schon bald eine Reihe weiterer Maßnahmen, durch die die Verfassungsreform fortgeführt und die ursprüngliche Form der Föderation modifiziert wurde, vor allem durch Neuabgrenzung der Kompetenzen von Bund und Teilrepubliken und Neuordnung des Wahlrechts. Die 1968 vorgesehenen Verfassungsgerichte in Bund und Teilstaaten wurden bisher nicht errichtet.

*Slapnicka, Helmut: Eine österreichische Rechtszeitschrift für Galizien. Der Versuch einer Popularisierung der österreichischen Rechtsordnung. In: Studia austro-polonica (Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego, prace historyczne z. 57). Krakau 1978, S. 247—257.*

Bedeutenden Anteil an den österreichischen Gesetzgebungs- und Verwaltungsmaßnahmen in Galizien hat der aus Chrudim stammende Landrechtspräsident Anton Rosbiersky (1764—1815), vor allem durch die Herausgabe eines im Geiste der josephinischen, in der franziszeischen Ära mit neuem Elan fortgesetzten Refor-

men verfaßten Jahrbuchs, der seit 1810 in lateinischer, später in deutscher Sprache erscheinenden „Annalen der Rechtsgelehrsamkeit für Beamte und Geschäftsmänner“.

*Sla p n i c k a, Helmut: Kontinuität und Diskontinuität der Rechtsordnung in den volksdemokratischen und sozialistischen Staaten Osteuropas. Rechtsreformen als Ausdruck und als Instrument gesellschaftlicher Umwälzungen. In: Reformen des Rechts. Festschrift zur 200-Jahr-Feier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz. Graz 1979, S. 819—833.*

Während Voltaires Ausspruch vom „Verbrennen der alten Gesetze“ 1917 in Rußland fast wörtlich befolgt wurde, ist für die Situation in den Volksdemokratien nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem für die Tschechoslowakei, die Wahrung der Rechtskontinuität charakteristisch. Die Wende leitet hier erst der „Juristische Zweijahrplan“ der Jahre 1949/50 ein, dem in der „Etappe des Aufbaus der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“ eine Rekodifizierungswelle folgt.

*Sla p n i c k a, Helmut: Tschechoslowakei. In: Verfassungen der kommunistischen Staaten. Herg. von G. Brunner u. B. Meissner. Paderborn 1979, S. 416—475 (Uni-Taschenbücher 953).*

Auf eine orientierende Einleitung über die Verfassungsentwicklung der Tschechoslowakei seit der Staatsgründung 1918, insbesondere über die Verfassungsurkunde von 1920, die „volksdemokratische“ Verfassung von 1948, die „sozialistische“ Verfassung von 1960 und die Umwandlung des Einheitsstaates in eine Föderation durch die Verfassungsgesetze von 1968 und 1970 folgt der vollständige Wortlaut der geltenden 7 Verfassungsgesetze in deutscher Übersetzung.

*Sla p n i c k a, Helmut: Ludwig Spiegel. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder 4 (1981) 243—263.*

Der Staatsrechtslehrer und Politiker L. Sp. (1864—1926) war vor 1911 bis zu seinem Tod ordentlicher Professor des Verfassungs- und Verwaltungsrechts an der Prager deutschen Universität, zu deren Rektor er 1926 gewählt wurde. Er ist nicht nur Autor zahlreicher Fachschriften, sondern hat auch seine staatsrechtlichen Ansichten in der Politik als Vertreter der Deutschdemokratischen Freiheitspartei im Senat der tschechoslowakischen Nationalversammlung vertreten.

*Stie fl, Anton: Die Braunkohle und das Egerer Becken. BohJb 19 (1978) 309—320.*

Einleitend werden die neuerrichteten Stauseen im Egerer Gebiet behandelt. Über die Ausbreitung der Braunkohle im Egerer Becken samt Kohlenmenge wird berichtet. Schließlich wird hauptsächlich auf die gesamte Problematik der Kohlegewinnung eingegangen. Es werden bisherige Erfahrungen und Erkenntnisse mit Wassereinbrüchen und Wasserausbrüchen in Teplitz, Karlsbad und zum Schluß in Franzensbad mit ihren Auswirkungen angeführt.

*Sturm, Heribert: Johannes Mathesius. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 2. Hrsg. von Karl Bosl. München-Wien 1976, S. 29—51.*

Der 1504 in Rochlitz geborene Sohn eines meißnischen Bergbaugewerken und Ratsherrn war als Schulmeister, Prediger und Pfarrer in der Silberbergbaustadt St. Joachimsthal nicht nur Wegbereiter der lutherischen Lehre im Erzgebirge, sondern durch seinen Verkehr mit vielen auch humanistischen Persönlichkeiten und seine zahlreichen Predigten, die in vielen Auflagen auch nach seiner Zeit noch gedruckt wurden, die überragende Persönlichkeit des Reformationszeitalters in Böhmen.

*Sturm, Heribert: Die böhmischen Kronlehen um Plößberg. Oberpfälzer Heimat 21 (1977) 77—89.*

Die im oberpfälzischen und zuletzt pfalz-sulzbachischen Pflegamt Floß gelegenen und landesherrlich dorthin gehörigen adeligen Gutsherrschaften Plößberg, Wildenau, Schönkirch und Schlatten galten seit der Zeit Karls IV. als Lehen der Krone Böhmen. Diese Lehenseigenschaft, von der aus mehrfach der Anspruch einer böhmischen Landesherrschaft erhoben worden ist, wurde aufgrund des Preßburger Friedensschlusses von 1805 aufgehoben und dem Königreich Bayern übertragen.

*Sturm, Heribert: Des Kaisers Land in Bayern. In: Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. Hrsg. von Ferdinand Seibt. München 1978, S. 208—212.*

Die als „Bavaria trans silvam Boemicalem“ oder „des Kaisers Herrschaft zu Bayern“ bezeichneten luxemburgischen Besitzungen in der Oberpfalz entstanden — ausgehend von der Heirat Karls IV. mit Anna, Tochter des Pfalzgrafen Rudolf (1349) — in Anlehnung an das vormals staufische Egerland durch Kauf, Tausch und Pfandschaft und bildeten um Sulzbach eine landesherrliche Gebietseinheit, die mit der Goldenen Bulle von 1355 der Krone Böhmen einverleibt und 1373 wieder aufgelöst wurde.

*Sturm, Heribert: Neustadt a. d. Waldnaab-Weiden. Gemeinschaftsamt Parkstein, Grafschaft Störnstein, Pflegamt Floß (Flossenbürg). Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern 47. München 1978, 490 S., Kartenbeilage 1 : 100 000.*

Der Entwicklungsablauf in dem aus den einstigen Ämtern Parkstein, Störnstein und Floß gebildeten bayerischen Landkreis ist dadurch gekennzeichnet, daß das um Eger und in die nördliche heutige Oberpfalz ausstrahlend entstandene staufische Reichs- und Königsgut an die wittelsbachischen Landesherren als Konradinches Erbe kam und nach einer bedeutsamen Zwischenphase unter Kaiser Karl IV. die Ausgangsbasis der künftigen Gebietsgliederung bildete. Dabei blieben seither einige Gutsherrschaften als Lehen der Krone Böhmen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestehen, so wie die gleichfalls aus dem im 14. Jahrhundert begründeten Lehnsverhältnis zur Krone Böhmen hervorgegangene reichsunmittelbare Herrschaft Störnstein, die 1575 Ladislaus von Lobkowitz erwarb, als gefürstete Grafschaft 1806 dem Königreich Bayern einverleibt wurde. Im übrigen ist das gesamte

Gebiet seit dem frühen Mittelalter als eine Durchgangslandschaft des Handels von Regensburg nach Eger gekennzeichnet.

*S v o b o d a, Georg J.: Anarchism in Bohemia: The Prague Anti-Habsburg Revolutionary Society 1868—1872. East European Quarterly 11 (1977) 267—291.*

Die auf der Auswertung Prager Archivmaterialien beruhende Untersuchung der tschechischen anarchistischen Gruppen ergibt eine anschauliche Darstellung der bisher kaum bekannten Zusammenhänge der wichtigsten Alternativbewegung, die neben der führenden Schicht in jenem Zeitraum politische Tätigkeit unter den Tschechen entwickelte.

*T h o m a s, Trevor Vaughan: Bohumil Šmeral and the Czech Question 1904—14. Journal of Contemporary History 11 (1976) 79—98.*

Der wichtigste und interessanteste unter den tschechischen Sozialdemokraten war länger als andere tschechische Politiker Anhänger der Habsburgermonarchie und lehnte die tschechische Nationalstaatlichkeit ab. Sein Standpunkt wird hier anhand von Prager Archivmaterialien wie eigenen Äußerungen erforscht und in Beziehung zu deutsch-österreichischen und anderen tschechischen sozialdemokratischen Einstellungen gesetzt.

*T r e n s k y, Paul I.: Czech Drama since World War II. New York 1978, 250 S. (Columbia Slavic Studies).*

Die ausführlichste Studie über das Thema, die in irgendeiner Sprache vorliegt. Der erste Teil des Buches ist chronologisch gegliedert und gibt eine Übersicht über die wichtigsten Entwicklungstendenzen. Der zweite Teil analysiert ausführlich die drei wichtigsten Tendenzen, nämlich das poetische, das politische und das absurde Theater. Schließlich werden auch jene Autoren und Arbeiten vorgestellt, die vereinzelt außerhalb der breiten Strömungen stehen. Ein besonderes Kapitel ist den Theaterstücken, die im Exil entstanden sind, gewidmet.

*V y v í j a l o v á, Maria: Veľká Morava ako slovenská štátna tradícia v Uhorsku [Das Großmährische Reich als slowakische staatliche Tradition in Ungarn]. HČ 27 (1979) 369—396 (mit frz. Résumé).*

Die Arbeit untersucht die Rolle, die im Prozeß der Volkwerdung der Slowaken die Tradition des Großmährischen Reichs als „Substrat eines defensiven Nationalismus“ gespielt hat. Ausgangspunkt dieser Ideologie ist die 1728 anonym publizierte Schrift „Murices nobilissimae et novissimae diaetae Psoniensis ... sive Apologia“, deren Verfasser vermutlich der humanistisch gebildete, von John Locke beeinflusste Matej Bel (1684—1749) war.

Zeschick, Johannes: *Die Benediktinerklöster in Böhmen und Mähren. Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige* 87 (1976) 457—465.

Eine wohl vollständige Übersicht über alle Klöster der Benediktiner und Benediktinerinnen in Böhmen und Mähren, Abteien und abhängige Häuser, von der Gründung des ersten Klosters zur Zeit der Prager Bistumsgründung bis zur staatlichen Aufhebung aller Klöster 1950, mit Angabe des politischen Bezirkes, der wichtigsten Namensformen und Daten; 3 Kartenskizzen.

## SUMMARIES

### THE EUCHARIST IN THE CZECH AND GERMAN PRAYERS OF MILIČ Z KROMĚŘÍŽE

*John M. Clifton-Everest*

Johann Milič von Kremsier (z Kroměříže), one of the most important forerunners of Hussitism, was the most popular and influential preacher among them. This is why his prayers — never analysed so far either in the German or English language — reveal not only their author's ideas, eloquence and convictions but also something of the sentiments which had been moving masses in Prague at that time. In particular, they elucidate one significant element of the growing movement of Bohemian Utraquism. The analysis of Milič's notion of Eucharist shows that a considerable prominence was given to the corporality of the redeeming Christ as an expression of an intensifying search for a closer relationship between the individual and God rather than an exclusive resentment against privileges and corruption of the Church.

### CZECHS AND SLOVAKS IN VIENNA AND LOWER AUSTRIA, 1526—1976

*Gerhart Pichler*

This study attempts to convey a comprehensive picture of the living conditions of the Czechs and Slovaks of Lower Austria.

The theme delimits the history of the Czechs in Vienna in temporal and geographical terms, as well as with respect to subject matter. The time span covered is from the 17th to the 20th century, with emphasis on the period from Maria Theresa to the decline of the Empire — though due attention is also paid to the historical antecedents as well as to the events of the interwar and postwar periods (reasons for the immigration into Austria and the emigration from Bohemia-Moravia). Geographically the study deals with the archduchy below the Enns, the area of the present-day Austrian *Bundesländer* of Vienna and Lower Austria. Settlements, occupational patterns and education of the minority are the main topics focussed on.

MINING AND INDUSTRY IN BOHEMIA IN THE AGE  
OF NEOABSOLUTISM AND LIBERALISM, 1848—1875

*Gustav Otruba and Karl M. Brousek*

An analysis of reports of the chambers of commerce and industry was the essential foundation for this detailed microeconomic survey of the development of Bohemian mining and industry from 1848 to 1875. Its extraordinary dynamism made this an interesting period of economic history; it followed the Revolution of 1848 and saw both the feverish *Gründerzeit* years and the great crisis of 1873.

A total of 19 charts furnish information on the life span and location of the industrial enterprises. Data on sites, production volume, and size of the work force, as well as on the use of machinery and on firm ownership — all of this material not pressed into any rigid framework — complete this richly detailed „diagnosis“ of Bohemian industry.

## WENCESLAS LEGENDS

*Ferdinand Seibt*

This contribution contrasts the two oldest texts from the 10th century, which have long been the object of research discussion: the Latin *Vita Crescente fide* and the Old Slavic text which begins with the words „Ecce nunc . . .“, in order to probe the impulses from which they originated. It confirms older conjectures that the Slavic variant, although proving better informed, cannot have preceded the Latin one but evidently followed it. Furthermore, differing ideological ties are revealed. In contrast to the social thought of the Slavic text, which has just recently been brought into connection with a Croatian synod, the Latin one — which, according to a new study, originated in the Bavarian missionary center of St. Emmeran — was an interesting mediator of the Cluniac view of the world and dominion.

THE FORMER JUDICIAL DISTRICT OF WESERITZ  
IN THE SETTLEMENT HISTORY OF WESTERN BOHEMIA

*Ralf Heimrath*

This study shows that the intensive cultivation of the district of Weseritz and its development as an area of settlement was essentially the deed of Czech settlers, but that they would not have been possible without the technical and cultural progress that the German side contributed to the work of colonization. The German element

was a relative latecomer to this area, but at the latest from the mid-17th century and until the mid-20th century, this judicial district was populated predominantly by Germans. The situation suddenly changed drastically, however, after the Second World War with the expulsion of the German inhabitants. The thin network of settlements today shows that the resulting population losses have yet to be compensated for.

### THE ACKERMANN AUS BÖHMEN AND TKADLEČEK: NEW VIEWS ON THEIR RELATIONSHIP

*Walter Schamschula*

The most recent research investigations seem to have established that *Tkadleček* is more closely linked to the original version of *Ackermann* than are any of the other extant *Ackermann* texts, and also that *Tkadleček* points to what was originally a far more detailed *Ackermann*. As against Rosenfeld's attempt to date the original *Ackermann* version to the time around 1370, the author supports the thesis that in the *Ackermann* creator's letter to Peter Rothirsch in Prague (1404), reference was indeed made to the original *Ackermann* written by Johannes von Saaz, which was probably composed only a short time before. But the extant *Ackermann* versions — the earliest toward the middle of the 15th century — appear to go back to the adaptation of an unknown author. *Tkadleček*, on the other hand, reflects the much more detailed and rhetorically argumentative original version of *Ackermann*.

### T. G. MASARYK AND PEOPLE'S DEMOCRACY

*Eva Schmidt-Hartmann*

This essay does not claim to be an analysis of Masaryk's political thought as such. It only aims at demonstrating that there were certain ideas in Masaryk's political theory which contradicted fundamental liberal and democratic principles. This is why the intellectual heritage of Masaryk — the most significant modern Czech political philosopher — contributed to some political and spiritual failures in Czechoslovakia after 1945. Masaryk himself certainly opposed any signs of so-called „people's democratic“ distortions of parliamentary, liberal and democratic practices; yet, his dogmatic and unrealistic theoretical concept of democracy proved to be closer to ideals of a social utopia than to the flexibility of the open democratic societies as developed in Western Europe.

## RÉSUMÉS

### L'EUCCHARISTIE DANS LES PRIÈRES TCHÈQUES ET ALLEMANDES DE MILIČ Z KROMĚŘÍŽE

*John M. Clifton-Everest*

Johann Milič von Kreamsier (z Kroměříže), un des précurseurs les plus importants de l'Hussitisme, fut le plus populaire et le plus influent des prédicateurs. C'est la raison pour laquelle ses prières (qui n'ont jamais été étudiées ni en allemand ni en anglais) révèlent non seulement les idées de l'auteur, son éloquence et ses convictions mais aussi une partie de ses sentiments qui avaient soulevé les masses à Prague à cette époque. Ses prières élucident en particulier un élément significatif de l'utraquisme en Bohême mouvement en pleine évolution. L'analyse de la notion d'eucharistie chez Milič montre l'importance accordée à la matérialité du Christ rédempteur exprimant la recherche grandissante d'une relation plus étroite entre l'individu et Dieu plutôt qu'un ressentiment contre les privilèges et la corruption de l'Eglise.

### LES TCHÈQUES ET LES SLOVAQUES À VIENNE ET EN BASSE AUTRICHE DE 1526 À 1976

*Gerhart Pichler*

La présente étude a pour but de donner un aperçu des conditions de vie des Tchèques et des Slovaques en Basse Autriche.

Le sujet limite l'histoire des Tchèques à Vienne dans le temps, dans l'espace et dans le sujet lui-même. En effet, la période traitée est celle du 17<sup>e</sup> au 20<sup>e</sup> siècle, et en particulier l'ère de Marie-Thérèse et de François I<sup>er</sup> jusqu'à la fin de la monarchie. Mais l'auteur s'intéresse également aux événements antérieurs ainsi qu'aux événements postérieurs relatifs à l'entredeux-guerres et à l'après-guerre (causes et raisons de l'attrait de l'Autriche pour les habitants de Bohême-Moravie qui voulaient émigrer).

Du point de vue géographique, l'étude couvre l'archiduché sous la rivière Enns et la région qui correspond aujourd'hui aux Lander de Vienne et de la Basse Autriche. Enfin, en ce qui concerne le sujet lui-même, l'auteur se limite à l'étude de la „colonisation“ et en particulier du système d'éducation et d'intégration dans la vie professionnelle de cette minorité.

## MINES ET INDUSTRIES EN BOHÈME À L'ÉPOQUE DU NÉOABSOLUTISME ET DU LIBÉRALISME DE 1848 À 1875

*Gustav Otruba et Karl M. Brousek*

Cette présentation microéconomique détaillée du développement des mines et de l'industrie en Bohême de 1848 à 1875 repose essentiellement sur l'analyse des rapports des chambres de commerce et de l'industrie. Pour l'histoire économique, les années 1848 à 1875 représentent une période extrêmement dynamique et intéressante — période qui débute après la révolution de 1848 et qui comprend également les „années folles de fondation“ ainsi que la Grande Crise de 1873.

Neuf tableaux au total donnent des renseignements sur l'ancienneté et l'implantation des entreprises industrielles. Des données sur l'implantation, le volume de production, les effectifs, le parc de machines et les propriétaires de ces entreprises fournissent une image riche en détails de l'industrie en Bohême, sans pour autant se laisser enfermer dans une interprétation rigide de ces détails.

## LES LÉGENDES DE WENZEL (WENCESLAS)

*Ferdinand Seibt*

Dans cette étude sont opposés deux textes du 10<sup>e</sup> siècle dont les origines respectives font depuis longtemps l'objet de nombreuses discussions. Il s'agit d'une part d'un texte latin intitulé „Vita Crescente“ et d'autre part d'un texte en ancien slave commençant par les mots „ecce nunc“. L'étude confirme des hypothèses antérieures selon lesquelles la version slave bien que disposant de plus d'informations ne peut avoir précédé la version latine: apparemment elle lui a succédé d'autant plus que, du point de vue idéologique, il est possible de déterminer des origines différentes. A une certaine conception de la société qui se dégage du texte slave (dont l'origine a récemment été attribuée à une synode croate) s'oppose le texte latin (qui selon une étude récente proviendrait du centre des missions bavares de St. Emmeran) qui devient ainsi un médiateur très intéressant de la pensée de Cluny.

## L'ANCIENNE CIRCONSCRIPTION DE WESERITZ DANS L'HISTOIRE DE LA COLONISATION DE L'OUEST DE LA BOHÈME

*Ralf Heimrath*

Cette étude montre que l'aménagement et la colonisation de la région de Weseritz ont été réalisés principalement par les colons tchèques mais que cela n'aurait pas été possible sans l'apport des colons allemands sur le plan technique et culturel. Les effets de la culture allemande ont été ressentis relativement tard. En effet, la cir-

conscription de Weseritz compta une majorité d'habitants allemands depuis le milieu du 17<sup>e</sup> siècle au plus tard jusqu'au milieu du 20<sup>e</sup> siècle, situation qui changea brusquement après la Deuxième Guerre Mondiale suite à l'expulsion de la population allemande. Actuellement la faible densité de la population montre que cette diminution de la population n'a toujours pas été compensée.

## „ACKERMANN AUS BÖHMEN“ ET „TKADLEČEK“ UNE NOUVELLE PERCEPTION DE LEURS RAPPORTS

*Walter Schamschula*

Des études ont révélé récemment que le „Tkadleček“ était beaucoup plus proche de la version originale de „l'Ackermann“ que toutes les autres versions de „l'Ackermann“ existantes. En outre, il est apparu que le „Tkadleček“ se référait à une version de „l'Ackermann“ beaucoup plus détaillée à l'origine. Contrairement à Rosenfeld qui avait essayé de situer la version originale de „l'Ackermann“ aux alentours de 1370, Walter Schamschula prétend que l'auteur de „l'Ackermann“ mentionne, dans une lettre dédicacée à Peter Rothirsch à Prague en 1404, l'existence de la version originale de „l'Ackermann“ écrite peu de temps avant par Johannes von Saaz. Quant aux versions existantes, il semblerait qu'elles datent du milieu du 15<sup>e</sup> siècle au plus tôt et qu'elles aient été corrigées par un auteur inconnu. Le „Tkadleček“ quant à lui reflète la version originale plus détaillée et plus riche en arguments rhétoriques de „l'Ackermann“.

## T. G. MASARYK ET LA DÉMOCRATIE DU PEUPLE

*Eva Schmidt-Hartmann*

Cette étude ne doit pas constituer une analyse des idées politiques de Masaryk en tant que telles. Son but est plutôt de démontrer qu'il y avait, dans la théorie politique de Masaryk, certaines idées s'opposant aux principes fondamentaux du libéralisme et de la démocratie. C'est la raison pour laquelle l'héritage intellectuel de Masaryk, le philosophe moderne le plus important en Tchécoslovaquie, contribua à certains échecs politiques et intellectuels dans ce pays après 1945. Certes, Masaryk s'opposa lui-même à tous les signes déformations de procédures parlementaires, libérales et démocratiques-déformations faites au nom de la „démocratie du peuple“. Cependant sa conception dogmatique et théorique de démocratie s'avéra comme étant plus proche des idéaux d'un modèle social utopique que de la flexibilité des sociétés démocratiques, ouvertes à l'extérieur, telles qu'elles se développaient en Europe de l'Ouest.

## ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

BohJb	Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder
ČSCH	Československý časopis historický
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
MNExKl	Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs
MÖIG	Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung
MVGDB	Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen
SbPDVT	Sborník pro dějiny přírodních věd a techniky
SEER	The Slavonic and East European Review
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
ZSG	Zeitschrift für sudetendeutsche Geschichte

## MITARBEITER DES HEFTES

Studiendirektor Dr. Harald Bachmann, Lehrbeauftragter der Universität Erlangen,  
Fichtenstraße 67a, 8510 Fürth

Dr. Martin K. Bachstein, Hohe Wurz 1, 8134 Pöcking

Dr. Winfried Baumann, Grünlingstraße 78, 6600 Saarbrücken

Dr. Karl M. Brousek, Anton-Baumgartner-Straße 44 / B 3 / 142, A - 1232 Wien

Heidrun Dolezel, M. A., Mauerhof 8, 3405 Rosdorf

Dr. Ralf Heimrath, Oefelestraße 8, 8000 München 90

Staatsarchivdirektor a. D. Dr. Josef Hemmerle, Jennerweg 4, 8031 Eichenau

Dr. Johanna von Herzogenberg, Schumannstraße 10, 8000 München 80

Dr. Peter Heumos, Kemnader Straße 245, 4630 Bochum 1

Prof. Dr. Kurt A. Huber, Bischof-Kaller-Straße 3b, 6240 Königstein/Ts.

Dr. Rudolf Jaworski, Payerstraße 22, 7400 Tübingen

Univ.-Prof. Dr. Gustav Otruba, Dr.-Renner-Straße 16, A - 4210 Gallneukirchen

Roman Frhr. v. Procházka, Boschetsrieder Straße 122a, 8000 München 70

Prof. Dr. Walter Schamschula, Am Weidenufer 13, 8600 Bamberg

Dr. Eva Schmidt-Hartmann, Musenbergstraße 28a, 8000 München 81

Dr. Gustav v. Schmoller, Philosophenweg, 7400 Tübingen

Prof. Dr. Ferdinand Seibt, Josef-Haydn-Straße 14, 8013 Haar

Univ.-Prof. Dr. Helmut Slapnicka, Max-Reger-Straße 17, A - 4020 Linz

Prof. Dr. Günther Stöckl, Arnulfstraße 6, 5000 Köln 41

## PERSONENREGISTER

- Adalbert, hl., Bischof v. Prag (982—997) 249, 251
- Adalbertus Ranconis (1325—ca. 1388), Theologe 11—13
- Adam Wenzel (1579—1617), Herzog v. Teschen 102
- Adam, Johann Hermann (1812—1890), Glasfabrikant 334
- Adler, Textilindustrielle in Asch (2. H. 19. Jh.) 330
- Agnes (1269—1296), Gemahlin Rudolfs d. J. v. Habsburg 17
- Agnes v. Österreich (1280—1364), Gemahlin Andreas' III. v. Ungarn 17
- Albrecht I., dt. König (1298—1308) 17
- Albrecht II., dt. König (1438—1439) 17
- Albrecht, Besitzer eines Kohlenbergwerks bei Wilkischen (um 1870) 80
- Altschuh, Rafael, Baumwollfabrikant in Böhmisches-Leipa (19. Jh.) 350
- Andreas III., König v. Ungarn (1290—1301) 17
- Anna (1503—1547), Königin v. Böhmen u. Ungarn 17
- Artus, Joseph, mähr. Landesadvokat (um 1900) 115 f.
- Assmann, Direktor einer Wiener Grundschule (um 1910) 46
- Astor, David, engl. Journalist 127
- Astor, William Waldorf (1848—1919), engl. Politiker u. Zeitungsverleger 127
- Auersperg, Graf, Besitzer eines Mineralwerkes in Lukawitz (2. H. 19. Jh.) 360 (1909) 43
- Axmann, Julius, Abg. d. böhm. Landtags (1909) 43
- Bachmayer, Thomas, Baumwollfabrikant in Schloppenhof (19. Jh.) 329
- Badeni, Kasimir Felix Graf (1846—1909), österr. Staatsmann 43
- Balbín, Bohuslav (1621—1688), böhm. Geschichtsschreiber 394
- Bareuther, Georg Adam (1816—1892), Baumwollfabrikant 333
- Bartenstein, August von (1861—1886), Propst in Nikolsburg 121
- Bartosch, Spinnereibesitzer in Hawlowitz (um 1875) 89
- Bauer, Josef Martin (\* 1901), Schriftsteller 392
- Beaufort, A., Herzog, gewann (um 1875) Porzellanerde in Wasserhäuseln 320
- Becher, Johann († 1895), Likörfabrikant in Karlsbad 327
- Beer, Aron, Besitzer einer Schafwollspinnerei u. -weberei in Elisenthal (2. H. 19. Jh.) 366
- Beer, Jakob, Besitzer einer Schafwollspinnerei u. -weberei in Elisenthal (2. H. 19. Jh.) 366
- Béla IV., König v. Ungarn (1235—1270) 16
- Bellmann, Karl, Papierfabrikant in Vorderowenetz (19. Jh.) 361
- Bellot, Joh. Mar. Nikolaus (1796—1880), Chemiker u. Industrieller 360
- Beneš, Eduard (1884—1948), tschech. Staatspräsident 109, 386
- Benker, Martin, Handschuhfabrikant in Joachimsthal (um 1865) 324
- Berchem-Heimhausen, Graf, Brauereibesitzer in Kutenplan (2. H. 19. Jh.) 327
- Bergmann, H., Lederfabrikant in Neubydžow (ab 1851) 338
- Berlička z Chmelce, Pseud. Vojtěch-Sebastian Scipio († ca. 1620), Jesuit u. Schriftsteller 396
- Bienert-Schmerling, Richard Graf (1863—1918), österr. Staatsmann 44
- Binder, Adolf, Hersteller v. Paraffin in Elbogen (ab 1858) 326
- Binder, Moritz, Hersteller v. Paraffin in Elbogen (ab 1858) 323
- Birnbaum, A. M., Kautschukfabrikant in Teplitz (ab 1855) 340
- Bismarck, Otto von (1815—1898), preuß. Staatsmann 124
- Blaschka, Konrad (1810—1900), Textilindustrieller 347
- Blasius, Herr v. Polschitz (ab 1227) 291
- Bloch, Samuel Moses, Glasfabrikant in Goldbach (um 1865) 323
- Bohland, Gustav (1825—1886), Hersteller v. Blechinstrumenten 322
- Bohle, Friedrich, Hersteller v. Puppenköpfen in Taschwitz (ab 1860) 324
- Bohuslav, Herr v. Weseritz (ab 1227) 291
- Bohuslav v. Wolfersdorf 1237) 292

- Boleslaw I., Herzog v. Böhmen (929/35—972) 250, 253, 256—264, 266 f., 270, 276
- Bolland, Jean (1596—1665), SJ, Hagiograph 250
- Bolzano, Bernard (1781—1848), Philosoph u. Mathematiker 116
- Bonifaz, hl. (672/5—754), angelsächs. Missionar 249
- Borbis, Jan (\* 1832), slowak. Theologe 106
- Bosl, Karl (\* 1908), Historiker 416, 418
- Brausch, L., Hefe- u. Stärkefabrikant in Schönriesen (1849) 341
- Breitfeld, E., Prager Industrieller (Mitte 19. Jh.) 356
- Bromovský, Maschinenfabrikant in Königgrätz (Ende 19. Jh.) 336
- Brosche, Karl Eduard (1812—1866), Prager Fabrikant u. Gutsbesitzer 360
- Broszat, Martin (\* 1926), Historiker 304
- Brožik, Wenzel, Waggonfabrikant in Pilsen (ab 1845) 82
- Bruck, Karl Ludwig Frhr. von (1798—1860), österr. Handelsminister 52, 69
- Brüning, Heinrich (1885—1970), dt. Staatsmann u. Gelehrter 134
- Brun v. Querfurt, hl. (ca. 974—1009) 249
- Brun, Anton († 1889), Dietrichsteinscher Hauptregistrator 117, 122, 124
- Brun, Maria geb. Kittner († 1901) 117, 120, 122, 124
- Brunner, Andreas, Wirkwarenfabrikant in Asch (Mitte 19. Jh.) 329
- Bujatti, Franz (1813—1897), Wiener Seidenwarenfabrikant 349
- Burdach, Konrad (1859—1936), Germanist 313
- Burgsdorff, Unterstaatssekretär in d. Behörde d. Reichsprotektors (um 1940) 406
- Buscek v. Gstom, Ritter (Mitte 14. Jh.) 296
- Buquoy, Graf, Glasfabrikant (2. H. 19. Jh.) 73
- Burian, Tschechischlehrer a. d. Wiener Militärakademie (18. Jh.) 21
- Carow, Julius (1833—1899), Maschinenfabrikant 355
- Cesarini, Giuliano de (1398—1444), Kardinal 298
- Chamberlain, Arthur Neville (1869—1940), brit. Staatsmann 133, 135
- Chamberlain, Joseph (1836—1914), engl. Staatsmann 126
- Chaslav von Pottin (um 1200) 287 f.
- Chotěbor v. Gstom, Probst v. Tuschkau (14. Jh.) 296
- Clemenceau, Georges (1841—1929), französ. Staatsmann 128
- Clam-Gallas, Eduard Graf (1805—1891), General 333
- Clary-Aldringen, Fürsten 333, 338, 341
- Collaredo-Mannsfeld, Grafen 357, 361
- Comenius, Johann Amos (1592—1670), Pädagoge 103, 381
- Czernin, Graf, Zuckerfabrikant in Schönhof (2. H. 19. Jh.) 327
- Daffinger, Moritz Michael (1790—1849), Wiener Porträtist 121
- Daněk, Čeněk, Ingenieur (2. H. 19. Jh.) 356
- Dattelzweig, J. B., Wäschefabrikant in Klattau (ab 1857) 89
- Dawson, Geoffrey, brit. Journalist (um 1940) 127, 137
- Dlouhý, Johann, Selchwarenfabrikant in Prag (ab 1870) 364
- Dobřenský von Dobřenitz, Michael Frhr., Zuckerfabrikant in Syrowatka (ab 1849) 342
- Dobrovský, Josef (1753—1829), Philologe u. Historiker 251, 311
- Dollfuß, Engelbert (1892—1934), österr. Staatsmann 132
- Dormitzer, Leopold, Baumwollwebereibesitzer in Pürstein (19. Jh.) 329
- Dotzauer, Konrad, Baumwollspinnereibesitzer in Graslitz (2. H. 19. Jh.) 329
- Drahomira v. Stodor (um 920), Gemahlin Wratislaws I. 253, 256—258, 268 f., 273 f.
- Dreher, Anton (\* 1849), Brauereibesitzer in Micholup 326
- Dyson, Tom, austral. Karikaturist (um 1920) 128
- Edelbert, Kapuziner in Nymburk (um 1700) 92
- Eichler, Josef, Lack- u. Firnisfabrikant in Wisotschan (19. Jh.) 360
- Eichmann, Carl Julius (1805—1872), Maschinenfabrikant 337
- Elisabeth, Gemahlin Albrechts II. 17
- Etrich, Josef (1804—1876), Textilindustrieller 348
- Evans, David, Maschinenfabrikant in Prag (Mitte 19. Jh.) 356
- Eybl, Franz (1806—1880), Wiener Porträtist 121
- Faltis, Johann (1796—1876), Textilindustrieller 348

- Ferdinand I., Kaiser (1526—1564) 17 f., 20, 299
- Ferdinand III., Kaiser (1637—1657) 20
- Ferdinand I., Kaiser v. Österreich (1835—1848) 353
- Fillén, Josef, Asphaltfabrikant in Prag (2. H. 19. Jh.) 360
- Fischer, Christian, Porzellanfabrikant in Pirkenhammer (Mitte 19. Jh.) 323
- Fischer von Erlach, Johann Bernhard (1656—1723), Baumeister 93
- Fischer von Erlach, Joseph Emanuel (1693—1742), Baumeister 94
- Fischer, Matthias, Maschinenfabrikant in Eger (ab 1868) 322
- Fischl, Möbelfabrikant in Niemes (2. H. 19. Jh.) 337
- Fliedner, Theodor (1800—1864), evang. Geistlicher 110
- Florian, Michael, Bandwarenfabrikant in Taus (19. Jh.) 89
- Förster, Johann, Textilindustrieller in Rumburg (2. H. 19. Jh.) 349
- Francke, August Hermann (1663—1727), prot. Theologe u. Pädagoge 103
- Frank, Karl Hermann (1898—1946), sudt. Politiker 405—408
- Franz Joseph I., Kaiser v. Österreich (1848—1916) 105, 107, 356
- Franz II., röm. Kaiser (1792—1804), als Franz I. Kaiser v. Österreich (1804—1835) 21, 50
- Frey, Friedrich (1799—1878), Industrieller 62
- Friedl, Anton (1789—1861), Propst in Nikolsburg 121
- Friedrich († 1189), Herzog v. Böhmen (zw. 1172 u. 1178) 286—289
- Friedrich II., d. Große, König v. Preußen (1740—1786) 104
- Friedrich Wilhelm I. († 1875), Kurfürst v. Hessen-Kassel (1847—1866) 355
- Fuchs, Martin (1830—1893), Musikinstrumentenfabrikant 322
- Fürstenberg, Fürst 80, 338, 353
- Fürth, Bernhard († 1849), Zündwarenfabrikant 73, 85
- Gallas, Christof Graf von (1. H. 18. Jh.) 93
- Gallauner, Laura geb. Kittner († 1873) 117 f., 122, 124
- Garvin, James Louis (1868—1947), brit. Journalist 126—138
- Garvin, Viola, brit. Journalistin 127
- Gautsch von Frankenthurn, Paul Frhr. (1851—1918), österr. Staatsmann 43
- Geipel, Johann Adam (1812—1895), Lederfabrikant in Fleißén (2. H. 19. Jh.) 324
- Gelinek, Anton Bernhard, Spinnereibesitzer in Lochowitz (19. Jh.) 364
- Georg von Podiebrad, König v. Böhmen (1458—1471) 17
- Gerhard, Abt v. Tepl (1242) 292
- Germack, Reginald, Maschinenfabrikant in Teplitz (2. H. 19. Jh.) 336
- Geršábek, Philipp, Buchdruckereibesitzer in Jungbunzlau (2. H. 19. Jh.) 338
- Gertrud von Babenberg († 1150), Gemahlin Wladislaws II. 284
- Geymüller, Rudolf Frhr. von, Wiener Bankier (um 1860) 72
- Ginzkey, Ignaz (1818—1876), Teppichfabrikant 349
- Glöckner, Julius, Schulmöbelfabrikant in Aussig (2. H. 19. Jh.) 337
- Gněvsa, Gegner Herzog Wenzels 261, 263
- Goebbels, Joseph (1897—1945), nat.-soz. Politiker 137
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832), Dichter 314
- Gottberg, Curt von, SS-Oberführer 406
- Gottsched, Johann Christoph (1700—1766), Lit.-Prof., Kritiker u. Dramatiker 309
- Graf, Moritz, Gründer einer Ledertuchfabrik in Prag-Lieben (1836) 366
- Gregor VII., hl., Papst (1073—1085) 249
- Gregor IX., Papst (1227—1241) 292 f.
- Gregor X., Papst (1271—1276) 292
- Griffith, George, engl. Bergbauunternehmer in Böhmen (2. H. 19. Jh.) 333
- Guta von Habsburg (1271—1297), Gemahlin Wenzels II. 17
- Haas, August (1804—1871), Porzellanwarenfabrikant 323
- Haase, Alois (1811—1876), Textilindustrieller 348 f.
- Haase, Gottlieb (1764—1824), Prager Hofbuchdrucker u. Verleger 357, 361
- Haase, Theodor Karl (1834—1909), Theologe 107, 110
- Hafner, J. C. (1668—1754), Augsburger Kupferstecher 395
- Hagen, Friedrich Heinrich von der (1780—1856), Germanist 309
- Haidinger, Eugen (1790—1861), Porzellanfabrikant 324
- Haidinger, Rudolf (1792—1866), Porzellanfabrikant 324
- Hammerich, Germanist 313
- Hanka, Václav (1791—1861), tschech. Dichter u. Philologe 309, 311

- Hanke, Augustin, Besitzer einer Rasenbleiche in Trübenwasser (19. Jh.) 349
- Hanke, Franz, Besitzer einer Rasenbleiche in Trübenwasser (19. Jh.) 349
- Hanke, Julius, Besitzer einer Rasenbleiche in Trübenwasser (ab 1873) 349
- Hardtmuth, Carl (1804—1881), Steingut- u. Porzellanfabrikant 72, 74
- Hardtmuth, Franz (1832—1896), Ofenfabrikant 74
- Havlíček-Borovský, Karel (1821—1856), tschech. Schriftsteller 372
- Heine, Viktor, Seidenfabrikant in Arnau (ab 1869) 349
- Heinrich II., der Heilige, dt. Kaiser (1002—1024) 249
- Heinrich II. Zdík, Bischof v. Olmütz (1126—1150) 284
- Heinrich v. Gstom, Ritter (Mitte 14. Jh.) 296
- Heinrich von Prostibor, Ritter (14. Jh.) 296 f.
- Heller, Balduin, Metallwarenfabrikant in Teplitz (Mitte 19. Jh.) 336
- Heller, Josef, Metallwarenfabrikant in Teplitz (Mitte 19. Jh.) 336
- Henckel von Donnersmark, Lazarus (1551—1624), Kaufmann u. Industrieller 102
- Herget, Max (1823—1893), Zementfabrikant 359
- Hering, E., Brünnener Bergbauunternehmer (um 1870) 80
- Hermann, Ritter (Anf. 13. Jh.) 291
- Heřmann, A., Siderolithwarenfabrikant in Prag (2. H. 19. Jh.) 359
- Herold, J., Bergbauunternehmer im Rakonitzer Becken (19. Jh.) 353
- Herwig, Tonwarenfabrikant in Bodenbach (19. Jh.) 337
- Heuer, Franz, Hersteller v. Holzinstrumenten in Schönbach (1865) 322
- Heydrich, Reinhard (1904—1942), nat.-soz. Polizeichef 405 f., 408
- Hieronymus von Prag (ca. 1360—1416), Hussit 4
- Hildebrand, Klaus (\* 1941), Prof. f. Neuere Geschichte 404
- Hillgruber, Andreas (\* 1925), Prof. f. Geschichte d. Neuzeit 404
- Himmler, Heinrich (1900—1945), nat.-soz. Politiker 405, 407 f.
- Hitler, Adolf (1889—1945), dt. Politiker u. Reichskanzler 127, 132, 133 Anm. 27, 135 f., 138, 404, 406—408, 410
- Hochberger, Johann, Besitzer eines Mineralwerks in Kahr (um 1870) 326
- Hölzl, Spinnereibesitzer in Schlaggenwald (Ende 19. Jh.) 329
- Hofbauer, Klemens Maria, hl. (1751—1820), Redemptorist 21
- Hoffmann, Gustav Adolf, Zündhölzlerfabrikant (Mitte 19. Jh.) 360
- Hoffmannsthal, Porzellanwarenfabrikant in Smichow (ab 1842) 359
- Hollmann, Heinrich, Pumpenfabrikant in Pilsen (ab 1873) 82
- Holub, Franz, Papierfabrikant in Pilsen (ab 1878) 88
- Honorius III., Papst (1216—1227) 290
- Horrak, Johann, mähr. Porträtist (um 1900) 121
- Hromátko, Jan Nep. Norbert (1783—1850), tschech. Schriftsteller u. Univ.-Prof. 21
- Hroznata, Graf (ca. 1160—1217), Gründer d. Stiftes Tepl 284 f., 290, 294
- Hueber, Fortunat, Prior d. Franziskanerordens (2. H. 17. Jh.) 396 f.
- Hunyadi, János (1385—1456), ungar. Heerführer u. Staatsmann 17
- Huppmann, Frhr. von, Likörfabrikant in Solnitz (ab 1867) 341
- Hus, Jan (ca. 1369—1415), böhm. Reformator 1
- Inwald, Josef (1837—1906), Glaswarenfabrikant 357, 359
- Jablonski, Daniel Ernst (1660—1714), Theologe 103
- Jablonski, Hedwig 103
- Jablonski, Peter (zuerst Peter Figulus) († 1670) 103
- Jacobellus v. Mies (ca. 1373—1429), hussit. Theologe 5
- Jacobsen, Hans-Adolf (\* 1925), Dozent f. Zeitgeschichte 404
- Jaikal, Josef, Besitzer der Glashütte Schloßles bei Komorau (2. H. 19. Jh.) 323
- Jakoubek ze Stříbro s. Jacobellus v. Mies
- Jarosch v. Rössin (1237) 292
- Jelinek, Hugo (1834—1901), Chemiker 62
- Jireček, Konstantin (1854—1918), tschech. Historiker 419
- Johann von Luxemburg, König v. Böhmen (1310—1346) 101
- Johann v. Neumarkt (ca. 1310—1380), Frühhumanist 308
- Johann Parricida († 1313) 17
- Johannes v. Tepl (Schüttwa, Saaz) (ca. 1350—1414) 309, 311, 313—317
- Jolesch, Samuel († 1897), Tuchwarenfabrikant 367

- Jordan, Maschinenfabrikant in Birkigt (2. H. 19. Jh.) 337
- Josef I., Kaiser (1705—1711) 103
- Josef II., Kaiser (1765—1790) 20 f., 104, 107
- Jungbluth, Günther (1912—1976), Prof. f. dt. Sprache u. Literatur 311, 313
- Jutta s. Guta
- Kadold v. Gstom, Ritter (14. Jh.) 296
- Kalivoda, Leopold, Wiener Hofbuchdrucker (18. Jh.) 20
- Kaminsky, religiös. Reformier (14. Jh.) 5
- Karl IV., Kaiser (1346—1378) 4, 255, 308, 316
- Karl I., Kaiser v. Osterreich (1916—1918), als Kg. v. Ungarn Karl IV. 103, 302
- Karl XII., König v. Schweden (1697—1718) 103
- Kasalowski, Ofenfabrikant in Rakonitz (ab 1875) 359
- Kasimir I., Herzog v. Teschen (Anf. 14. Jh.) 101
- Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton Fürst (1711—1794), österr. Staatsmann 21
- Kern, Enoch, Spinnereibesitzer in Altenberg (19. Jh.) 366
- Keyzlar, Adolf (\* 1867), Großindustrieller 89
- Kinsky, Dominik (1777—1848), Piarist, Altphilologe 115
- Kittel, E. T., Bergwerksbesitzer in Mileschau (2. H. 19. Jh.) 72
- Kittner, Auguste geb. Kamprath 120
- Kittner, Dominik, Brünnner Musiker (um 1800) 115 f., 119
- Kittner, Friedrich, Ing. am Wiener Patentamt 119
- Kittner, Joseph († 1894), Organist in Geiersberg 115, 117
- Kittner, Josephine geb. Studeny († 1882) 118, 120, 122
- Kittner, Maria (1851—1942), Lehrerin 113, 117 f., 120, 122—125
- Kittner, Mathias († 1875), Kanonikus in Nikolsburg 116—118, 122 f.
- Kittner, Patrizius (1809—1900), mähr. Miniaturporträtist 113 f., 116—125
- Kittner, Rosalia geb. Schimek († 1874) 115, 117 f., 122
- Kittner, Theodor (1832—1906), Hofrat 116, 120
- Kittner, Theodor (II), Zeichner u. Landschaftsmaler 115 f., 119, 121
- Kittner, Theodor (III), Oberstabsarzt (Ende 19. Jh.) 117, 123
- Klapsia, Johann (1764—1805), Pastor 110
- Klaubert, Johann Christian (1818—1885), Tuchfabrikant 330
- Kleist, Baron von, Besitzer v. Eisenwerken (um 1870) 320
- Klepsch, Ignaz, Hersteller von konservierten Früchten in Aussig (um 1872) 342
- Klima, Johann, Nähmaschinenfabrikant in Prag (ab 1864) 357
- Klobas, Tschechischlehrer a. d. Wiener Militärakademie (18. Jh.) 21
- Knieschek, Johann (1856—1891), Philologe u. Literaturhistoriker 311
- Kojata v. Brüx, herzogl. Kämmerer (um 1200) 290, 293
- Kolisko, Rudolf (1859—1942), österr. Politiker 42
- Kollár, Jan (1793—1852), ungar.-slowak. Dichter 106
- Kolowrat, Graf 320, 333
- Komers, Anton Emanuel (1814—1893), Agrarfachmann 324
- Konstanze v. Ungarn († 1240), Gemahlin Ottokars I. 291
- Korda, Ignaz, Direktor einer Dampf-mühle in Smidow (ab 1846) 364
- Korompay, Franz (1723—1779), Maler 114
- Korompay, Leopold († 1829), Brünnner Minorit 114
- Kotschy, Heinrich Joh. Gottfried (1822—1856) evang. Pfarrer 110
- Kozdon, Josef (1873—1949), Lehrer, Gründer d. „Schlesischen Volksbundes“ (1908) 109 f.
- Kraschowitz, Dietrich I. von (13. Jh.), Herr auf Guttenstein 294
- Kraschowitz, Dietrich II., Erbauer d. Burg Guttenstein (um 1300) 294
- Kraschowitz, Sezuna von (um 1300) 294
- Kriegl, Porzellanwarenfabrikant in Smidow (ab 1842) 359
- Kriehuber, Josef (1800—1876), Wiener Porträtist 121
- Krogmann, Werner, Prof. f. dt. Literatur u. Sprache 311, 313
- Krumholz, Johann (1827—1883), Baumwollspinnerei- u. -webereibesitzer 329
- Kubik, R., Zigarettenpapierfabrikant bei Prag (ab 1875) 362
- Kubinsky, Friedrich, Baumwollspinnereibesitzer in Beraun (2. H. 19. Jh.) 364, 366
- Küche, Leo, Buchdruckereibesitzer in Pilsen (1875) 89
- Kuß, Franz, Besitzer einer Glashütte bei Simmersdorf (2. H. 19. Jh.) 357

- Ladislaus V. Posthumus, König v. Ungarn (1444—1457), Kg. v. Böhmen (ab 1453) 17
- Lammers, Hans Heinrich (1879—1962), Jurist, nat.-soz. Diplomat 406
- Landfras, Alois Josef (1797—1875), Buchdrucker 76
- Lang, Ludwig, Baumwollspinnereibesitzer in Rozkosch (19. Jh.) 76 f.
- Langer, Norbert (1768—1848), Textilfabrikant 77
- Leader, Nicolas, engl. Bergbauunternehmer in Böhmen (2. H. 19. Jh.) 333
- Lebeda, Anton Vinzenz jun. (1823—1890), Waffenfabrikant 357
- Leitenberger, Franz Peter (1761—1825), Textilindustrieller 350
- Leopold I., Kaiser (1658—1705) 20, 50
- Lewald, Paul (1837—1906), Zinnbergbaubesitzer 333
- Lewitt, D. L., Lederfabrikant in Pilsen (19. Jh.) 89
- Lezzek v. Nitschowa (1242) 292
- Liebig, Johann Frhr. von (1802—1870), Textilindustrieller 333, 342, 344 f., 347, 349 f.
- Litwinow, Maxim (1876—1951), sowjet. Diplomat 131
- Lloyd George, David (1863—1945), engl. Staatsmann 127 f.
- Lobkowitz, Johann Karl Fürst (1799—1878), Großindustrieller 73 f., 88, 322, 327
- Lötz, Johann, Glasfabrikant in Klostermühle (ab 1850) 85
- Löwenstein, Konstantin von, Förderer v. Konstantinsbad (19. Jh.) 304
- Lorenz, Franz, Papierfabrikant in Arnau (19. Jh.) 337
- Low, David, engl. Karikaturist (1937) 137
- Ludmil(l)a v. Psow, hl. († 921), Gemahlin Herzog Bořivojs I. 253, 256, 258, 269
- Ludwig II., König v. Ungarn u. Böhmen (1516—1526) 17
- Ludwig XIV., König v. Frankreich (1643—1715) 102
- Lüdersdorf, Moritz (1843—1923), Besitzer einer lithogr. Anstalt in Saaz 324
- Lueger, Karl (1844—1910), österr. Politiker 43
- Luther, Martin (1483—1546), Reformator 298, 307
- MacGowan Barrington-Ward, Robert, Chefredakteur d. Londoner Times 127
- Mackensen, Hans Georg von (1883—1947), Diplomat 405
- Mackensen, Winifred geb. Neurath 405
- Märky, Maschinenfabrikant in Königgrätz (Ende 19. Jh.) 336
- Maria (1505—1558), Königin, Gemahlin Ludwigs II. v. Ungarn 17
- Maria Theresia, Königin v. Ungarn u. Böhmen (1740—1780), Gemahlin Kaiser Franz' I. 104
- Marschner, Josef, Jalousiefabrikant in Böhmisch-Kamnitz (1870) 337
- Marsso, Herr v. Krasikow (ab 1227) 291
- Martin von Cochem (1634—1712), Kapuzinerprediger 92
- Marx, Karl (1818—1883), Sozialökonom 413
- Masaryk, Thomas Garrigue (1850—1937), tschech. Philosoph u. Staatsmann 129, 371—387
- Matěj z Janova s. Matthias von Janow
- Mattausch, Friedrich (1800—1866), Baumwollspinnereibesitzer in Franzenthal 344 f.
- Matthäus v. Rössin (1237) 292
- Matthias von Janow († 1394), Prediger 1 f., 5
- Mautner, Isaak, Textilindustrieller in Nachod (2. H. 19. Jh.) 349
- Mautner-Markhof, Mitzi (um 1890) 123
- Maximilian I., Kaiser (1493—1519) 17 f.
- Maximilian I., Herzog v. Bayern (ab 1597), Kurfürst (1623/48—1651) 396
- Mayer, Theodor (1883—1972), Historiker 418
- Menčík, Ferdinand (1853—1916), Bibliothekar u. Kulturhistoriker 21
- Mendel, Adolf, Hufnägelfabrikant in Saaz (ab 1875) 322
- Michalka, Historiker 404
- Michejda, Franciszek (1848—1921), Politiker u. Seelsorger 108—110
- Mickiewicz, Adam (1798—1855), poln. Dichter 108
- Mieg, Ludwig, Porzellanfabrikant in Pirkenhammer (1865) 323
- Milíč z Kroměříže (Milíč v. Kremsier), Jan († 1374), tschech. Theologe u. Schriftsteller 1—6, 8—15
- Milner, Alfred, Viscount (1854—1925), brit. Politiker 127
- Miquardus, Herr v. Kahudowa (ab 1227) 291
- Möling, Johann, Porzellanfabrikant in Aich (ab 1849) 323
- Molitor, Martin von, Znaimer Maler 114 Anm. 6
- Monigan, John J., Untersuchungsrichter im Nürnberger Kriegsprozeß 409
- Morgenstern, Wenzel, Waffenhändler in Weipert (1875) 322

- Müller, C. A., Spielwarenfabrikant in Oberleutensdorf (1865) 324
- Müller, Friedrich, Baumwollspinnereibesitzer in Görkau (2. H. 19. Jh.) 327
- Münzberg, Johann (1799—1878), Textilindustrieller 345
- Neumann, Balthasar (1687—1753), Baumeister 92
- Neurath, Konstantin Frhr. von (1873—1956), dt. Politiker 404—410
- Nietzsche, Friedrich Wilhelm (1844—1900), Philosoph u. Dichter 356
- Nobel, A., Dynamitfabrikant in Zámek (2. H. 19. Jh.) 60
- Northcliffe, Alfred Charles, Viscount (1865—1922), brit. Zeitungsverleger u. Publizist 127
- Nostitz, Graf 333, 353
- Novotny, Wenzel, Besitzer eines Hammerwerks in Kladno (1875) 354
- Nowotny, August, Porzellanwarenfabrikant in Altrohlau (1865) 323
- Ottingen-Wallerstein, Karl Fürst (\* 1840), Herrschaftsbesitzer 359
- Oger v. Gstom, Ritter (14. Jh.) 296
- Opitz, Karl, Druckereibesitzer in Teplitz (ab 1848) 338
- Otto II., Kaiser (973—983) 252
- Otto v. Wolfersdorf (1237) 292
- Otto, Johann Karl Theodor von (1816—1897), prot. Theologe 108
- Pachner, Theodor Ritter von Eggenstorf (1823—1878), Besitzer einer Papiermühle 76
- Palacký, František (1798—1876), tschech. Historiker u. Politiker 101, 106 f.
- Pankratz, Besitzer eines Kohlenbergwerks bei Nürschau (um 1870) 80
- Papen, Franz von (1879—1969), dt. Politiker 409
- Pardubitz, Ernst von, Erzbischof v. Prag (1343—1364) 394
- Patočka, Franz R., Zündwarenfabrikant in Chrast (ab 1852) 360
- Payne, Peter (ca. 1385—1456), engl. Hussit 10 f.
- Pedhar, Hans (1861—1922), Chamottwarenfabrikant 336
- Perelis, Besitzer einer Bettfedernreinigung in Rostok (ab 1862) 367
- Perl, Franz, Kerzenfabrikant in Aussig (2. H. 19. Jh.) 340
- Perutz, J. G., Bergbauunternehmer bei Aussig (2. H. 19. Jh.) 333
- Peter von Dresden († 1421), dt. Hussit 4
- Petrarca, Francesco (1304—1374), ital. Dichter u. Humanist 308
- Pfister, Albrecht, Bamberger Buchdrucker (15. Jh.) 309
- Pfraumberg, Ratmir I. von, Besitzer v. Leskau (1257) 293
- Pick, Gummiwarenfabrikant in Prag (ab 1865) 360
- Piette, Julius, Papierfabrikant (2. H. 19. Jh.) 88, 338, 361 f.
- Piette, Ludwig († 1918), Papierfabrikant (2. H. 19. Jh.) 88, 338, 361 f.
- Pilz, Theodor (1817—1863), Baumwollspinnereibesitzer in Graslitz 329
- Pirchan, Gustav (1881—1945), Historiker 314
- Podstatzky-Lichtenstein Graf, Gutsbesitzer (Anf. 19. Jh.) 115
- Pohl, Wenzel, Lehrer Josefs II. 21
- Poincaré, Raymond (1860—1934), französ. Staatsmann 130
- Polak, Matěj (1788—1856), tschech. Dichter, österr. General 21
- Pollak, Besitzer einer Bettfedernreinigung in Rostok (ab 1862) 367
- Pollak, A. M., Zündwarenfabrikant in Prag (ab 1854) 360
- Pollak, Hermann, Nägelfabrikant in Pilsen (ab 1860) 84
- Poppenberger, Prokop (1795—1880), Spitzenfabrikant 330
- Posselt, Johann Friedrich (1680—1746), Wundarzt 94
- Preidl, Franz (1810—1889), Textilindustrieller 345
- Přemysl Ottokar II., König v. Böhmen (1253—1278) 16 f.
- Prestan, Herr v. Kladrau (Anf. 12. Jh.) 281 f.
- Pribsch, Johann (1795—1860), Industrieller 344
- Prochaska, Eduard (\* 1863) 117
- Prochaska, Heinrich, akad. Maler 115, 120
- Prochaska, Julius 117
- Prochaska, Mathias, Kanonikus in Nikolsburg (19. Jh.) 117 f.
- Prokop, Andreas, der Große (ca. 1380—1434), hussit. Feldherr 389
- Prokop, Josef († 1880), Maschinenfabrikant in Pardubitz 357

- Proksch, Anton (1804—1866), Organist, Komponist u. Klavierfabrikant 336
- Prousa, Spinnereibesitzer in Hawlowitz (um 1875) 89
- Rathgeber, Spinnereibesitzer in Schlaggenwald (Ende 19. Jh.) 329
- Rauchberg, Josef, Seidenfabrikant in Hinterwasser (ab 1862) 367
- Renger, Adolf, Maschinenfabrikant in Böhmischem-Kamnitz (ab 1872) 336
- Richsa v. Berg († 1125), Gemahlin Wladislaws I. 284
- Richter, Franz Xaver (1819—1898), Fabrikant 364
- Riedel, Glasindustrielle 334, 350
- Rienzo, Cola di (1313—1354), päpstl. Notar u. röm. Volkstribun 308
- Riepl, Franz Xaver (1790—1857), Direktor d. Kaiser-Ferdinand-Nordbahn 22
- Riesenburg, Benes von (13. Jh.) 291
- Riffen, William, engl. Bergbauunternehmer bei Teplitz (2. H. 19. Jh.) 333
- Ritschel, A. F., Bergbauunternehmer bei Karbitz (2. H. 19. Jh.) 333
- Ritter, Baronin von 405, 409
- Robert, Julius (1826—1888), Zuckerfabrikant 62
- Robert, R., Bergwerksbesitzer (Mitte 19. Jh.) 353
- Röhrs, Friedrich, Möbelfabrikant in Bubenetsch (19. Jh.) 361
- Rössler, Ignaz, Stahlwarenfabrikant in Nixdorf (19. Jh.) 336 f.
- Rößler, Johann Joseph († 1749), Geistlicher 94
- Rosenfeld, Hellmut (\* 1907), Prof. f. Germanistik 312 f.
- Rothirsch, Peter, Freund d. Johannes v. Tepl 313
- Rudolf I. von Habsburg, Kaiser (1273—1291) 16 f.
- Rudolf II., Kaiser (1576—1612) 17, 19, 101
- Rudolf III., König v. Böhmen (1306—1307) 17
- Rudolf, H. K., Metallornamentefabrikant in Pilsen (ab 1875) 84
- Rüchl, Johann, Besitzer einer Glashütte in Wostrow (2. H. 19. Jh.) 357
- Ruston, Joseph (1809—1895), Maschinenfabrikant 355
- Schabel, B. von, Garnfabrikant in Chotzen (ab 1861) 366
- Schaffner, Max (1830—1907), Chemiker u. Industrieller 338, 340
- Schaumburg-Lippe, Wilhelm Prinz (1834—1906), General 332, 336
- Schiller, Tonwarenfabrikant in Bodenbach (19. Jh.) 337
- Schilling, Gasproduzent in Eger (2. H. 16. Jh.) 326
- Schilter, Philipp, Zinnbergbaubesitzer in Graupen (1864) 333
- Schirnding, Carl Frhr. von (1822—1909), Stärkefabrikant in Schönwald 326
- Schmelzer, Julius, Likörfabrikant in Teplitz (ab 1863) 341
- Schmerling, Anton Ritter von (1805—1893), österr. Staatsmann 107
- Schmidt, Florian (1855—1932), Tuchfabrikant 347 f.
- Schmidt, Heinrich, Studienprofessor in Bayreuth (um 1920) 391 f.
- Schmidt, Jakob Mathias, Wiener Kaufmann (um 1768) 89
- Schmidt, Josef Eduard, Glasfabrikant in Annathal (ab 1864) 85
- Schmiedl, Textilindustrielle in Weipert (2. H. 19. Jh.) 330
- Schmieger, Ignaz (1812—1887), Spinnereibesitzer in Zwodau 329
- Schneider, A. M., Bergwerksbesitzer in Dux (2. H. 19. Jh.) 333
- Schneider, Karl Samuel (1801—1882), Pastor u. Reichsratsabgeordneter 105, 107 f., 110
- Schneider, Reinhold (1903—1958), Schriftsteller 307, 309
- Schrenk, Franz, Glasfabrikant in Elisenthal (2. H. 19. Jh.) 85
- Schroll, Benedikt (1790—1876), Textilindustrieller in Braunau 345
- Schulz, Maschinenfabrikant in Königgrätz (Ende 19. Jh.) 336
- Schuschnigg, Kurt Edler von (1897—1977), österr. Staatsmann 132, 133 Anm. 27
- Schuschta v. Gosolup (1237) 292
- Schwarzberg, Aron, Schuhfabrikant in Schüttenhofen (2. H. 19. Jh.) 89
- Schwarzenberg, Fürsten 71, 73 f., 86, 327, 338, 353
- Seifert, Besitzer eines Kohlenbergwerks bei Wilkischen (um 1870) 80
- Sellier, Louis († 1870), Zündhütchenfabrikant 360
- Šembera, Alois Vojtěch (1807—1882), Historiker, Philologe u. Jurist 21
- Seykora, Josef, Schuhfabrikant in Adler-Kosteletz (19. Jh.) 338
- Shakespeare, William (1564—1616), engl. Dichter 128

- Sieburger, Robert, Tapetenfabrikant in Vorder-Owenez (2. H. 19. Jh.) 362
- Sigmund, Kaiser (1410—1437), König v. Ungarn u. Böhmen 17
- Sigmund, Wilhelm, Tuchfabrikant in Friedland (19. Jh.) 348
- Silberstein, Adolf Frhr. von (1815—1887), Großindustrieller 332
- Škoda, Emil Ritter von (1839—1900), böhm. Großindustrieller 84
- Skupsch, Ritter von 293
- Smiřitzky von Smiřitz, Johann, Besitzer einer Kunstwalzmühle (2. H. 19. Jh.) 342
- Sommerschuh, Ofenfabrikant in Rakonitz (ab 1875) 359
- Spegele, Moriz (\* 1846), Juwelier 118, 123
- Spiro, Ignaz (1817—1894), Papierindustrieller 76
- Stalin, Josef (1879—1953), sowjet. Staatsmann 131
- Stalmach, Paweł (1824—1891), poln. Publizist 106, 110
- Stark, Johann David von (1770—1841), Großindustrieller 80 f., 85, 318, 320, 326
- Steck, Theodor, Fabrikant in Weipert (Mitte 19. Jh.) 330
- Steffens, Peter († 1879), Maschinenfabrikant in Goldenkron 72
- Stegmann, Johann (1823—1905), Metallwarenfabrikant 72
- Steinmetz, Johann Adam (1689—1762), Baumeister 103
- Sternberg, Graf, Bergbauunternehmer bei Křisch (2. H. 19. Jh.) 80
- Stichel, Kunstwollfabrikant in Rostok (ab 1862) 367
- Stölzle, Karl jun. († 1872), Glasfabrikant 73
- Stone, William A., Maschinenfabrikant in Althütten (ab 1873) 356
- Strandl, Albert von, Metallwarenfabrikant in Budweis (ab 1859) 72
- Straußberg, Pächter einer Eisenbahnmaterialfabrik in Bubna (2. H. 19. Jh.) 355
- Stuckart, Wilhelm (1902—1953), Beamter im Reichsinnenministerium (1941) 406
- Stürgkh, Karl Reichsgraf (1859—1916), österr. Staatsmann 43
- Štúr, L'udovít (1815—1856), slowak. Schriftsteller 106
- Sulco, Herr v. Skupsch (um 1370) 296
- Sulislau v. Malkowitz (1248) 293
- Swatopluk, Herzog v. Böhmen (1107—1109) 284
- Swoboda, T. H., Pächter eines Bergwerks in Hermannsthal (Mitte 19. Jh.) 72
- Taaffe, Eduard Graf von (1833—1895), österr. Staatsmann 108 f.
- Tezner, Gustav (1813—1867), Baumwollspinnereibesitzer 329
- Thomas Štítný († ca. 1400), religiös. Schriftsteller 2
- Thomas, Leopold (1795—1866), Spinnereibesitzer in Graslitz 329
- Thume, Ignaz (1799—1867), Tuchfabrikant 350
- Thun, Josef Mathias Graf von (1794—1868), Großgrundbesitzer u. Industrieller 323, 341
- Thurn und Taxis, Fürst, Bergwerksbesitzer bei Littitz (um 1870) 80
- Tomáš ze Štítného s. Thomas Štítný
- Torberg, Friedrich (1908—1979), Schriftsteller 420
- Torstenson, Lennart (1603—1651), schwed. Feldherr 18
- Tranoscius (Tranovský), Georgius (Jiří) (1592—1637), Lehrer, Prediger u. Schriftsteller 102
- Trenkler, Anton Gustav (1811—1874), Tuchfabrikant 348
- Tschinkel, Anton († 1892), Großindustrieller 329, 342, 350
- Tschinkel, August († 1833), Begr. d. Zichorienkaffee-Fabrikation in Österreich 341
- Tuto, Bischof v. Regensburg (894—930) 266 f., 269, 273
- Ulbrich, Rolf (\* 1920), Prof. f. Slawistik 312 f.
- Umrath, Karl (1846—1895), Großindustrieller 356
- Unger, Georg, Wirkwarenfabrikant in Asch (2. H. 19. Jh.) 329
- Urban V., Papst (1362—1370) 3
- Valero, J. A., Seidenfabrikant in Neurettendorf (ab 1853) 349
- Varrone, Johann, Maler 123
- Veider, Mathias, Hutfabrikant in Prag (ab 1863) 367
- Venier, Karl (1812—1876), Porzellanfachmann 323
- Voltaire, eigentl. François-Marie Arouet (1694—1778), frz. Kritiker u. Philosoph 136
- Vrbno, Baron, Bergwerksbesitzer bei Oberstupno (2. H. 19. Jh.) 80
- Wagner, Franz, Teppichfabrikant in Maffersdorf (ab 1851) 349

- Wagner, Johann, Besitzer einer Glashütte in Světlá (2. H. 19. Jh.) 357
- Wagner, Vinzenz, Produzent v. Firnissen u. Olen in Aussig (2. H. 19. Jh.) 340
- Waldhauser, Konrad (1320—1369), Reformprediger 1
- Waldorf Astor, William s. Astor
- Walenta, Oberlehrer in Nikolsburg (um 1900) 125
- Walter v. Girschowa (1242) 292
- Wang, Josef, Bergbauunternehmer in Velká (2. H. 19. Jh.) 72
- Ward Price, George, engl. Journalist (um 1940) 133
- Weinrich, Karl (1800—1860), Chemiker, Begründer d. österr. Zuckerindustrie 342
- Weintridt, Vinzenz (1778—1849), kath. Aufklärer 116
- Weiser, Siegmund, Zigarettenpapierfabrikant in Sassow (ab 1865) 362
- Weiß, Karl, Papierfabrikant in Prag (2. H. 19. Jh.) 361
- Weiß, Wilhelm, Papierfabrikant in Prag (2. H. 19. Jh.) 361
- Weizsäcker, Ernst Frhr. von (1882—1951), dt. Diplomat 406
- Wenzel, hl., Herzog v. Böhmen (921—929/35) 249—276
- Wenzel I., König v. Böhmen (1230—1253) 291 f.
- Wenzel II., König v. Böhmen (1283—1305) 17
- Wenzel III., König v. Böhmen (1305—1306) 17
- Wessely, Helene geb. Kittner († 1867) 117
- Wessely, Helene (\* 1868) 120
- Wessely, Rudolf 120
- Westphalen, Graf von, Bergbauunternehmer (19. Jh.) 332
- Wichern, Johann Hinrich (1808—1881), luth. Theologe 110
- Widukind v. Corvey († nach 973), sächs. Mönch 257, 271
- Wiedemann, Tschechischlehrer a. d. Wiener Militärakademie (18. Jh.) 21
- Wiesner, Carl, Maschinenfabrikant in Kolin (ab 1868) 357
- Wilhelm, Karl Ritter von, Tonwarenfabrikant in Wildstein (ab 1873) 324
- Wilson, Woodrow (1856—1924), amerik. Staatsmann 128
- Winkler, Johann (1794—1874), luth. Theologe 101, 106, 108
- Winkler, Julius, Gründer einer Gelbgießerei in Warnsdorf (1866) 336
- Winterstein, Gummiwarenfabrikant in Prag (ab 1865) 360
- Wladislaw I., Herzog v. Böhmen (1109—1125) 281, 284, 292
- Wladislaw II., Herzog (1140—1173) 284
- Wogslaus, Herr v. Weseritz (ab 1227) 291
- Wyclif, John (ca. 1330—1384), Reformator 4
- Wyschemir, Abt v. Tepl (Anf. 14. Jh.) 294
- Wyschemir von Weseritz (Anf. 14. Jh.) 294
- Zernack, Klaus (\* 1931), Prof. f. ost- u. nordeuropäische Geschichte 415
- Ziegler, Johann Anton (1800—1865), Glasfabrikant 85
- Zimmermann, Josef, Zündwarenfabrikant in Fischern (um 1870) 326
- Žižka v. Trocnov, Jan (ca. 1370—1424), Hussitenführer 298, 389 f.
- Žlik, Andreas (1802—1865), schles. Senior 110
- Zobiecky, Tschechischlehrer a. d. Wiener Militärakademie (18. Jh.) 21